<36608041820018

<36608041820018

Bayer. Staatsbibliothek

N. 104.
H. Nat. 94. B, 10
Hist. nat. System. 203.
N.o 411.

Herrn von Buffons
Naturgeſchichte
der
vierfüßigen Thiere.

Zehnter Band.

Brünn,
gedruckt bei Joſeph Georg Traßler, und im
Verlage der Kompagnie.

1786.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Tapir. Tab. CLXXXI.

Büff. N. d. Vierf. T. X. T.

LXXIX.

Der Tapir, a) 1) oder Anta.

Buffon anim. quadr. Suppl. Tom. X. pl. I.

Dieſes iſt das gröſte Thier in Amerika, dieſer neuen Welt, wo die lebende Natur, wie wir ſchon geſagt haben, ſich dem Anſchein nach verkleinert oder vielmehr keine Zeit gehabt hat, ihre höchſten Maßen

 zu

a) Tapir, der Name dieſes Thiers in ſeinem Geburtslande Braſilien. Tapira nach dem Herrn de la Condamine; Voyage de la riviere des Amazones. S. 163. Tapiierete, nach

zu erreichen. Anſtatt jener ungeheuer groſſen Thiere, welche das alte Land von Aſien hervorbringt, anſtatt des Elephanten, des Nas=

nach Markgraf und Piſo. Eté iſt ein Beiwort, welches in der braſilianiſchen Sprache groß bedeutet, folglich heißt Tapiiereté ſo viel als großer Tapir. Tapihire, nach Thewet; Singularités de la France Antarctique, S. 96. Tapiroussou nach von Lery; Voyage au Bréſil, S. 151. Ouſſou iſt vielleicht, wie Eté, ein vermehrendes Beiwort. Dieſes Thier, das nicht allein in Braſilien, ſondern auch in Guiana und Peru gefunden wird, heißt in der Sprache Galibi auf den Küſten von Guiana Maipouri, und in Peru Uagra, nach dem Herrn de la Condamine. Ebendaſelbſt. Maipouri oder Manipouris in Kayenne, nach Barrere; Hiſtoire de la France Equin. S. 160. Anta bei den Portugieſen in Braſilien und Paraguai. Ent nach Souchu de Rennefort, S. 203. Danta bei den Spaniern und Portugieſen nach dem Herrn de la Condamine, S. 163. und nach Chriſtopher d' Acunna; Relation de la riviére des Amazones, traduite par Gomberville Paris 1682. Th. II. S. 157. imgleichen nach Charlevoix Hiſtoire du Paraguai, Th. I. S. 32. Ante, nach Herrera; Deſcription des Indes occidentales, Amſterdam 1622. S. 25. und nach Maffei; Hiſtoire des Indes, überſetzt von dem von Pure, S. 69. Beori, in Neuſpanien; Hiſtoire générale des voyages par M. l' Abbé Prévot, Th. II. S 636. Dante oder Danta, nach Joſeph Acoſta; Hiſtoire naturelle des Indes &c. überſetzt von Robert Regnault, S. 204.

Anmer=

Nashorns, des Waſſerochſen, der Giraffe und des Kameels, finden wir in dieſen neuen Ländern blos Gegenſtände nach kleinen

Anmerkung. Einige Reiſebeſchreiber haben es Mulet oder Mule ſauvage, das wilde Maulthier, Asne vache, die Eſelkuh, Vache ſauvage, die wilde Kuh genennet, — Die Danten, ſagt Acoſta, gleichen den kleinen Kühen und noch beſſer Mauleſeln, weil ſie keine Hörner haben. Hiſt. nat. des Indes, S. 200. — Tapirouſſou, die braſilianiſche Eſelkuh. — Man kann ſagen, daß dieſes Thier halb Kuh und halb Eſel iſt, ob es ſich gleich von beiden ſowohl in Abſicht ſeines ſehr kurzen Schwanzes als in Anſehung ſeiner weit ſchärferen und ſpitzigeren Zähne gänzlich unterſcheidet. Von Lery in ſeiner Reiſebeſchreibung, S. 151. — Der Tapihire hat, wie mir deucht, eben ſo viel vom Eſel als von der Kuh an ſich. Thevet S. 96. Die Ants ſind Thiere gleichſam, wie Mauleſel jedoch kleiner. Herrera S. 257. Tapiierete Braſilienſibus, Luſitanis Anta: Marcgrav. Hiſt. Braſil. p. 229.

Tapierete. Piſon. Hiſt. Nat. Braſil. pag. 101. Fig. ibid.

Sus aquaticus multiſulcus. Tapiierete Braſilienſibus Margravii, an vitulus, Jonſtoni. Tapir Maypouri Barrère, Hiſt. nat. de la France Equin. pag. 160.

Tapirus. Le Tapir ou Manipouris. Briſſon, Regn. anim. pag. 119.

v. B.

Modellen; Tapirs, Lamas, Vigognen; Kabiais, die alle kleiner als alle die Thiere ſind, die man in der alten Welt mit ihnen ver-

1) Beori animal, Laet. Americ. p. 322.
Danta, Nieremberg hiſt. nat. p. 187.
Antes, Nieuhoff Voy. and Travels into Braſil. p. 23.
Danta, Jonſton quadr. p. 216.
Tapiierete braſilienſibus, Rai. Synopſ. quadr. p. 126.
La Vache montagnarde, Dampier voy. III. p. 356. (Abbild. ſchlecht.)
Dantas, Cieza trav. Pem. p. 20.
Anta, la gran beſtia, Gumil. Orinoco I. p. 300.
Animal Tapiirete, Klein quadr. p. 36.
Hippopotamus acaudatus capite graciliore. The ſlender headed Hippopotamus, without a tail: the Tapijerete, Hill. animal. p. 569.
Hippopotamus, (terreſtris) pedibus poſticis triſulcis. Linné Syſt. nat. ed. X. tom. I. p. 74. n. 2.
Dante. Dictionn. anim. I. p. 139.
Manipouris, Dict. anim. II. p. 14.
Tapiirete, Dict. anim. IV. p. 267.
Rivierpaard met de Agterpooten in drieen geſpalten, Houtt. nat. hiſt. III. p. 420.
Le Tapir ou l'Anta, Buffon hiſt. nat. XI. p. 444. tab. 43. edit. 12. tom. V.
Der Tapir, Buff. allg. H. d. Nat. XI. p. 250. tab. 43.
Anta, Bomare Dict. anim. I. p. 131.
Beori, Bomare Dictionn. I. p. 277.
Manipouris, Bom. Dict. III. p. 21.

Waſſer-

vergleichen muß. Es iſt hier nicht nur die Materie entſetzlich geſparet worden, ſondern
 auch

Waſſer-Schwein, Knorr delic. II. tab. K. fig: 13.
Sus aquaticus muſticulus, Fermin Surinam II. p. 80.
The longnoſed Tapir. Pennant Synopſ. quadr. p. 82 n. 60.
Tapir o Manipuris, Aleſſandri I. tab. 23.
Landhippopotamus, Müller L. Naturſyſt. I. p. 460.
Antathier, Martini Naturl. II. p. 616. (Abbild. a. Buff.)
Hydrochaerus (Tapir) dentibus primoribus vtrinque decem. Erxleb. Syſt. R. anim. I. p. 191. n. 1.
Antathier, Borowsky I. tab. 38.
Tapir. Tapirus, Bomare Dictionn. d' hiſt. nat. ed. 3. Tom. VIII. p. 422.
Anta. Neuer Schaupl. d. Nat. I. p. 330.
Anta. Das Antathier. Onomatol. hiſtor. nat. Tom. I. p. 466.
Manipouris. Tapir. Onomat. hiſt. nat. Tom. V. p. 54. u. Tom. VII. p. 441.
Hydrochaerus Tapir. Waſſerſchwein. Antathier. Graumann introd. p. 40.
Der Tapir. Leske Naturgeſch. I. p. 190.
Tapir (ſuillus) auriculis ovalibus, roſtro ſpithamaeo retractili. Blumenbach Handb. d. Naturg. Ausg. 2. p. 128.
Der Tapir Maipuri. Zimmermann geogr. Geſch. Th. 2. p. 153. u. III. p. 174. u. p. 429.
Bajon Hiſt. de Cayenne, p. 216. pl. 2.
Le Tapir. Buffon anim. quadr. ed. in 12. tom. X. 166-174 u. Suppl. tom. X. p. 1. pl. 1.
D.

auch die Formen ſelbſt ſcheinen verſäumet oder mißlungen zu ſeyn. Die Thiere im ſüdlichen Amerika, welche dieſer neuen Welt allein eigen ſind, haben beinahe alle keine Hauzähne, keine Hörner und keinen Schwanz. Ihre Geſtalt iſt ſeltſam, ihr Leib und ihre Gliedmaßen haben ein ſchlechtes Verhältniß und eine unordentliche Verbindung, und einige, wie die Ameiſenfreſſer, die Faulthiere, u. ſ. w. haben eine ſo elende Natur, daß ſie kaum vermögend ſind, ſich zu bewegen und zu freſſen; ſie führen mit Schmerzen in der Einſamkeit der Wüſte ein kraftloſes Leben, und würden in einem bewohnten Lande, wo der Menſch und die mächtigſten Thiere ſie bald vertilget haben würden, nicht leben können. 2)

Der Tapir 3) iſt von der Größe einer kleinen Kuh oder eines Zebu, aber ohne Hör-

2) Faſt jeder vorhergehende Satz bedarf Einſchränkungen, weil Amerika nicht blos ſchwache Menſchen und Thiere hervorbringt.

D.

3) Allgem. Hiſt. der Nat. VI. Th. I. Band. Taf. XLIII. p. 251. oder Hiſt. des anim. quadr. Paris in 12. Tom. V. pl. 13. p. 174. Dieſe

Hörner und ohne Schwanz; er hat kurze Beine, einen Leib, der als ein Bogen geſtaltet iſt, wie das Schwein, trägt in ſeiner Jugend eine Liverei, wie der Hirſch, und hernach ein einförmiges dunkelbraunes Haar, einen dicken und langen Kopf mit einer Art von Rüſſel, wie das Nashorn, in jedem Kinnbacken zehn Schneidezähne, und zehn Stockzähne, ein Kennzeichen, welches ihn von dem Geſchlecht, der Ochſen und übrigen wiederkauenden Thiere gänzlich abſondert. Da wir übrigens von dieſem Thiere weiter nichts als einige Häute und einen Riß haben, welchen der Herr de la Condamine uns gütigſt mitgetheilet hat, ſo können wir nicht beſſer thun, als daß wir hier die Beſchreibungen anführen, welche Markgraf b) und Barrere davon

Dieſe Zeichnungen ſind nach der Condaminiſchen gemacht, und ich habe die neuere in Paris nach dem Leben gemachte aus des Hrn. Grafen v. Buffons Supplementsbänden (Hiſt. des anim. quadr. ed. in 12. tom. X. pl. I.) nachſtechen laſſen und hie beigefügt.

D.

b) Tapiierete Braſilienſibus, Luſitanis Anta. Animal quadrupes, magnitudine juvenci ſemeſtris; figura corporis quodammodo ad porcum accedens, capite etiam tali, verum craſ-

nach dem Leben gemacht, und daneben dasjenige vortragen, was die Reiſenden und Geſchichtſchreiber davon berichtet haben.

Es

craſſiori, oblongo, ſuperius in acumen deſinente; promuſcide ſuper os prominente, quam validiſſimo nervo contrahere et extendere poteſt; in promuſcide autem ſunt fiſſurae oblongae; inferior oris pars eſt brevior ſuperiore. Maxillae ambae anterius faſtigiatae, et in qualibet decem dentes inciſores ſuperne et inferne; hinc per certum ſpatium utraque maxilla caret dentibus; ſequuntur dein molares grandes omnes in quolibet latere quinque, ita ut haberet viginti molares et viginti inciſores. Oculos habet parvos porcinos, aures obrotundas, majuſculas quas verſus anteriora ſurrigit. Crura vix longiora porcinis et craſſiuſcula, in anterioribus pedibus quatuor ungulas, in poſterioribus tres; media inter eas major eſt in omnibus pedibus, in prioribus pedibus tribus quarta parvula exterius eſt adjuncta: ſunt autem ungulae nigricantes, non ſolidae ſed cavae, et quae detrahi poſſunt. Caret cauda et ejus loco proceſſum habet nudum pilis, conicum, parvum more Cutian. (Agouti). Mas membrum genitale longe exſerere poteſt inſtar cercopitheci: incedit dorſo incurvato ut Capytara. (Cabiai) Cutem ſolidam habet inſtar alcis, pilos breves. Color pilorum in junioribus eſt umbrae lucidae, maculis variegatus albicantibus ut capreolus; in adultis fuſcus ſive nigricans ſine maculis.

Ant-

Es ſcheinet, daß der Tapir ein trau-
riges Thier iſt und die Finſterniß c) liebt,
indem er blos des Nachts ausgeht, und
nir-

Animal interdiu dormit in opacis ſilvis latitans. Noctu aut mane egreditur pabuli cauſa. Optime poteſt natare. Veſcitur gramine, arundine ſaccharifera, braſſica, &c. Caro ejus comeditur ſed ingrati ſaporis eſt. Marcgravii Hiſt. Braſil. pag. 229. — Der Tapir oder Mannouri, ein Thier, das im Waſſer und auf der Erde lebet. Er hält ſich öfterer im Waſſer als auf der Erde auf, und geht nur dann und wann ans Land, um das zarte Gras zu ſeinem Fraß zu ſuchen. Er hat ein ſehr kurzes Haar, welches ſchwarz und weiß untermiſcht iſt, ſo daß dadurch Streifen entſtehen, die ſich in der Länge von dem Kopf bis an den Schwanz erſtrecken. Er pfeifet, wie eine Gemſe, er ſcheint etwas von dem Maulthier und etwas von dem Schwein an ſich zu haben. Man ſiehet Manipouris, wie einige dieſe Thiere nennen, in dem Fluß Ounapock. Ihr Fleiſch iſt grob und von Geſchmack unangenehm. Barrere Eſſai ſur l' hiſtoire naturelle de la France equinox. S. 160

v. B.

c) Tapiierete, beſtia iners et ſocors apparet, adeoque lucifuga, ut in denſis mediterraneis ſilvis interdiu dormire amet; ita ut ſi detur animal aliquod, quod noctu tantum nunquam vero de die venetur, haec ſane
eſt

nirgends lieber als im Waſſer iſt, worin er ſich öfter als auf dem Lande aufhält. Er lebt in den Sümpfen, und entfernet ſich nicht weit von dem Ufer der Flüſſe oder der Seen. So bald er bedrohet, verfolget oder verwundet wird; ſo ſtürzt er ſich ins Waſſer, d) taucht unter, und bleibt eine

eſt Braſilienſis beſtia, &c. Hiſt. nat. Braſil. pag. 101. — Der Ante graſet des Tages, und des Nachts frißt er eine Art von Thonerde, die er in den Moräſten findet, wo er beim Untergang der Sonne hineingehet. Die Antejagd wird blos bei Nachtzeit angeſtellet, und hat überall keine Schwierigkeiten. Man erwartet dieſe Thiere in ihren Löchern, wohin ſie ſich gerne Haufenweiſe begeben, und wenn man ſie kommen ſieht, ſo geht man ihnen mit brennenden Fackeln entgegen, welche ſie dermaßen blenden, daß ſie übereinander zur Erde ſtürzen u. ſ. w. Des P. Charlevoix Geſchichte von Paraguai, Th. I. S. 33. — Die Antan verbergen ſich des Tages in den Hölen, und gehen aus denſelben blos des Nachts heraus, um ihr Futter zu ſich zu nehmen. Herreras Beſchreibung von Weſtindien, S. 251.

v. B.

d) Der Manipouri iſt eine Art von wildem Mauleſel. Man ſchoß nach einem, aber man erlegte ihn nicht. Wenn die Kugel oder der Pfeil nicht durch die Seiten dieſes Thiers geht;

eine lange Zeit darinnen, ſo daß er eine große Strecke zurückleget, ehe er wieder zum Vorſchein kömmt. Durch dieſe Eigenſchaften, die er mit dem Waſſerochſen gemein hat, ſind einige Naturforſcher auf den Gedanken verfallen, daß er mit demſelben von einerlei Geſchlecht wäre. e) Allein er unterſcheidet ſich von demſelben eben ſo weit durch ſeine Natur, als er in Abſicht des Himmelsſtriches davon entfernet iſt. Wenn man von dieſer Sache überzeugt ſeyn will, ſo darf man nur die eben angeführte Beſchreibung, mit derjenigen, welche wir von dem Waſſerochſen geben werden, vergleichen. Der Tapir nähret ſich nicht von Fiſchen, ob er ſich gleich im Waſſer aufhält, und iſt nicht fleiſchfräßig,

wie-

gebt; ſo entwiſcht es faſt immer, vornämlich wenn es das Waſſer erreichen kann, weil es dann untertaucht und erſt an dem Ufer, das gegen den Ort überliegt, wo es die Wunde bekommen hat, wieder hervorkömmt. Lettres edifiantes. 24ſte Sammlung. Brief des P. Fauche, datirt von Ouyapock, den 20ſten April, 1738.

v. B.

e) Hippopotamus amphibius, pedibus quadrilobis; habitat in Nilo — — — Hippopotamus

wiewohl er einen Rachen hat, der mit zwanzig ſcharfen Schneidezähnen f) bewaffnet iſt. Er lebt von Pflanzen und Wurzeln, und gebraucht ſeine Waffen nicht wider andere Thiere. Er iſt von einem frommen und furchtſamen Weſen, und vermeidet alle Gefechte und Gefahren. Ob er gleich kurze Beine und einen ſtarken dicken Körper hat; ſo läuft er doch ziemlich ſchnell. Er geht gemeiniglich in Geſellſchaft und bisweilen in groſſen Scharen; ſein Leder g) iſt ſehr derb und ſo feſt, daß es oft der

Kugel

tamus terreſtris pedibus poſticis triſulcis; Tapijerete habitat in Braſilia. Linn. Syſt. nat. edit. X. pag. 74. v. B.

In der zwölften Ausgabe des Linneiſchen Syſtems iſt der Tapir ausgelaſſen.

D.

f) Obgleich der Tapirouſſou ſcharfe und ſpitzige Zähne hat; ſo ſetzt er ſich doch nicht zur Wehre, ſondern ergreifet die Flucht. Er iſt keinesweges gefährlich. Die Wilden erlegen ihn mit Pfeilſchüſſen, oder fangen ihn in Schlingen. Des von Lery Reiſebeſchreibung, S. 152.

v. B.

g) Die Wilden ſchätzen den Tapirouſſou wegen ſeiner Haut ungemein hoch; denn wenn ſie dieſelben abgezogen haben, ſo ſchneiden ſie

das

Kugel widerſteht; ſein Fleiſch iſt unſchmackhaft und grob. h) Gleichwohl eſſen die Indianer daſſelbe. Man findet dieſes Thier gemeiniglich in Braſilien, 4) in Paraguai 5) in Guiana, im Amazonenlande, i) und in dem ganzen ſüdlichen Amerika, unten von Chiley an bis in Neuſpanien. 6)

das ganze Rückenleder in der Runde aus, und wenn es trocken genug iſt, machen ſie runde Schilder daraus, die ſo groß ſind, als der Boden von einer mittelmäßigen Tonne. — Dieſe getrocknete Haut iſt ſo hart, daß ich glaube, daß kein Pfeil dadurch kommen kann. Eben derſelbe.

v. B.

h) Das Fleiſch des Manipouri iſt grob und widerlich von Geſchmack. Lett. edif. 24 Samml. S. 341.

v. B.

4) Marcgr. a. a. O. D.

5) Charlevoix hiſt. du Paraguay I. p. 32. D.

i) Man findet in der Gegend des Amazonenfluſſes ein Thier, welches Danta heißt, ſo groß als ein Maulthier iſt, und mit demſelben ſowohl in Anſehung der Farbe als in Hinſicht der Geſtalt des Leibes große Aehnlichkeiten hat. Relation de la rivière des Amazones, par Chriſtophe d' Acuna, Th. II. S. 177. — Das Elendthier, das in einigen waldichten Gegen-

Gegenden der Cordilleren von Quito angetroffen wird, iſt in den Wäldern des Amazonenlandes und von Guiana nicht ſelten. Den Namen Elendthier gebe ich hier dem Thier, das die Spanier und Portugieſen unter dem Namen Danta kennen. Voyage de la rivière des Amazones, par M. de la Condamine, S. 163.

v. B.

16) So iſt es in Jucatan (S. Allgem. Reiſ. XIII.) Panama, Barrere France equinox. p. 160. und Peru nach Condamine Voy. p. 82.

D.

An=

Anhang.

Der Herr Graf von Buffon ſetzt noch im neunten Supplementsbande eine ausführlichere Beſchreibung nebſt einer beſſern Abbildung des Tapirs hinzu. Er ſagt:

Der Tapir, welchen man als den Elephanten des neuen Welttheils anſehen kann, gleicht demſelben doch ſehr unvollkommen in Anſehung der Geſtalt, und kommt ihm noch weniger in der Größe nahe, wie die genaue Vergleichung ausweiſet. Ich habe mich verpflichtet gehalten, hier eine neue Abbildung zu geben, (pl. I.) welche viel genauer als die zwei und vierzigſte im eilften

Bande, welche nur nach einer auserleſenen Abbildung von dem verſtorbenen Herrn de la Condamine gemacht war. Dieſe iſt aber unter unſern Augen und nach einem lebendigen Thiere gemacht worden. Es konnte daſſelbe unſer Klima aber ſchwerlich ertragen, denn es lebte nach ſeiner Ankunft nur kurze Zeit in Paris unter den Händen des Herrn Rugieri, der doch viele Sorge für daſſelbe trug.

Man ſieht, daß die Art des Rüſſels, welche er am Ende der Naſe trägt, nur eine Spur von demjenigen des Elephanten ſey; und in Anſehung dieſes einzigen Kennzeichens in der Bildung kann man nur ſagen, daß der Tapir dem Elephanten ähnlich ſey. Der Herr de la Borde, königlicher Arzt zu Cayenne, welcher mit einem guten Fortgange verſchiedene Theile der Naturkunde treibt, ſchreibt mir, daß der Tapir wirklich das größte von allen vierfüßigen Thieren des ſüdlichen Amerikas ſey, und daß es daſelbſt welche von ihnen gebe, die an fünfhundert Pfund wiegen. Dieſes Gewicht iſt aber zehnmal geringer als das von einem mittelmäßigen Elephanten, und man würde nie darauf verfallen ſeyn, zwei ſol-

che

che ungleiche Thiere mit einander zu vergleichen, wenn der Tapir außer der Art von Rüſſel, nicht einige dem Elephanten ähnliche Eigenſchaften hätte. Er geht gern in das Waſſer um ſich zu baden, und nicht um Fiſche darin zu fangen, die er niemals frißt; denn er ernährt ſich wie der Elephant von Kräutern und Baumblättern; er bringt auch nur ein Junges zur Welt.

Dieſe Thiere fliehen ebenfalls die Nachbarſchaft bewohnter Oerter, und halten ſich in den Gegenden von Moräſten und Flüſſen auf, durch welche ſie oft des Tages und ſogar in der Nacht ſetzen. Das Weibchen begleitet das Junge und gewöhnt es zeitig in das Waſſer zu gehen, darin es vor ſeiner Mutter untertaucht und ſpielt, welche ihm in dieſer Uibung Unterricht zu geben ſcheinet.

Das Männchen hat an der Erziehung keinen Antheil, denn man findet dieſelben allemal allein, ausgenommen zur Zeit, wenn das Weibchen hitzig iſt.

Dieſe Art Thiere iſt in dem inneren Lande von Guiana ziemlich zahlreich, und

kommt von Zeit zu Zeit in die Wälder, welche in einiger Entfernung von Cayenne ſind.

Wenn man ſie jagt, flüchten ſie in das Waſſer, darin man ſie leicht ſchießen kann. Obgleich ſie aber von Natur friedfertig und ſanft ſind, ſo werden ſie doch gefährlich, wenn man ſie verwundet hat. Man hat gefunden, daß ſie ſich bemüheten, ſich an dem Boot, daraus der Streich gekommen, zu rächen und es umzuwerfen. Man muß ſich auch vor ihnen in den Wäldern in Acht nehmen. Sie machen in denſelben Fußſteige, oder vielmehr ziemlich breite gebahnte Wege, durch ihr häufiges Hin- und Hergehen, denn ſie haben die Gewohnheit, immer durch dieſelben Stellen, die ſie gegangen ſind, wieder zurück zu kommen. Man muß beſorgen, daß man ſich auf einem dieſer Wege, von welchem ſie nie ausweichen, a) befin=

a) Ein Reiſender erzählte mir, daß er kaum der Gefahr entgangen ſey, ein Opfer von der wenigen Erfahrung die er in dieſem Falle hatte, zu werden. Denn er hatte auf einer Landreiſe ſeine Hangmatte an zwei Bäumen befeſtigt, um darin die Nacht zuzubringen, und ſo, daß dieſelbe queer über einen von den Tapirs gebahnten Weg gieng. Des Abends

befinde, weil ſie in ihrem Gange trotzig ſind, und, ohne daß man ſie zu beleidigen ſucht, alles was ihnen entgegen kömmt, hart anfallen.

Die Gegenden an den Flüſſen von Guiana ſind von einer ziemlich großen Anzahl der Tapirs bewohnt, und die Waſſerufer ſind von Fußſteigen, die ſie daſelbſt machen, durchſchnitten. Dieſe Wege ſind ſo gebahnet, daß die wüſteſten Gegenden, bei dem erſten Anblick bevölkert und von vielen Menſchen bewohnt ſcheinen.

Man richtet Hunde ab, dieſe Thiere auf dem Lande zu jagen und in das Waſſer zu verfolgen; da ſie aber eine ſehr feſte

 und

Abends um neun bis zehn Uhr hörete er einen großen Lärm in dem Walde, welchen ein Tapir machte, der daher kam. Er hatte nicht mehr Zeit als ſich aus der Hangmatte zu werfen, und feſt an einem Baum zu halten. Das Thier hielt ſich nicht auf, ſondern es warf die Hangmatte auf die Zweige, und preßte dieſen Menſchen gegen den Baum. Darauf gieng es, ohne von ſeinem gebahnten Wege abzuweichen, mitten durch einige Neger, welche auf der Erde nahe an einem großen Feuer lagen, und that ihnen gar keinen Schaden.

v. B.

und dicke Haut haben, ſo tödtet man ſie nur ſelten mit dem erſten Schuß.

Die Tapirs haben kein anderes Geſchrei als eine Art von lebhaftem und ſcharfem Gepfeiffe, welches die Jäger und Wilden ziemlich genau nachahmen, um ſie herbei zu rufen und in der Nähe zu ſchießen. Sie verlaſſen ſchwerlich diejenige Gegenden die ſie einmal eingenommen haben. Sie laufen ungeſchickt und langſam; Menſchen und Thiere fallen ſie nicht an, wenigſtens wenn die Hunde ihnen nicht gar zu nahe kommen, denn in dieſem Falle vertheidigen ſie ſich mit den Zähnen und bringen ſie um.

Die Mutter ſcheint ſehr für ihre Jungen beſorgt zu ſeyn. Sie lehrt ſie nicht allein ſchwimmen, ſpielen und untertauchen im Waſſer, ſondern läßt ſie ſich auf dem Lande auch beſtändig folgen oder ſich von ihnen begleiten, und wenn das Junge zurück bleibt, beugt ſie von Zeit zu Zeit den Rüſſel, in welchem das Geruchswerkzeug iſt, zurück, um zu bemerken, ob es folgt oder weit von ihr bleibt, und in dieſem Falle ruft ſie es zu ſich, und erwartet es, um mit demſelben weiter zu gehen.

Man

Man hat einige von ihnen zu Cayenne als Hausthiere aufgezogen, und ſie gehen überall umher ohne Schaden zu thun. Sie freſſen Brod, Kaſſave und Früchte. Sie laſſen ſich gern ſchmeicheln und ſind tölpiſch vertraut, denn ſie haben ein ſchweres und plumpes Weſen an ſich, faſt wie ein Schwein. Bisweilen gehen ſie des Tages in den Wald, und kommen des Abends wieder zu Hauſe; es geſchieht aber doch auch oft, daß ſie ſolche Freiheit die man ihnen läßt, mißbrauchen und nicht wieder zurück kommen.

Ihr Fleiſch iſt eßbar, aber von keinem guten Geſchmacke. Es iſt ſchwer, an Farbe und Geruch gleich dem Hirſchfleiſche. Die einzigen ziemlich guten Biſſen ſind die Füße und das obere vom Rücken.

Herr Bajon, königlicher Wundarzt zu Cayenne hat im Jahr 1774 an die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris eine Abhandlung über dieſes Thier eingeſchickt. Wir halten uns verpflichtet, die guten Beobachtungen des Herrn Bajons in einem Auszuge mitzutheilen, und zugleich zwei Fehler zu bemerken, die ſich in ſeiner Schrift ein-

geſchlichen zu haben ſcheinen, welche übrigens Lob verdient.

Herr Bajon ſagt: Die Geſtalt dieſes Thiers kommt im allgemeinen dem Schweine nahe. Es iſt aber doch ſo hoch als ein kleiner Mauleſel, da es einen äußerſt dicken Leib auf kurzen Beinen trägt. Die Haare die es bedecken, ſind gröber und länger als am Eſel und Pferde, aber feiner und kürzer als Schweinsborſten, und lange nicht ſo dick als dieſelben. Es hat eine Mähne, darin die Haare immer aufgerichtet ſtehen, und nur ein wenig länger als die übrigen Haare des Leibes ſind; dieſelbe erſtreckt ſich von der Scheitel an bis zu dem Anfange der Schulter. Der Kopf iſt groß und etwas länglich, die Augen ſind klein und ſchwarz; die Ohren kurz und haben der Geſtalt nach einige Aehnlichkeit mit Schweinsohren; am Ende ſeines obern Kinnbackens einen ohngefähr einen Fuß langen Rüſſel, welcher ſehr biegſam iſt, und in welchem das Geruchswerkzeug ſeinen Sitz hat. Es bedient ſich deſſelben wie der Elephant, um die Früchte damit zu ſammlen, welche einen großen Theil ſeiner Nahrung ausmachen. Die beiden Naſenlöcher kom-

men am Ende des Rüſſels hervor. Der Schwanz iſt ſehr klein, ohngefähr nur zwei Zoll lang und faſt gänzlich ohne Haare.

Die Haare auf dem Leibe ſind braun mit wenigem Dunkel darin. Die Beine ſind kurz und dick, die Füße auch ſehr breit und ein wenig rund; die Vorderfüße haben vier Zehen, und die hintern nur drei; alle dieſe Zehen ſind mit einem dicken und harten Horn eingehüllt. Der Kopf enthält, obgleich er ſehr groß iſt, ein ſehr kleines Gehirn. Die Kinnladen ſind ſehr lang, und gewöhnlich mit vierzig Zähnen verſehen, obgleich bisweilen mehrere, bisweilen wenigere darin ſind. Die Vorderzähne ſind ſchneidend, und bei dieſen bemerkt man die Verſchiedenheit in der Anzahl. Hinter dieſen findet man an jeder Seite, ſowohl oben als unten, einen Eckzahn, welcher viele Aehnlichkeit mit den Schweinshauern hat. Darauf findet man einen kleinen zahnloſen Raum, worauf die dicken Backzähne mit breiter Oberfläche folgen.

Bei der Zergliederung des Tapirs oder Maipouri, fährt Herr Bajon fort, war das erſte Auffallende, daß dieſes Thier ein wiederkäuendes ſey. Die Füße und Zähne des

Maipouri haben doch gar keine Aehnlichkeit mit denen von unſern wiederkäuenden Thieren. — Dem ohngeachtet hat der Maipouri drei anſehnliche Säcke oder Mägen, welche gewöhnlich ſehr voll ſind, beſonders der erſte, den ich beſtändig wie einen Ballon gefunden habe. Dieſer Magen ſtellt den Panzen des Ochſen vor, aber hier iſt das Netz oder die Haube nicht verſchieden, weil die beiden Theile hier nur einen ausmachen. Der zweite Magen der Salter genannt, iſt auch ſehr anſehnlich, und ſehr dem von den Ochſen gleich, doch mit dem Unterſchiede, daß die Blätter darin viel kleiner ſind, und die Häute darin dünner ſcheinen. Der dritte Magen (Rom) iſt der kleinſte und dünneſte. Man bemerkt in demſelben inwendig nichts als bloße Runzeln, und ich habe ihn faſt immer voll von ganz verdauter Materie gefunden. Die Gedärme ſind nicht ſehr weit, aber ſehr lang. Das Thier läßt den Unrath in Kugeln, beinahe wie die Pferde, fallen.

Ich bin ſchuldig, dem zu widerſprechen, was Herr Bajon hier ſagt, und zugleich zu verſichern, daß dieſes Thier gar kein wiederkäuendes ſey, noch drei Magen hat, wie er ſagt. Hier ſind meine Beweiſe.

Man

Man hat uns einen lebendigen Tapir oder Maipouri aus Amerika gebracht; er hatte das Meer gut ertragen, und war an 20 Meilen von Paris angekommen, wie er mit einem male krank ward und ſtarb. Man verſäumte keine Zeit uns denſelben zu ſchicken, und ich bat den Herrn Mertrud, einen geſchickten Lehrer der Wundarzneikunſt und der Zergliederung bei der Schule im königlichen Garten, denſelben zu öfnen und die inneren Theile zu unterſuchen. Eine ſehr gewohnte Sache für den Herrn Mertrud, weil er ebenderſelbe iſt, der die Gefälligkeit gehabt hat, unter den Augen des Herrn d'Aubenton von der Akademie der Wiſſenſchaften, die mehrſten Thiere zu zergliedern, davon wir die Beſchreibung gegeben haben.

Der Herr Mertrud verbindet überdem mit aller Kenntniß der Zergliederung eine große Genauigkeit in ſeinen Operazionen. Auch iſt dieſe Zergliederung, ſo zu ſagen, in meiner Gegenwart geſchehen, und der jüngere Herr d'Aubenton iſt allen Behandlungen beigeſtanden und hat den Erfolg davon geordnet; endlich war auch noch Herr Seve unſer Zeichner, ein guter Beobachter, gegen-

genwärtig. Ich führe dieſe Umſtände blos an, dem Herrn Bajon zu zeigen, daß wir ihm gleich anfangs darinnen widerſprechen mußten, daß wir nicht drei Mägen, ſondern an deren Statt nur einen einzigen bei dieſem Thiere gefunden haben. Die Weite deſſelben war wirklich ſehr groß und wie ein Beutel geſtaltet, welcher an zweien Stellen zuſammen geſchnüret iſt. Aber es war nur ein einziges Eingeweide, ein einfacher einzelner Magen, der nicht mehr als einen einzigen Ausgang in den Zwölffingerdarm hatte, und nicht drei verſchiedene Mägen, wie Herr Bajon ſagt.

Es iſt aber doch nicht zu verwundern, daß derſelbe in dieſen Fehler verfallen iſt, da einer der berühmteſten Zergliederer in Europa, der Herr Doktor Tyſon, von der königlichen Geſellſchaft in London, ſich bei Zergliederung des Pekari oder Tajaſſu aus Amerika geirret hat, von welchem er übrigens eine ſehr gute Beſchreibung in den philoſophiſchen Abhandlungen (Philoſoph. Tranſact. N. 153.) gegeben hat. Tyſon verſichert, wie Herr Bajon von dem Tapir ſagt, daß der Pekari drei Mägen habe, da er doch in der That nur einen einzigen

beſitzt,

beſitzt, welcher beinahe wie bei dem Tapir, durch zwei Zuſammenſchnürungen getheilt iſt, die bei dem erſten Anblick als drei Mägen laſſen. b)

Es ſcheint uns daher gewiß, daß der Tapir oder Maipouri nicht drei Mägen habe und kein wiederkäuendes Thier ſey; denn wir können zu dem angeführten Beweis noch hinzu ſetzen, daß dieſes Thier, welches lebendig nahe bis Paris gekommen iſt, niemals wiedergekäuet habe.

Seine Führer ernährten es blos mit Brod, Korn und dergleichen. Allein dieſer Irrthum des Herrn Bajon hindert nicht, daß ſein Aufſatz nicht ſehr gute Beobachtungen enthalte. Man wird davon urtheilen können, in der Fortſetzung dieſes Auszuges, in welchem ich einige Dinge einſchalten zu müſſen glaubte, die mir von Augenzeugen mitgetheilt ſind.

Herr Bajon ſagt ferner, der männliche Tapir oder Maipouri iſt allemal gröſſer

b) Hiſtoir. nat. Tom. X. p. 23. ed. in 12. tom. IV. p. 4. Buff. Naturg. d. Vierf. in 8. Th. VII. p. 49.

ſer und ſtärker als das Weibchen, ſeine Mähnhaare ſind länger und dicker. Das Geſchrei von beiden iſt genau daſſelbe wie von einer groben Flöte. Das Geſchrei des Männchen iſt ſchärfer und ſchneidender als das von dem Weibchen.

Die männlichen Zeugungstheile ſcheinen eine große Aehnlichkeit mit denen vom Eſel oder Pferde zu haben. Ihre Lage iſt von eben der Art, und man bemerkt in der Scheide derſelben, wie bei dem Pferde, in kleiner Entfernung von den Hoden, zwei kaum in die Augen fallende kleine Zitzen, welche den Ort der Saugwarzen bezeichnen. Die Hoden ſind ſehr groß, und jede wiegt an zwölf bis vierzehn Unzen.

Die Ruthe iſt dick, und hat nur einen ſchwammigten Körper. Im gewöhnlichen Zuſtande iſt ſie in einen Sack eingeſchloſſen, der von der Scheide gebildet wird; wenn ſie aber ſteif iſt, kommt ſie ganz hervor, wie bei dem Pferde.

Eines von den Weibchen, welche Herr Bajon zergliederte, war ſechs Fuß lang, und ſchien noch nicht trächtig geweſen zu

ſeyn;

ſeyn; die beiden Zitzen deſſelben waren nicht ſehr dick, und glichen gänzlich denen der Eſelin oder Stute. Die Schamöffnung war einen guten Zoll von dem After entfernet.

Die Weibchen werden gewöhnlich im November und Dezember hitzig. Jedes Männchen folgt einem Weibchen, und dieſes iſt die einzige Zeit, darin man zwei von dieſen Thieren zuſammen findet. Wenn ſich zwei Männchen bei einem Weibchen begegnen, ſo ſchlagen und verwunden ſie ſich grauſam. Iſt das Weibchen trächtig, verläßt das Männchen ſie und läßt ſie allein. Die Zeit der Trächtigkeit währet zehn bis eilf Monat, denn man ſieht die Jungen im September. Zu dem Werfen wählt das Weibchen immer einen erhabenen Ort und trockenen Boden.

Dieſes Thier iſt im geringſten kein Amphibium, wie einige Naturkündiger geſagt haben, ſondern lebt ſtets auf dem Lande, und macht ſein Lager beſtändig auf Hügeln und an den trockenſten Orten. Wahr iſt es, daß es die moraſtigen Gegenden beſucht; dieſes geſchieht aber, um daſelbſt den Unter-

ter-

terhalt zu ſuchen, und weil es daſelbſt mehrere Blätter und Kräuter als an erhabenen Stellen findet. Da es ſich ſehr in den moraſtigen Stellen beſudelt und die Reinlichkeit liebt, ſo ſchwimmt es alle Morgen und Abende über einen Fluß, oder wäſcht ſich in einem See.

Seines dicken Körpers ungeachtet, ſchwimmt es ſehr geſchickt, es kann aber nicht länger unter dem Waſſer bleiben als alle übrige Landthiere. Man ſieht auch, daß es alle Augenblicke ſeinen Rüſſel aus dem Waſſer zieht um Athem zu holen. Wenn es von den Hunden verfolgt wird, ſo läuft es gleich zu einem Fluß, und ſchwimmt ſchnell über denſelben, um ſich ihren Verfolgungen zu entziehen.

Fiſche frißt es gar nicht, ſeine gewöhnliche Nahrung ſind Wurzeln und zarte Schößlinge, vorzüglich aber Früchte, welche von den Bäumen gefallen ſind. Es ſucht vielmehr des Nachts als bei Tage ſeine Nahrung, obgleich es am Tage, beſonders im Regen, herumgehet.

Es hat ein feines Gehör und Geſicht. Bei der geringſten Bewegung die es merkt, nimmt es die Flucht und macht einen anſehnlichen Lärm im Gehölze.

Dieſes ſehr einſame Thier iſt ſehr ſanft und ſogar ziemlich furchtſam. Man hat kein Beiſpiel, daß es geſucht habe, ſich gegen den Menſchen zu vertheidigen. So iſt es nicht gegen die Hunde, gegen welche es ſich ſehr gut vertheidiget, vorzüglich wenn es verwundet iſt; es tödtet ſie ſogar öfters entweder durch den Biß, oder durch Treten mit den Füſſen. Wenn es als Hausthier aufgezogen wird, ſcheint es einiger Zuneigung fähig zu ſeyn.

Herr Bajon hat eines derſelben aufgefüttert, welches man ihm jung brachte, und welches noch nicht größer als ein Schafbock war. Es ward ſehr groß, und bekam zu ihm eine Art von Freundſchaft. Zum bewundern unterſchied es ihn mitten unter vielen Leuten; es folgte ihn, wie ein Hund ſeinem Herrn folgt, ſchien viel Vergnügen an den Liebkoſungen, die er ihm machte zu finden, und leckte ihm die Hände. Es gieng allein bisweilen ſehr weit,

in den Wald, und unterließ nicht alle Abende zu rechter Zeit wieder zu Hauſe zu kommen.

Man ſahe ein anderes ebenfalls gezähmtes auf den Gaſſen von Cayenne gehen, ganz frei in das Feld wandern und alle Abende zurückkommen. Demohngeachtet konnte man es, wie man es zur Uiberfahrt nach Europa einſchiffen wollte, und wie es am Bord des Schiffes war, nicht halten. Es zerriß die ſehr ſtarken Stricke, mit denen man es befeſtigt hatte, ſtürzte ſich in das Waſſer, ſchwamm an das Ufer, kam in einer ganzen Entfernung von der Stadt an und man hielt es für verloren, aber es kam noch an demſelben Abend zu ſeinem gewöhnlichen Lager. Da man beſchloſſen hatte es einzuſchiffen, bediente man ſich noch gröſſerer Vorſicht, welche aber nur auf einige Zeit half; denn ohngefähr auf dem halben Wege von Amerika nach Frankreich, wie das Meer ſehr ſtürmiſch ward, ward das Thier unwillig, zerriß aufs neue ſeine Bande, ſtieß ſeine Kiſte ein und ſtürzte ſich in das Meer, da man es nicht wieder heraus ziehen konnte.

Im Winter, darin es faſt den ganzen Tag in Cayenne regnet, iſt die ſchicklichſte Jahrszeit dieſe Thiere glücklich zu jagen.

Ein indianiſcher Jäger ſagt Herr Bajon, der bei mir in Dienſten ſtand, ſtellte ſich mitten in den Wald, ſtieß fünf bis ſechsmal in eine Flöte, die mit Fleiß dazu gemacht war, und ihr Geſchrei ſehr gut nachmachte; wenn ſich eines von ihnen in der Nachbarſchaft befand, antwortete es ſogleich, und alsdann begab ſich der Jäger leiſe nach dem Ort von daher die Antwort kam, wiederholte dabei ſorgfältig von Zeit zu Zeit das Geſchrei, ſo lange bis er nahe genug zum Schuſſe darnach kam.

In der trocknen Zeit des Sommers bleibt hingegen das Thier den ganzen Tag über liegen. Alsdann gieng dieſer Indianer auf die kleinen Anhöhen, ſuchte eines derſelben zu entdecken und im Lager zu ſchießen, dieſe Art der Jagd war aber viel fruchtloſer als die erſte. Man bedient ſich, um ſie zu ſchießen, gegoſſener Stücke Metall oder ſehr dicker Kugeln, weil ihre Haut ſo hart iſt, daß die groben Bleiſchrote ſie nur zerkratzen, und ſelbſt mit den Kugeln und ſogar mit

den Metallſtücken tödtet man ſie ſelten mit dem erſten male: man ſollte kaum glauben welch ein zähes Leben ſie haben.

Ihr Fleiſch iſt nicht gänzlich ſchlecht zu eſſen, das von den alten iſt lederhaft und hat einen Geſchmack den viele unangenehm finden; aber das von den jungen iſt beſſer und hat einige Aehnlichkeit mit Kalbfleiſch.

Ich habe es nicht nöthig gehalten, einen Auszug von der Zergliederung aus des Herrn Bajons Aufſatze zu machen. Ich habe blos dasjenige von den vorgeblichen dreien Mägen, die doch nur einen ausmachen, angeführt. Ich hoffe, daß Herr Bajon dieſes ſelbſt erkennen wird, wenn er ſich die Mühe giebt, aufs neue dieſe inneren Theile von dem Thiere zu unterſuchen.

Eine andere Anmerkung, die mir nöthig ſcheint, müſſen wir noch machen, ohngeachtet wir nicht ſo gewiß dabei als in Anſehung des einzigen Magens ſind. Sie betrift die Mutterhörner.

Herr Bajon nämlich verſichert, daß das Ende der Muttertrompeten gegen die Eier-

ſtöcke

ſtöcke zu, bei allen Weibchen, die er zerglie- dert habe, gänzlich geſchloſſen geweſen ſey, und daß ihre Höle gar keine Gemeinſchaft mit dieſen Theilen habe.

Er ſagt: „Ich blies Luft in dieſe Mutterhörner und drückte ſie mit Gewalt, allein es gieng keine Luft heraus, und drang nicht in die Seite an den Eierſtöcken. Dieſes Ende der Muttertrompeten, oder die zackigte Mündung derſelben ſcheinet hier am Ende rund zu ſeyn, und man bemerkt auswärts an ihrem Ende mehrere Sackenden, welche man für ſo viele Zugänge mit dem Inneren ausgeben ſollte; ſie ſind aber von häutigen Falten gebildet, welche von der Haut entſtehen, die ſie von den breiten Bändern erhalten, vermöge welcher Haut die Mutterhörner an den Eierſtöcken befeſtigt ſind. Die gänzliche Zuſchließung des Endes von den Mutterhörnern, das zu den Eierſtöcken geht, iſt eine Erſcheinung, welche gewiß einigen Anſtoß in dem gewöhnlichen Lehrgebäude über die Erzeugung mit ſich bringt. Die Neuheit, das Wichtige und Sonderbare dieſer Erſcheinung, ſagt Herr Bajon, machte, daß ich gegen meine eigene Beobachtungen behutſam war. Ich ſuchte mich alſo durch

wiederholte Unterſuchungen zu verſichern, damit mir gar keine Zweifel desfalls übrig bleiben möchten. Daher hat die Zergliederung von zehn bis zwölf Weibchen, die ich in drei bis vier Monaten anſtellete, mich in den Stand geſetzt, die Wirklichkeit der Sache, ſowohl bei den jungen als alten Weibchen, die ſchon trächtig geweſen, zu bezeugen; denn ich habe von ihnen welche zergliedert, die Milch in den Brüſten hatten, und andere welche trächtig waren."

So beſtimmt auch dieſe Behauptung, und ſo vielfach die Beobachtungen, die der Herr Bajon desfalls angeſtellet, auch ſeyn mögen, ſo bedürfen ſie doch wiederholt zu werden, und ſcheinen uns allem dem, was man ſonſt davon weiß, ſo entgegengeſetzt zu ſeyn, daß wir ihnen keinen Glauben beilegen können.

Man ſehe unterdeſſen die Bemerkungen, die ich während der Zergliederung geſammlet, welche Herr Mertrud in Paris bei dieſem Thiere angeſtellet hat.

Der Magen lag ſo, daß er eben ſo ſehr nach der rechten als der linken Seite

zu

zu ausgedehnet ſchien. Der Sack endigte ſich dann in eine Spitze die nicht ſo lang als bei dem Schweine war, und hatte daſelbſt einen ganz deutlichen Winkel zwiſchen dem Magenmund und dem Pförtner, welcher eine Art von Zuſammenſchnürung machte. Die linke Seite war viel weiter als die rechte. Der dicke Darm war ſehr weit, und vielenger am Anfange und Ende als in der Mitte. Der große Umfang des Magens betrug drei Fuß, einen Zoll; und der kleine Umfang zwei Fuß ſechs Linien.

		Fuß.	Zoll.	Lin.
Die Länge der Leber	—	—	11	—
Die Dicke der Leber	—	—	3	6
Die Breite der Leber	—	1	1	—
Es war keine Gallenblaſe, ſondern ein bloßer Gallengang, der ſich in den Zwölffingerdarm an der Seite des Magendrüſenganges öffnete.				
Länge der Milz	—	1	6	—
Breite der Milz	—	—	2	2
Dicke der Milz	—	—	1	—
Höhe des Herzens	—	—	5	—
Umfang des Herzens	—	1	2	—

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Die eiförmige Oeffnung war verſchloſſen.			
Durchmeſſer der großen Schlagader — — — —		1	—
Länge der dünnen Gedärme vom Magen bis zum Blinddarm	38	2	—
Der Umfang der dünnen Gedärme an ihrer dickſten Stelle —		3	6
An ihrer dünnſten Stelle —		3	2
Länge des Blinddarms —	1	10	—
Umfang des Blinddarms an der dickſten Stelle — —	2	4	10
Umfang des dicken Darms an der dickſten Stelle — —	1	9	—
Da wo er am dünnſten —		7	—
Umfang des geraden Darms da wo er am dickſten iſt —	1	—	—
Deſſen Umfang da wo er am dünnſten iſt — — —		7	6
Länge der Nieren — —		8	—
Breite der Nieren — —		4	8
Dicke der Nieren — —		1	—
Durchmeſſer der äußern Scham —		1	—
Länge der Scheide — —		11	6
Länge der Gebärmutter — —		2	6

Län=

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Långe der Mutterhörner	—	11	—
Großer Umfang der Blaſe —	2	8	8
Kleiner Umfang der Blaſe —	1	10	4
Långe des Harnganges —	—	5	6
Umfang deſſelben —	—	2	6
Långe des Eierſtockes —	—	9	—
Breite deſſelben — —	—	—	6
Dicke deſſelben — —	—	—	1½
Långe der Zunge — —	1	2	—
Långe des Thiers von der Spitze der Naſe, bis zum After —	5	1	—
Höhe des Hintergeſchlepps —	2	8	4
Höhe des Vordergeſchlepps —	2	7	2
Långe des Auges von einem Winkel zu dem andern —	—	1	1

Zu der Zeit da dieſe Zergliederung gemacht, und vorſtehende Ausmeſſungen genommen waren, hatten wir noch nicht den Aufſatz des Herrn Bajon empfangen. Wir würden ſonſt viel genauer den Magen und vorzüglich die Mutterhörner dieſes Thiers unterſucht haben. Obgleich aber dieſe Unterſuchung nicht angeſtellet iſt, ſo ſind wir dennoch überzeugt, daß dieſes Thier nur einen Magen habe, und zugleich iſt es uns

höchſt wahrſcheinlich, daß zwiſchen den Eier-ſtöcken und den Enden der Muttertrompeten eine Verbindung ſey.

Der Tapir, welcher das größeſte vierfüſ-ſige Thier des mittäglichen Amerikas iſt, findet ſich blos in dieſem Welttheile. Die Art deſſelben hat ſich nicht über die Landen-ge von Panama ausgebreitet, wahrſcheinlich weil es die Gebirge derſeſben nicht überſtei-gen konnte, denn die Witterung von Mexi-ko und den andern anliegenden Ländern wür-de der Lebensart dieſes Thieres zuträglich geweſen ſeyn, weil Samuel Wallis, c) und einige andere Reiſenden verſichern, daß ſie es, wie die Lamas, bis nach Magellan ge-funden haben.

In der holländiſchen Ausgabe hat der Herr Profeſſor Allamand der Abhandlung vom Tapir folgendes hinzugeſetzt:

Obgleich die Tapirs in den ſüdlichen Theilen von Amerika, woſelbſt die Europäer ihre

c) Siehe Reiſebeſchreibungen 5. Band Seite 56.
v. B.

ihre Niederlaſſungen haben, ſehr gemein ſind, und man dieſelben bisweilen auf den Höfen der Privatleute ſiehet, woſelbſt man ſie mit den übrigen Hausthieren ernährt, ſo iſt es doch ſehr ſelten, daß man ſie nach Europa bringt. Ich glaube ſelbſt, daß man bis jetzt nur eines derſelben, welches im Jahr 1704 zu Amſterdam unter dem Namen eines Meerpferdes gezeiget ward, hierſelbſt geſehen habe. Ein Maler damaliger Zeiten hat eine Abbildung von demſelben gemacht, die ſich noch in den Sammlungen einiger Liebhaber erhalten, dieſes Thier aber ſo unvollkommen vorſtellet, daß man es nicht darnach erkennen würde.

Der Herr v. Buffon hat den Tapir niemals d) geſehen, eben ſo wenig als die übrigen Naturkündiger, die von demſelben in der Geſchichte, die er davon giebt, gehandelt

d) Dieſes war zu der Zeit, wie Herr Allamand ſchrieb, richtig; aber ſeit der Zeit iſt mir der Tapir ſehr wohl bekannt, und ich habe ihn nach der Natur abbilden laſſen, wie man ſiehet.

v. B.

delt haben. Er war genöthigt die Beſchreibung, welche Markgrav und Barrere davon gemacht haben, abzuſchreiben und dasjenige anzuführen, was die Reiſenden davon geſagt haben. Die Abbildung, welche er beigefügt hat, (die erſte) war ihm von dem Herrn Condamine mitgetheilt, und dieſes iſt die einzige, welche eine erträgliche Vorſtellung davon giebt. Sie iſt auch die einzige die davon gemacht iſt; denn diejenige, welche Markgrav herausgegeben und die von Piſon nachgemacht iſt, iſt für nichts zu achten. Sie iſt zu ſchlecht, als daß ſie einige Aufmerkſamkeit verdiente.

Seit einigen Wochen haben wir hier in Holland zwei von dieſen Thieren, von welchen das eine von Stadt zu Stadt gegangen iſt, um auf den Märkten gezeigt zu werden. Das andere iſt in den Thierhäuſern des Prinzen von Oranien, welche vielleicht für einen Naturkündiger die merkwürdigſten in Europa ſind, wegen einer groſſen Anzahl ſeltener Thiere, welche man alle Jahre ſowohl aus Oſtindien, als aus Afrika und Amerika, dahin ſchicket.

Der

Der Tapir der darin iſt, iſt ein Männchen; das andere iſt ein Weibchen. Das Männchen iſt auf der eilften Kupferplatte e) abgebildet. Wenn man dieſe Abbildung mit der von buffonſchen, die ihm von dem Herrn von Condamine mitgetheilt iſt, vergleichet, ſo wird man ſehr merkliche Unterſcheide darunter finden. f) Die zehnte Platte ſtellt das Weibchen in einer Stellung vor, die dieſes Thier oft annimmt.

Markgrav hat eine ſehr gute Beſchreibung des Tapirs geliefert, und der Herr Graf v. Buffon, der ihn nie geſehen hat, konnte nicht beſſer thun, als alles ſo, wie er, zu erzählen.

Da ihm aber doch einige beſondere Umſtände entgangen ſind, ſo will ich hier die Beob-

e) Tom. XV. der holländiſchen Ausgabe.

v. B.

f) Der Herr Allamand hat in Anſehung dieſer alten Abbildung recht; aber dieſe, welche ich hier liefere, iſt nach der Natur gemacht wie die ſeinige, und kann für eben ſo gut gehalten werden.

v. B.

Beobachtungen, die ich ſelbſt über dieſes Thier angeſtellet habe, hinzufügen. Dasjenige, welches in dem Thierhauſe des Prinzen von Oranien iſt, muß ſehr jung ſeyn, wenigſtens, wenn es, wie einige Reiſende ſagen, zu der Größe einer kleinen Kuh kommt. Es iſt kaum ſo hoch als ein Schwein, mit welchem man es leicht verwechſeln kann, wenn man es in der Ferne ſieht.

Es hat in Verhältniß des Wuchſes einen ſehr ſtarken Leib. Es iſt an dem hintern Theil des Rückens gebogen, und endigt ſich in ein breites Kreuz, welches ziemliche Aehnlichkeit mit dem von einem gut gefütterten Füllen hat.

Die Farbe ſeiner Haut und des Haars iſt dunkelbraun, ſo wie über dem ganzen Leib. Man muß mit der Hand unter den Bauch gehen, um zu bemerken, daß es daſelbſt Haare hat, welche nicht größer als Milchhaare ſind. An den Seiten hat es ſehr wenige, und die den untern Theil des Leibes decken, ſind ziemlich ſparſam und kurz. Es hat eine Mähne von ſchwärzlichen Haaren, die anderthalb Zoll hoch und ſteif wie

Schweins-

Schweinsborſten, aber nicht ſo grob anzu-
fühlen ſind, und welche kürzer werden, je
näher ſie dem Ende ſtehen. Dieſe Mähne
erſtreckt ſich drei Zoll über die Stirn, und
ſieben Zoll über den Hals. Der Kopf iſt
ſehr dick, und nahe am Urſprunge des Rüſ-
ſels in einem Höcker erhaben. Seine Oh-
ren ſind beinahe rund, und an ihrem Ran-
de mit einem weißlichen Streifen eingefaßt.
Seine Augen ſind klein, und ſtehen faſt
gleichweit von den Ohren und von dem Win-
kel des Maules entfernet. Sein Rüſſel en-
digt ſich vorn in eine zirkelrunde Fläche
faſt wie ein Saurüſſel, iſt aber nicht ſo
breit, ſein Durchmeſſer beträgt nicht andert-
halb Zoll. In denſelben ſind die Naſen-
löcher, welche am Ende des Rüſſels, wie
bei dem Elephanten ſind, mit dem die Naſe
des Tapirs viele Aehnlichkeit hat; denn er
bedient ſich deſſelben auf gleiche Weiſe. Wenn
er ſich deſſelben nicht bedient damit etwas
anzufaſſen, ſo erſtreckt ſich dieſer Rüſſel kaum
über die untere Lippe, und iſt alsdann zir-
kelförmig gerunzelt; er kann ihn aber bei-
nahe einen halben Fuß lang verlängern,
und ihn ſogar von einer Seite zur andern
drehen, um dasjenige damit zu ergreifen,
was man ihm darbeut; aber nicht ſo wie

der

der Elephant mit der Art von Finger, welche am Ende des Rüſſels iſt, und mit welchem eines dieſer Thiere, wie ich geſehen habe, einen Schilling aufhob und ihn ſeinem Herrn gab. Der Tapir hat dieſen Finger nicht; er faßt mit dem unterſten Ende ſeiner verlängerten Naſe an, welche ſich zu der Abſicht nach unten zu umſchlägt. Ich habe das Vergnügen gehabt zu ſehen, wie er auf ſolche Art viele Stücken Brod nahm die ich ihm darbot, und die ihm ſehr gut zu ſchmecken ſchienen. Es iſt alſo nicht die bloße Lippe, wie bei dem Nashorn, welche ihm zum Rüſſel dienet, ſondern es iſt ſeine Naſe, die bei ihm in der That die Stelle der Lippe vertritt. Denn wenn er ſie verlängert, indem er den Kopf hebt, um das zu ergreifen, welches man ihm darreichet, ſo entblößet er die Zähne der obern Kinnlade. Oben iſt ſie braun, wie der ganze übrige Leib und faſt ohne alles Haar; unten iſt ſie aber fleiſchfarbig. Man kann es ſehen, wie es einen ſtarken Muskel ausmacht, welcher einer Verlängerung und Zuſammenziehung fähig iſt, und welcher, indem er ſich krümmet, die ergriffenen Speiſen in das Maul ſteckt.

Die Beine des Tapirs ſind kurz und ſtark; die Vorderfüße haben vier Zehen, drei vordere, von welchen der mittelſte am längſten iſt; der vierte ſitzt an der äußeren Seite; er hat eine höhere Lage und iſt kleiner als die übrigen. Die Hinterfüße haben nur drei Zehen. Dieſe Zehen endigen ſich in ſchwarze, zugeſpitzte und flache Nägel; man kann ſie mit den Klauen der Thiere mit geſpaltenen Hufen vergleichen. Sie umgeben und ſchließen das ganze Ende der Nägel ein. Jeder Zehe iſt am Urſprunge des Nagels mit einem weißen Streif gezeichnet. Der Schwanz verdient kaum dieſen Namen. Es iſt nur ein Stumpf von der Dicke und Länge des kleinen Fingers, und hat unten eine Fleiſchfarbe.

Marcgrav ſagt, daß die jungen Tapirs eine Livree tragen, ſie aber verlieren, wenn ſie alt werden und alsdann ganz umbrafarbicht, ohne irgend einen Flecken von anderer Farbe ſind; da letzteres der Fall mit dem Tapir iſt, denn ich beſchreibe, ſo könnte man daraus den Schluß ziehen, daß er nicht ſo jung ſey als ſein Wunſch anzuzeigen ſcheinet.

Dieſes Thier iſt ſehr ſanft; es nähert ſich denen, die zu ihm in ſein Gemach kommen, folgt ihnen vertraut, vorzüglich wenn ſie einige Sachen ihm zu geben haben, und leidet, daß man es liebkoſet. Ich habe in ſeiner Bildung nicht das traurige, niedergeſchlagne Anſehen bemerken können, welches man ihm nachſaget, und das füglich mit der Sanftmuth, die ſein Blick verkündigt, hätte verwechſelt werden können.

Es iſt mir nicht möglich geweſen, ſeine Schneidezähne genau zu zählen; es entblößte ſie nicht lang genug, daß ich mich von ihrer Anzahl hätte überzeugen können, und wenn ich ihm die Naſe aufheben wollte, um ſie beſſer zu ſehen, ſo ſchüttelte es ſtark den Kopf, und nöthigte mich es los zu laſſen. Es ließ mir doch, als wenn es in jeder Kinnlade acht derſelben hatte, die ſehr wohl geordnet g) und von der Größe der Schneidezähne bei dem Menſchen waren.

Marc-

g) Herr Allamand hat nicht alle Schneidezähne des Tapirs ſehen können. Wir haben ſie geſehen, es ſind dieſelben an der Zahl oben zehn und unten zehn.

d. B.

Marcgrav ſagt, er habe in jeder Kinnlade zehn gezählt. Die Eckzähne ſchienen mir in Größe nicht hervorſtehend zu ſeyn, und ſtanden gar nicht aus dem Maule hervor, wie die Abbildung von dem Herrn Condamine und Buffon glaublich zu machen ſcheinen. Was die Backenzähne anbetrift, habe ich ſie nicht bemerken können.

Folgendes ſind die Ausmeſſungen der vorzüglichſten Theile.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge des Leibes von dem Ende der Schnauze bis zum After —	4	2	—
Höhe des Vordergeſchlepps	2	3	—
Höhe des Hintergeſchlepps	2	6	—
Länge des Kopfs von der Spitze der Naſe bis zu den Ohren — —	1	2	—
Länge der Ohren —	—	3	6
Abſtand der Augen von den Ohren — —	—	4	6
Umfang des Halſes nahe am Kopf — —	2	—	—

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Umfang des Halſes nahe an den Schultern —	2	8	—
Länge des Schwanzes —	—	2	6
Höhe des Bauches bis zur Erde — —	1	2	—
Länge des größten Nagels ſowohl an den vordern als hintern Füßen —	—	1	6

Ich habe das Weibchen, von dem ich oben geſagt, und was man auf unſere Märkte führte, nicht geſehen. Aber eine Perſon, welche Antheil an alles nimmt, das zur Vollſtändigkeit dieſer Ausgabe etwas beitragen kann, hat es ſorgfältig beobachtet, und folgendes iſt der Inhalt der Beobachtungen die er mir mitgetheilet hat.

Dieſes Weibchen iſt ein wenig größer als das Männchen, das ich eben beſchrieben habe. Man fütterte es mit Rockenbrod, mit gekochter Grütze, mit Kraut und desgleichen. Vorzüglich fand es Geſchmack an Aepfeln und ſpürte ſie in der Ferne, nahete ſich denen die ſie bei ſich hatten, und

und ſteckte ſeinen Rüſſel in ihre Taſchen um ſie heraus zu holen. Es fraß endlich alles was man ihm bot, Möhren, Fiſche, Fleiſch und ſogar ſeinen eignen Auswurf, wenn es hungrig war.

Es kannte ſeinen Herrn eben ſo gut als ein Schwein denjenigen, der es füttert. Es war ſehr ſanftmüthig und ließ keine Stimme hören. Der Menſch, der es ſehen ließ, ſagte, daß wenn es ermüdet oder zornig wäre, es ein ſcharfes Geſchrei an ſich hätte, welches einer Art von Flöten gliche. Das Männchen, welches in dem Thierhauſe des Prinzen von Oranien iſt, macht es eben ſo, wenn ich mich auf denjenigen berufen darf, dem die Aufſicht über daſſelbe anvertrauet iſt.

Das Haar deſſelben iſt wie bei dem Männchen ſehr kurz, oder fehlt faſt gänzlich auf dem Rücken. Einige merkbarere ſind an der untern Kinnlade, an den Seiten und hinten an den Vorderfüßen. Die Ohren ſind mit kleinen ſehr feinen, weißgelblichten Haaren eingefaßt. Es hat keine Mähne wie das Männchen, ſondern blos

da, wo ſie ſtehen ſollte, einige über die andern hervorſtehende Haare, die länger ſind als die auf den übrigen Theilen des Leibes. Sollte die Mähne wohl ein Unterſcheidungszeichen des Geſchlechts ſeyn, wie man ſolches an den Löwen und andern Thieren ſiehet?

Zwiſchen den Hinterfüßen hat es zwei einen halben Zoll lange Zitzen.

In jeder Kinnlade hat es zwei Hundszähne, und die in der obern ſind größer als die in der untern; dieſes iſt das Gegentheil von dem was man bei den Schweinen und in der Abbildung ſieht, die Herr Graf von Buffon gegeben hat.

Man hat da keine Gelegenheit haben können, die Schneidezähne zu zählen.

Wenn es die Naſe ausſtreckt, zeigen die Naſelöcher weite Oeffnungen, und ſie ſchließen ſich, wenn ſie dieſelben zurückzieht. Eben dieſes geſchahe bei dem Männchen.

Es

Es hat viel Stärke in den Zähnen; man ſahe, daß es einigemal die Krippe, darin man demſelben Futter gab, von einem Orte zu dem andern trug.

Seine angenehmſte Stellung iſt ſich auf die Hinterfüße zu ſetzen als ein Hund, und dieſes war die angenehmſte Stellung darin man es ſehen konnte und darin man es abgebildet hat. (pl. X.) h)

Folgende ſind die Ausmeſſungen dieſes Weibchens.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge des Leibes von der Spitze der Schnauze bis zum After	5	1	—
Höhe des Vordergeſchlepps	2	8	—
Höhe des Hintergeſchlepps	2	9	6
Länge des Kopfs von der Spitze des Rüſſels bis zu den Ohren — —	1	2	—
Abſtand von den Augen bis zu den Ohren —	—	5	9

h) Man ſehe den XV. Band dieſer holländiſchen Ausgabe.

v. B.

	Fuß.	Zoll.	Linien
Umfang des Kopfs bei dem Anfange der Kinnladen	1	3	—
Umfang des Kopfs vor den Ohren — —	2	3	—
Länge des Auges von einem Winkel zu dem andern	—	1	2
Länge der Ohren —	—	3	6
Breite der Ohren —	—	3	—
Umfang der Ohren nahe am Kopfe — —	—	7	—
Abſtand zwiſchen den Ohren	—	6	—
Umfang des Halſes bei den Schultern — —	2	10	—
Umfang des Leibes hinter den Vorderfüßen — —	3	9	—
Umfang mitten über den Leib	4	3	—
Umfang des Leibes vor den Hinterfüßen —	4	—	6
Länge des Schwanzes	—	2	2
Höhe der Vorderfüße bis zur Bruſt —	1	2	—
Höhe der Hinterfüße —	1	4	—
Umfang der Vorderfüße	—	8	6
Umfang der Hinterfüße	—	8	—
Länge des längſten Nagels an den Vorderfüßen —	—	1	3
Länge des längſten Nagels an den Hinterfüßen —	1	8	—

In unſern amerikaniſchen Kolonien giebt man, ich weiß nicht warum, dem Tapir den Namen eines Büffels; er gleicht in keinem Stücke dem Thiere, das dieſen Namen führt.“ Allamand. Buff. Hiſt. des anim. quadr. ed. in 12. Tom. X. p. 1 bis 39.

LXXX.

Das Zebra. a) 1)

Hengſt. Buffon Allg. H. d. Nat. VI. Th. 2 B. Tab. I. Quagga (Zebra Stute) Seligmann VII. Tab. 27.

Unter allen vierfüßigen Thieren iſt wohl keines beſſer geſtaltet und zierlicher geſchmückt als das Zebra. Es hat die gefallende Bildung des Pferdes, die Leichtigkeit des Hirſches, und ein ſtreifigtes Fell mit

a) Zebre, Zebra, Zeuera, Sebra, Name dieſes Thiers in Congo, welchen wir beibehalten haben. Esvre in Angola, nach Pyrard. Bur-

Das männl. Zebra T. CLXXXII.

Büff. N. d. Vierſ. T. X. T.

Buff. N. d. Vierf. T. X. T.

mit ſchwarzen und weißen Bändern, die wechſelsweiſe mit ſolcher Ordnung und Symmetrie angebracht worden, daß es das Anſehen hat, als wenn die Natur zur Bemalung dieſes Fells ein Lineal und einen Zirkel gebraucht hätte. Dieſe ſchwarze und weiße

Buro do Matto. Portug. Zebra. Aldrov. de quad. fol. p. 416. fig. p. 417. Zebra. Ray. Synopſ. quad. p. 64. Equus auriculis brevibus erectis, juba brevi, liberis transverſis verſicolor. Zebra, le Zèbre ou l' âne rayé. Briſſ. Regn. anim. pag. 101. n. 2.

v. B.

1) Ονάγρος. Oppian. cyneg. II. p. 183.
The Zebra, Purchas Pilgrim. II. p. 1001.
Zebra, Nieremberg, hiſt. nat. p. 168.
Zebra indica. Jonſton quadr. p. 21.
Zebra indica. Indianiſch Maulthier. Jonſt. quadr. tab. 5. (ſchlecht. Abbild.)
Equus indicus. Indianiſch Pferd. Jonſton quadr. tab. 6.
Asne de beauté extraordinaire, Thevenot. voy. II. p. 473.
Indianiſch Maulthier, eine Art Maulthier. Gesners Thierb. p. 120. (Abbild. ſchlecht.)
Zebra, Charleton exercit. p. 4.
Zecora Ludolf Aeth. I. c. 10. n. 35. Comment. p. 150.
Equus braſilienſis, Jacob. Muſ. reg. p. 3. t. 2. f. 1. Laurent. Muſ. reg. t. 3. f. 18. (Abbild. d. Kopfs.)

Une

weiße Wechſelſtreife ſind um ſo viel ſonderbarer, weil ſie wie auf einem geſtreiften Zeuge ſchmal ſind, gleichlaufend, und ſehr genau von einander abgeſondert liegen, und dieſelben nicht blos über den Leib gehen, ſondern auch über den Kopf, die Schenkel, die

Une eſpece de fort beaux anes, Dampier Voy. II. p. 250.
Zebra, Barbot Guin. p. 486.
Wilder Eſel, Kolbe Vorgeb. d. g. H. p. 146. tab. 3. f. 2.
Zeura oder Zecora. Lobo Abiſſ. voy. I. p. 291.
Equus lineis transverſis verſicolor. Linnè Syſt. nat. 2. p. 48. edit. 6. p. 11. n. 3.
Equus lineis transverſis verſicolor. The transverſely ſtreaked Equus: the Zebra or wild Aſſ. Hill. animal. p. 571. tab. 28. (Abbild. ſchlecht.)
Das Zebra. Halle vierfüß. p. 245. tab. 1.
Equus (Zebra) faſciis fuſcis verſicolor. Linné Syſt. nat. edit. 10. tom. I. p. 74. n. 3.
The male Zebra. Edw. glean. I. tab. 222.
The female Zebra. Edw. glean. I. tab. 223.
Ane Sauvage du Cap. d. b. E. Dictionn. anim. I. p. 123.
Zebre ou ane rayé. Dictionn. anim. IV. p. 587.
Paard met Streepen dwars ower't Lyf, van gemen gelde Kleur. Houtt. hiſt. nat. III. p. 400.

Le

die Beine, die Ohren und den Schwanz ausgebreitet ſind. Daher kömmt es, daß es von ferne ſcheinet, als wenn das Thier überall mit Bändchen umgeben wäre, die man zum Vergnügen mit großer Kunſt regelmäßig bei allen Theilen ſeines Körpers an-

Le Zèbre. Buffon hiſt. nat. XII. p. 1. tab. 1. 2. edit. 12. tom. V.
Zebra. Buff. Allg. Hiſt. d. Nat. XII. in 4to. p. 1. T. I.
Zebre ou ane rayé. Bomare Dictionn. IV. p. 645.
Equus (Zebra) faſciis fuſcis verſicolor. Linneé Syſt. nat. ed. XII. I. p. 101. n. 3.
Afrikaniſches Tigerpferd oder Eſelpferd. Knorr delic. II. tab. K. fig. 8.
The Zebra. Bancroft. Guiana. p. 486.
(Es iſt der Zebra doch nur bisweilen nach Guiana herüber gebracht und Amerika nicht eigen. Bankroft Guiana, S. 71.)
The Zebra. Pennant. Synopſ. quadr. p. 2. n. 2.
Zebra. Alleſſandr. quadr. II. tab. 89.
Der geſtreifte Eſel. Müller Syſt. I. p. 456.
Equus (Zebra) faſciis fuſcis tranſverſis. Erxleb. Mammal. I. p. 216. n. 3.
Das Zebrapferd Leske Naturgeſch. I. p. 188. n. 4.
Equus (Zebra) zonis fuſcis et albidis, maxime regularibus. Blumenbach Handb. p. 110.
The Sebra or wild Aſſ. v. G. Stubs. mit lebend. Farben 1771.
Zebra, Neuer Schaupl. der Natur X. p. 161.

Zebra

angebracht hätte; ſie richten ſich nach dem Umriß des Leibes, und bezeichnen die Form deſſel-

Zebra. Neueſte Mannigfaltigk. II. J. p. 132. III. J. p. 267.
Zebre. Bomare Dict. d' hiſt, nat. ed. 3. tom. IX. p. 418.
Zebra Onomatol. hiſt. nat. Tom. VII. p. 869.
Geſtreifte Eſel. Oekonom. Zoologie p. 53. n. 61.
Zebra. Graumann introd. p. 42.
Equus Zebra. Das Zebra. Gatterer vom Nutzen u. Schaden der Thiere I. p 97. n. 65.
Der Zebra. Zimmermann geogr. Zool. II. p. 80.
Der Quagga. Ebend. p. 81.
Le Zebre. Buffon. hiſtoir. natur. des quadrup. ed. in 12. tom. V. p 175. pl 14. Suppl. Tom. VIII. p. 81 - 89. pl. IV. Le Zebre femelle. Tom. X. (Suppl.) p. 66.
Zebra Hengſt. Seligmann Tom. VII. tab. 26.
Zebra Stute. (Quagga) Seligmann ebend. tab. 27.
Equus Zebra. Afrikaniſche Tigerpferd Borowsky I. tab. XXXV.
Quagga Sparrmanns Reſa til Goda Hopps-Udden I. p. 233. teutſch. p. 210.
Obgleich der Quagga vom Zebra unterſchieden iſt; ſo iſt er doch von dem Herrn v. Buffon zugleich beſchrieben, und desfalls habe ich deſſen Beſchreibung hier auch nicht getrennt.
Kwagga. Buffon Suppl. ſ. Anim. quadr. ed. in 12. tom. X. p. 150. pl. 7. (von Allamand.)

D.

deſſelben auf eine ſo ſchickliche Art, daß ſie die Muskeln zeichnen, indem ſie mehr oder weniger breit werden, nachdem die Theile mehr oder weniger breit fleiſchicht, und mehr oder weniger gerundet ſind. Bei dem Weibchen ſind dieſe Bändchen wechſelsweiſe ſchwarz und weiß, bei dem Männchen ſchwarz und gelb, aber allemal von einer lebhaften und glänzenden Schattirung auf einem kurzen feinen und dicken Haar, deſſen Glanz die Schönheit der Farben noch vergrößert. Das Zebra iſt überhaupt kleiner als das Pferd, und gröſſer als der Eſel; und ob man gleich jenes oft mit dieſen beiden Thieren verglichen, ja es ſogar das wilde Pferd b) und den geſtreiften Eſel c) genennet hat; ſo iſt es doch von keinem von beiden die Kopei, und dürfte eher ihr Modell ſeyn, wenn nicht in der Natur alles ohne Unterſchied Original

b) Equus ferus genere ſuo. Zebra. Klein de quad. p. 5.

v. B.

c) Infortunatum animal, quod tam pulchris coloribus praeditum, Aſini nomen in Europa ferre cogatur. Vide Ludolph Comment. pag. 150. Ibique Zebrae figuram.

v. B.

ginal wäre, und nicht jede Gattung ein gleiches Recht an der Schöpfung hätte.

Das Zebra iſt alſo weder Pferd noch Eſel; es iſt eine eigene Art. 2) Unſers Wiſſens paaret es ſich mit keinen von ihnen und zeuget auch keine Junge mit denenſelben, ob man gleich deshalb Verſuche angeſtellet, und ſie nahe bei einander gebracht. Man hat zu dem Zebra, welches im Jahr 1761 zu Verſailles war, brünſtige Eſelinnen gehen laſſen, jenes verſchmähete dieſe, oder war vielmehr bei deren Anblick ganz kaltſinnig, wenigſtens bemerkte man das äuſſerliche Zeichen der Brunſt überall nicht. Es ſpielte zwar mit ihnen und beſtieg ſie, ſtreckte aber nicht ſein Glied hervor und wieherte auch nicht. Dieſe Kaltſinnigkeit kann man nicht füglich einer andern Urſache als der Ungleichheit ihrer Naturen zuſchreiben; denn dieſes vierjährige Zebra war

2) Es iſt auch eine andere Art als das Pferd, und gehört nur zu einem Geſchlecht mit demſelben. Wenn die Syſtematiker es Pferd oder Equus nennen, ſo bedeuten dieſe Namen nur die Hauptgattung, und die Arten heißen Caballus, Aſinus, Zebra, u. ſ. w.

D.

war zu allen andern Leibesbewegungen ſehr lebhaft und ſchnell. 3)

Das Zebra iſt nicht das Thier, welches die Alten uns unter dem Namen Onager bekannt gemacht haben. In der Levante, im Orient von Aſien, und in dem nördlichen Theil von Afrika findet man eine ſehr ſchöne Raße von Eſeln, die wie die ſchönſten Raßen von Pferden, aus Arabien d) herſtammet. Dieſe Raße unter-ſchei-

3) Wir werden unten ſehen, daß ein weiblicher Zebra von einem gemalten Eſel befruchtet iſt, und ein der Mutter ähnliches Junges bei dem Mylord Clive geworfen hat. O.

d) In Perſien giebt es zweierlei Gattungen von Eſeln, Eſel des Landes, die träge und ſchwerfällig ſind, wie die Eſel in unſern Ländern, und nur zum Laſttragen gebraucht werden, und eine Raße von arabiſchen Eſeln, welche ſehr artige Thiere und die vortreflichſten Eſel von der Welt ſind. Sie haben ein glattes Haar, einen hohen Kopf, hurtige Füße, und heben dieſe im gehen mit einer Bewegung in die Höhe. Man gebraucht ſie blos zum Reiten. — Man wartet, ſtriegelt und reiniget ſie, wie Pferde. — Arten von Bereiter richten ſie darauf ab, daß ſie im gehen das Mittel zwiſchen dem Paß und dem Trabe halten.

ſcheidet ſich durch ſeinen großen Körper, ſeine hurtigen Beine und ſein glänzendes Haar von der gemeinen Raße. e) Sie haben eine einzige, und gemeiniglich eine ſchöne Mauſefarbe, und ein ſchwarzes Kreuz auf dem Rücken und über den Schultern; bisweilen ſind ſie hellgrauer, und haben ein blondes Kreuz. Dieſe afrikaniſchen und aſiatiſchen Eſel f) kommen, ob ſie gleich ſchö-

halten. Ihr Gang iſt ungemein ſanft und ſo hurtig, daß man galopiren muß, wenn man ihnen nachkommen will. Chardins Reiſe, Th. II. S. 27. Taverniers Reiſen, Th. II. S. 20.

v. B.

e) Ich habe zu Baſſora einen wilden Eſel geſehen, deſſen Geſtalt mit der gemeinen und zahmen Eſel ihrer überein kam. Er hatte aber eine hellere Farbe, und von dem Kopf bis an den Schwanz einen Streif von blonden Haaren. — So wohl im Laufen als bei andern Bewegungen ſchien er viel hurtiger als die gemeinen Eſel zu ſeyn. Reiſe des Pietro della Valle, Theil VIII. S. 49.

v. B.

f) Die Mohren, welche um Handelſchaft zu treiben, nach dem grünen Vorgebirge kommen, hatten ihre Geräthe und Waaren auf Eſeln gebracht. Kaum kannte ich dieſe Thiere; ſo ſchön

ſchöner als die europäiſchen ſind, gleichs falls von den Onagern oder wilden Eſeln her, welche man noch gegenwärtig in der

E 2 öſtli-

ſchön und geſchmückt waren ſie in Vergleichung mit den europäiſchen Eſeln. Die letzteren würden wie ich glaube, eben ſo ſeyn, wenn nicht die Arbeit und die Art wie man ſie be- laſtet, zu ihrer Verunſtaltung ein Vieles bei- trüge. Das Haar der erſteren hatte eine ſehr ſchöne und glänzendes Mauſefarbe. Der ſchwarze Streif, der den Rücken hinauf und hiernächſt kreuzweiſe über die Schultern geht, nahm ſich vortreflich aus. Dieſe Eſel ſind ein wenig größer als unſere, ſie haben aber auch am Kopfe etwas, das ſie von dem Pferde und vornämlich von dem Bar- berpferde unterſcheidet. Dieſes iſt, gleich wie ſie, im Lande einheimiſch, aber immer höher von Wuchſe. Adanſons Reiſe nach Senegal, S. 118 — Es giebt in den Wüſten Numidiens und Libyens und in den umliegenden Ländern eine Menge wilder Eſel; ſie gehen ſo geſchwinde daß nur die Barberpferde ſie im Laufen einholen können. So bald ſie einen Menſchen ſehen, ſo ſchreien ſie, ſchla- gen aus und ſtehen darauf ſtill, und wenn er nahe kommt, ſo fangen ſie an zu laufen. Man fängt ſie in Schlingen und durch an- dere Kunſtgriffe. Sie gehen ſchaarenweiſe nach der Weide und zur Tränke. Ihr Fleiſch iſt zu genießen; man muß es aber, wenn es gekocht iſt, zwei Tage ſtehen und abkühlen laſſen, weil es ſonſt riecht, und gar zu ſehr nach dem Wilde ſchmeckt. In Sardinien haben wir dieſe Thiere in Menge geſehen, aber kleiner. Marmols Afrika, Th. I. S. 53.

v. B.

öſtlichen und ſüdlichen Tartarei g) 4), Perſien, Syrien, auf den Inſeln des Archipelagus und in ganz Mauritanien h) in ziemlich großer Menge antrift. Die wilden Eſel unterſcheiden ſich von den zahmen blos durch die Eigenſchaften, welche mit der Unabhängigkeit und Freiheit verbunden ſind; ſie ſind ſtärker und hurtiger auf den Füßen, ſie beſitzen mehr Muth und Lebhaftigkeit. Allein in Anſehung der Leibesgeſtalt gleichen ſie ſich einander, ſie haben blos ein viel längeres Haar. Dieſer Unterſchied klebt blos ihrem Zuſtande an, denn

g) Das Thier, welches die mongulſchen Tartaren Czigithai nennen, und Meſſerſchmied durch die Redensart mulus foecundus Dauricus, bezeichnet hat, iſt mit dem Onager oder mit dem Eſel einerlei.

v. B.

4) Der Herr Pallas hat den Dſchiggetai zu gut beſchrieben und gezeichnet, als daß man ihn mit dem wilden Eſel verwechſeln könnte. Wir werden ihn in den Anhängebänden beſonders aufſtellen.

O.

h) Man findet auf den Inſeln Peine und Levatos oder Lebiathoß viele wilde Eſel. — Auch ſieht man welche auf Lithare, welche heutiges Tages Cerigo heißt. Dappers Beſchreibung von den Inſeln des Archipelagus S. 185. u. 518.

v. B.

denn unſere Eſel würden ebenfalls ein langes Haar haben, wenn man ſie nicht ſcheeren ließe, wenn ſie vier bis fünf Monate alt ſind. Die Eſelsfüllen haben in ihrem zarten Alter ein langes Haar beinahe wie die jungen Bären. Das Leder von den wilden Eſeln iſt auch härter als das Leder von den zahmen Eſeln; man verſichert, daß es überall mit Knollen beſetzt ſey, und daß aus dieſen Häuten der Onager in der Levante das feſte und körnichte Leder zubereitet wird, das man Chagrin nennet, und von uns zu verſchiedenen Sachen gebraucht wird. Allein weder dieſe wilden noch die ſchönen arabiſchen Eſel können als der Stamm von der Zebragattung angeſehen werden, obgleich ſie in Abſicht der Leibesgeſtalt und der Hurtigkeit denſelben nahe kommen; weder an dieſen noch an jenen hat man jemals die regelmäßige Verſchiedenheit der Farben des Zebra wahrgenommen. Dieſe ſchöne Gattung 5) iſt für ſich allein

5) Es ſollen mal vier Zebras an den König von Portugal geſchickt ſeyn; der Kaiſer von Indoſtan habe einen Zebra zu 20,000 Dukaten gekauft, und die holländiſche oſtind. Kompagnie für ein Paar Zebras von dem Kaiſer von Japan ein Gegengeſchenk erhalten haben, davon ich die großen Zahlen nicht einmal anführen mag. Ortelius p. 520. Eine andere Art

allein und die einzige in ihrem Geſchlecht; ſie hält ſich auch in einer andern Gegend als die wilden Eſel auf, und findet ſich blos in den öſtlichſten und ſüdlichſten Theilen von Afrika, von Aethiopien an bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung, i) und von

Art oder Abart des Zebra läßt ſich leichter zähmen, wie wir im Anhange ſehen werden. D.

i) Es giebt am Vorgebirge der guten Hoffnung viele wilde Pferde, welche die ſchönſten Thiere von der Welt ſind; ſie ſind ſchwarz und weiß geſtreift, (ich habe die Haut von einem ſolchen Pferde mitgebracht). Man kann ſie nur mit großer Mühe bändigen. Reiſebeſchreibung des Ritters von Chaumont. Paris 1686. S. 12. — Der wilde Eſel iſt eines der ſchönſten Thiere, welche ich je geſehen habe. — Er iſt ſo groß als ein Pferd von mittelmäßiger Höhe; ſeine Beine ſind dünne und ſehr ſchicklich, und ſein Haar iſt weich und glatt; von ſeiner Mähne an bis nach ſeinem Schwanze hin ſieht man mitten auf dem Rücken einen ſchwarzen Streif, von welchem auf beiden Seiten ſehr viele andere Streifen von verſchiedenen Farben ausgehen, die ſich unter dem Bauche begegnen, und auf dieſe Art eben ſo viele Zirkel bilden. Einige von dieſen Zirkeln ſind weiß, andere gelb, und noch andere kaſtanienbraun, und dieſe Farben gehen ſo in einander, daß daraus ein reizender Anblick entſteht. Sein Kopf und ſeine Ohren ſind auch mit kleinen Streifen von eben dergleichen Farben gezieret; von denjenigen, welche auf der Mähne und dem Schwan-

von da bis nach Congo k) ſie iſt weder in Europa noch in Aethiopien, noch ſogar

 in

Schwanze ſchimmern, ſind die meiſten weiß, kaſtanienbraun oder braun; gelbe giebt es nicht ſo viele darunter. Dieſes Thier iſt ſo ſchnell, daß kein Pferd in der Welt hierin mit ihm zu vergleichen iſt. Es koſtet auch viele Mühe eines zu fangen, und wenn man dieſes Glück hat, ſo verkauft man es ſehr theuer. — Ich habe oft große Schaaren von dieſen Thieren geſehen. Der P. Tellez, Thevenot und andere Schriftſteller ſagen, daß ſie von dieſen Thieren einige gezähmte geſehen; ich habe aber nicht gehöret, daß man jemals am Vorgebirge welche habe zähmen können. Verſchiedene Europäer haben alle ihre Geſchicklichkeit mit der größten Geduld angewendet, ſolches zu beſchaffen, ſie haben es auf allerlei Art angefangen, ſie haben es mit alten und jungen verſuchet; ihre Bemühungen ſind aber allemal fruchtlos geweſen u. ſ. w. Kolbens Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung Th. III. S. 25.

v. B.

k) In der Landſchaft Pamba, in dem Königreich Congo findet man ein Thier, welches die Völker dieſer Gegenden Zebra nennen. Es gleichet völlig einem Maulthier, außer daß es fruchtbar iſt. Uibrigens iſt die Einrichtung ſeines Haars wunderbar; denn von dem Rückgrade bis an den Bauch ſind Streifen von dreierlei Farben, nämlich weiße, ſchwarze und gelbe, alle ſind in einer genauen Proporzion angebracht, und jeder Streif iſt drei Finger breit. Dieſe Thiere vermehren ſich in dieſem Lande ſehr, indem ſie alle Jahre Jun-

in keinem einzigen nördlichen Theil von Afrika anzutreffen; diejenigen, welche einige Reiſende l) ihrer Angabe nach in Braſilien ge-

ge werfen. Sie ſind ſehr wild und über alle Maßen ſchnell. Wenn dieſes Thier zahm gemacht würde; ſo könnte es anſtatt eines Pferdes gebraucht werden u. ſ. w. Fr. Dracks Reiſen Paris 1614. S. 106. und 107. — Auf dem Wege von Loanda nach dem Königreich Congo findet man ein Thier, welches ſo groß und ſtark als ein Mauleſel iſt, aber Haare mit abwechſelnden weißen, ſchwarzen und gelben Streifen hat, die um den Leib vom Rückgrade an bis unter den Bauch gehen. Dieſes ſiehet ſehr ſchön aus, und ſcheint durch die Kunſt gemacht zu ſeyn. Man nennet es Zebra. Beſchreibung einer Reiſe nach Congo, die in den Jahren 1666 und 1667 von den Kapuzinermönchen Michel-Ange de Galline und Denys de Charly angeſtellet worden iſt, Lion 1680. S. 76. u. f. — Es giebt in Congo eine Art von Thieren, welche man Sebra nennet. Dieſes Thier hat eine vollkommene Aehnlichkeit mit einem Maulthier, ausgenommen daß es fruchtbar iſt. Sein Haar iſt ſehr außerordentlich; von dem Rückgrade an bis unter den Bauch hat es drei Streifen von verſchiedenen Farben u. ſ. w. Reiſen der holländiſchen oſtindiſchen Kompagnie Th. IV. S. 320.

v. B.

l) Wie ich in Braſilien kam, ſo ſah ich daſelbſt zwei ſehr ſeltene Thiere; ſie hatten die Bildung, Höhe und Proporzion eines kleinen Maulthiers, und deſſen ungeachtet iſt dies keine Mauleſelart, ſondern eine beſondere Thier-

gefunden haben, waren dahin aus Afrika gebracht worden; diejenige, die andere nach ihren Berichten in Perſien, m) und in der

 Tür=

Thierart, die ihres Gleichen zeuget und hervorbringt. Die Haut war ausnehmend ſchön, glatt und glänzend wie Sammt, und das Haar kurz; das Seltſamſte war dieſes, daß es aus gar weißen und ſehr ſchwarzen kleinen Streifen beſtand, die in ſolcher Proporzion lagen, daß man von dieſer ſo ſchön abgezirkelten Figur die Ohren, den Zipfel des Schwanzes und andere Extremitäten nicht ausgenommen, urtheilen mußte, daß kaum die Kunſt der Menſchen dergleichen nachmachen könnte. Es iſt übrigens ein ſehr muthiges Thier, welches nie ganz zahm wird. Man nannte ſie, ſo wie in dem Lande, wo ſie herkommen, Esvres. Sie werden in Angola und Afrika geboren, von da man ſie nach Braſilien gebracht hatte, um ſie nachher dem König von Spanien zu ſchicken. Da man ſie jung und ſehr klein gefangen hatte, ſo hatte man ſie ein wenig gezähmet. Nichts deſtoweniger fand ſich nur ein einziger Menſch, der ſie wartete, und ſich getrauete, ihnen nahe zu kommen. Kurz vor meiner Ankunft tödtete ſogar eines von dieſen Thieren, das von ungefähr losgekommen war, einen Stallknecht. — Auch zeigte mir derjenige, der ſie wartete, wie ſie ihn an verſchiedenen Stellen gebiſſen hatten, ob ſie gleich ſehr kurz angebunden werden. Ihr Fell iſt das ſchönſte unter allen Fellen, die man nur finden kann. Voy. de Pyrard. Tom. II. p. 376.

v. B.

m) Die äthiopiſchen Geſandten mußten dem Mogul ein gewiſſes kleines Maulthier zum Geſchenk

Türkei, n) geſehen, waren aus Aethiopien dahin gebracht worden, und endlich die, wel-

ſchenk verehren. Von demſelben habe ich die Haut geſehen, die eine ſehr ſeltene Sache war. Kein Tiger iſt ſo ſchön gezeichnet, kein ſtreiſigter Seidenſtoff ſo ſchön gewebt, noch mit ſolcher Abwechſelung, Ordnung und Proporzion geſtreift, als die erwähnte Haut war. Fr. Berniers Geſchichte der Staatsveränderung des mogolſchen Reichs, Amſterdam 1710. Th. I. S. 181.

v. B.

n) Zu Kairo kam ein äthiopiſcher Geſandter an, der für den Großherrn verſchiedene Geſchenke und unter andern einen Eſel bei ſich führte, der ein ſehr ſchönes Fell hatte, wenn es anders ein natürliches war, denn ich möchte eben nicht dafür einſtehen, da ich es nicht genau betrachtet habe. Dieſer Eſel hatte einen ſchwarzen Streif auf dem Rücken, und alle übrigen Theile des Leibes waren wechſelsweiſe mit weißen und dunkelbraunen Streifen beſetzt, die jeder einen Finger breit waren, und wie Gürtel um den ganzen Leib giengen. Der Kopf war überaus lang und buntfarbigt, wie der Leib; die Ohren waren ſchwarz, gelb und weiß, die Beine eben ſo buntfarbigt wie der Leib, aber nicht in der Länge, ſondern in der Ründe bis unten hinaus. Alles war ſo ordentlich eingerichtet und abgemeſſen, daß keine Tiger- oder Leopardenhaut jener an Schönheit gleichet. Unterweges waren dieſem Geſandten zwei ſolche Eſel geſtorben. Er hatte die Häute davon bei ſich, um dieſelben nebſt dem lebendigen Eſel dem Großherrn zu überreichen. Thevenots Reiſebeſchreibung Th. I. S. 473. und 474.

v. B.

welche wir in Europa geſehen haben, ſind beinahe alle vom Vorgebirge der guten Hofnung gekommen.

Dieſe Spitze von Afrika iſt ihr wahrer Himmelsſtrich, ihr Geburtsland, wo ſie in großer Menge gefunden werden. Die Holländer haben ſich daſelbſt alle mögliche Mühe gegeben, ſie zu zähmen. Allein es hat ihnen ſolches bisher noch nicht völlig gelingen wollen. Das Zebra, welches wir geſehen, und bei unſerer Beſchreibung vor Augen gehabt haben, war ſehr wild, wie es in den Thiergarten des Königs kam, und iſt nie ganz zahm geworden. Indeſſen hatte man es doch ſo weit gebracht, daß man es ritt. Man mußte aber dabei vorſichtig ſeyn, und zwei Leute hielten, ſo lange der dritte darauf ſaß, den Zaum. Es war überaus hartmäulig, und an den Ohren ſo kitzlich, daß es hinten ausſchlug, ſo bald man ihm daran kommen wollte. Es war ſtetig wie ein fehlerhaftes Pferd, und ſtarrköpfig wie ein Mauleſel. Allein vielleicht ſind das wilde Pferd und der Onager eben ſo wenig lenkſam, und aller Wahrſcheinlichkeit nach würde das Zebra, wenn man es von den erſten Jahren zum

Ge-

Gehorſam und zur Dienſtbarkeit gewöhnte, eben ſo fromm als der Eſel und das Pferd werden, und die Stelle von allen beiden vertreten können.

An=

Anhang

Nach dem d'Aubenton iſt das Zebra etwa ſo groß als ein Pferd von mittlerer Größe. „Das Zebra gleichet den Maulthieren und dem Eſel mehr als dem Pferde; es hat vorn ein eben ſo dickes Maul als der Eſel und Mauleſel, eben ſo lange Ohren, eben ſo niedrig liegende Augen, und einen eben ſo plumpen Kopf; es hat auch noch mehr Aehnlichkeit mit dieſen beiden Thieren als mit dem Pferde in Anſehung des Halſes, der Bildung des Rückens und der Stellung der Schenkel; die Schenkel ſind eben ſo ſchön als bei den Maulthieren. Der Schwanz des

des Zebra hat am Ende nur einen Zopf von langen Haaren wie ein Eſelſchwanz; das Kreuz aber iſt runder als das Kreuz eines Eſels oder Mauleſels, und kommt dem von dem Pferde näher.

Die Farben des Zebra ſind weiß, ſchwarz, braun und falb; allein das Weiße und das Schwarze waren die Hauptfarben und machten eins ums andere Streife, die größtentheils ungemein übereinſtimmig waren. Dieſe Streifen hatten verſchiedne Richtungen, nachdem die Theile des Leibes verſchieden waren; ſie waren bald breiter bald ſchmäler, und gaben der Haut des Thiers das Anſehen eines geſtreiften Zeuges; ſowohl das Abſtechende ihrer Farben, als ihre Lage waren für das Auge gleich reizend. Das Aeußerſte des Mauls war ſchwarz; auf dem ganzen übrigen Kopfe waren weiße, ſchwarze oder falbe Streife; dieſe umgaben die Augen und liefen von der Scheitel des Kopfs nach den Augen zu und längs der Stirne und dem Stirnblatte herab, und verſchwanden bei den Naſenlöchern in einem Raume von falber Farbe, der ſich ein wenig zwiſchen die weißen Streiſe auf dem Stirnblatte und deſſen Seiten bis unter das Kinn ausdehnte; dieſe Strei-

ſe liefen auf der Stirn zuſammen und wa= ren ſehr ſchmal, einige waren nicht über eine Linie breit; andere die ohngefähr einen Zoll breit waren, lagen queer an den Sei= ten und am Untertheile des Kopfs, und bogen ſich über die Seiten des Stirnblat= tes hinüber. Das Inwendige und die Spi= tzen der Ohren waren weiß, an der aus= wendigen Seite derſelben fand ſich ein groſ= ſer ſchwarzer Fleck unter dem Weißen an der Spitze; übrigens war dieſe Seite weiß und mit kleinen ſchwarzen Streifen über= zogen, die verſchiedene Richtungen hatten. Die Streifen deſſelben giengen in die Queere, und umgaben denſelben wie Halsbänder. Die weißen waren etwas ſchmäler an den Seiten des Kopfs; die ſchwarzen aber waren breiter, indem ſie mitten an den Seiten des Halſes drittehalb bis drei Zoll in die Brei= te hielten; die weiße Streifen giengen bis in die Mähne hinein, doch blos in der Gegend des Halſes, denn auf dem Wie= derriſſe war die Mähne völlig ſchwarz und ſehr kurz; ihre Länge betrug daſelbſt nicht mehr als anderthalb Zoll, da hingegen die Halsmähne an fünf Zoll lang war.

Von

Von dem Wiederriſſe fieng ein ſchwarzer Streif an und erſtreckte ſich über den ganzen Rücken, über das Kreuz, und längs dem Obertheile des Schwanzes hin; dieſer Streif war auf dem Wiederriſſe einen halben Zoll und auf den Lenden beinahe zween Zoll breit; hierauf wurde er immer ſchmäler bis auf dem Schwanze, woſelbſt er nur zwei Linien breit war. Es war noch ein anderer ſchwarzer Streif da, der von der Bruſt bis an die Scheide gieng, und mitten über die Bruſt und den Bauch fortlief; dieſer Streif war mitten am Bauche gegen drei Zoll breit. Verſchiedne weiße Streifen erſtreckten ſich von dem ſchwarzen Rückenſtreiſe über die Seiten des Leibes und liefen bis zu dem ſchwarzen Streif hinab, der auf der Bruſt und auf dem Bauche befindlich war. Dieſe weißen Queerſtreifen an den Seiten des Leibes hatten verſchiedene Breiten, von welchen die mittlere ohngefähr einen Zoll betrug; ſie lagen zwiſchen noch einmal ſo breiten ſchwarzen Streifen, die aber auf der Bruſt ziemlich unmerklich wurden, und am Bauche, nachdem ſie ſich in zwei Aeſte getheilet hatten, beinahe gänzlich verſchwanden. Einige von den weißen Streifen an den Seiten des Leibes waren an ihrem obern Ende gleichfalls gabelförmig ge-

geſpalten; andere hatten eine geringe Länge, und lagen in der Nachbarſchaft des ſchwarzen Rückenſtreifes. An jeder Seite eben dieſes Streifens war längſt der Oberfläche des Kreuzes ein dreieckichter Raum vorhanden, der von weißen und ſchwarzen Streifen durchſchnitten war, die ebendieſelbe Richtung in die Queere, als die Streifen an den Seiten des Leibes hatten, und faſt alle Streifen des Dreiecks ſchienen an ihren Enden vermittelſt länglichter weißer Streifen an einander zu haften, welche jedes von den beiden Dreiecken einſchloſſen; ihre Spitzen, die mit weißen und ſchwarzen Strichen durchbrochen waren, verlängerten ſich längs der Hinterfläche des Schwanzes an jeder Seite des kleinen länglichten, ſchwarzen Streifs. Die Vorderfläche des Schwanzes war ſchwarz und kahl, die Seiten und die Hinterfläche hatten nur kurze Haare, dergleichen an dem übrigen Leibe waren. Der Zipfel des Schwanzes war mit Schweifhaaren von neun Zollen beſetzt, ſie waren aber zum Theil abgeſchnitten worden; die erſten waren weiß, diejenigen, die darauf folgten, falbe, und die Haare des Schwanzzipfels hatten eine ſchwarze Farbe. Der Untertheil von der äußern Seite des Vorderarms,

arms, und das ganze übrige Vorderbein bis auf die Krone, der Untertheil der Kruppe, die äußere Fläche des dicken Schenkels, der Hintere und der eigentliche Schenkel, den Obertheil ſeiner inwendigen Seite ausgenommen, und das ganze übrige Hinterbein, gleichfalls bis an die Krone, hatten weiße und ſchwarze Queerſtreifen, wovon die breiteſten auf der Kruppe und am dicken Schenkel lagen. Die ſchwarzen Streifen hielten gegen vier Zoll in die Breite, und die weiſſen drei. An dem Obertheile von der inwendigen Seite des eigentlichen Schenkels, und des Vorderarms, zeigten ſich nur einige Spuren von ſchwarzen Streifen. Die Zeugungstheile, die Schamgegend und die Geſäßnath hatten eine braune Farbe; die Kronen waren ſchwarz. Hinter den Schienbeinröhren und den Kugeln der vier Beine, fanden ſich zwei kleine weiße länglichte Streifen; an der Kugel, am Feſſel und rings um die ſchwarzen Streifen des dicken Schenkels, und der Seiten des Leibes, ſahe man etwas Falbes. An dem Obertheile der inwendigen Seite von den Röhren der Hinterbeine war keine Spur von Spaten oder Warzen anzutreffen. Man ſahe unten an der inwendigen Seite des Vor-

Vorderarms, anſtatt der Spate, die bei Pferden und Eſeln ſind, nichts als einen Raum von glatter und ſchwarzer Haut, der viertehalb Zoll lang und beinahe zwei Zoll breit war, hingegen ſahe man Spatflecken hinter den Kugeln des Zebra, wie hinter den Köhden der Eſel und Pferde, und eine Aehre auf dem Stirnblatte, die ein wenig niedriger, als die Augen lag. Dieſes Zebra war männlichen Geſchlechts und nicht viel über ein Jahr alt.

Die Länge des ganzen Körpers vorn vom Maule bis an den After betrug 6 Fuß, 11 Zoll; die Höhe in der Gegend der Vorderbeine 3 Fuß, 11 Zoll; die Höhe in der Gegend der Hinterbeine 4 Fuß, 6 Linien; der Umfang des Leibes hinter den Vorderbeinen 4 Fuß, 5 Zoll; da wo er am dickſten iſt, 5 Fuß, 1 Zoll; vor den Hinterbeinen 4 Fuß, 6 Zoll; Länge der Schwanzribbe 1 Fuß, 3 Zoll. Das Gedärme des Zebra war an Lage und Geſtalt dem von den Pferden völlig gleich; auch die übrigen Eingeweide, die Zeugungstheile und Knochen waren von denen an Pferden und Eſeln faſt gar nicht verſchieden. Allgem. Hiſt. der Nat. XII. p. 8. bis 14.

Im achten Supplementsbande S. 81. führt der Graf von Buffon noch an: daß der Eſel faſt in allen heißen und gemäßigten Himmelsſtrichen der alten Welt gefunden werde, und nachdem er nach Amerika gebracht iſt, ſich auch daſelbſt ſtark vermehrt habe; er ſagt: „Der Zebra hingegen, den wir vom Vorgebirge der guten Hoffnung bekommen haben, ſcheinet eine angrenzende Art aus dem mittäglichen Afrika, und vorzüglich von dieſer Landſpitze zu ſeyn; obgleich Lopez ſagt, daß man den Zebra ſehr oft in der Barbarei als zu Congo finde, und obgleich Dapper erzählt, daß man Heerden von denſelben in den angoliſchen Waldungen antreffe.

Dieſes ſchöne Thier, welches ſowohl wegen ſeiner abwechſelnden Farben als wegen ſeiner ſchönen Geſtalt, ſo viele Vorzüge vor dem Eſel hat, ſcheinet doch dieſer Art ziemlich nahe zu kommen, da die mehrſten Reiſebeſchreiber ihn den geſtreiften Eſel genannt haben, weil ihnen die Aehnlichkeit des Wuchſes und der Geſtalt in die Augen fiel, worin es bei dem erſten Anblick dem Eſel näher als dem Pferde zu kommen ſcheinet.

Es

Es ſind aber nicht die kleinen gemeinen Eſel, mit welchen man den Zebra verglichen hat, ſondern die größten und ſchönſten von der Art Thiere. Demohngeachtet möchte ich geneigt ſeyn, zu glauben, daß der Zebra dem Pferde näher als dem Eſel ſtehe. Denn er iſt von ſo ſchöner Geſtalt, daß er, obgleich er überhaupt kleiner als das Pferd iſt, demſelben doch in mehrerer Betrachtung nahe kommt. Es ſcheinet meine Vermuthung noch zu beſtätigen, daß man in den Ländern am Vorgebirge der guten Hoffnung, welche das eigentliche Vaterland und der Geburtsort der Zebras zu ſeyn ſcheinen, mit Verwunderung bemerkt hat, daß es daſelbſt Pferde gebe, die auf dem Rücken und unter dem Bauche gelb, ſchwarz, roth und blau gefleckt ſind. a) Dieſer beſondre Grund wird noch durch die allgemeine Bemerkung unterſtützt, daß in allen Himmelsſtrichen die Pferde viel mehreren Abänderungen in Anſehung der Farben des Haars ausgeſetzt ſind, als die Eſel. Dem allen ohngeachtet wollen wir es doch nicht entſcheiden, ob der Zebra dem Pferde näher als dem Eſel komme, ſondern nur hoffen, daß

a) Voy. du Capit. Robert. tom. I. p. 94.

b) B.

daß es nicht lange dauern wird, ſolches zu erfahren.

Da die Holländer in den letzten Jahren eine große Menge von dieſen ſchönen Thieren haben kommen laſſen, und daraus ſogar ein Geſpann für den Prinzen Statthalter gemacht haben, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß wir beſſer von allen demjenigen, welches Beziehung auf ihre natürliche Lebensart haben kann, werden unterrichtet werden.

Ohne Zweifel wird man nicht verfehlen, ſie mit einander und wahrſcheinlich auch mit Pferden und Eſeln zu begatten, um davon eine neue natürliche oder baſtartartige Raße zu ziehen.

Es giebt in Holland verſchiedne geſchickte Männer, welche mit Nutzen die Naturgeſchichte treiben, und es wird ihnen vielleicht beſſer als uns glücken, Junge von dieſem Thiere zu ziehen; worüber man im Jahr 1761 nur einen Verſuch zu Verſailles angeſtellet hat. Der männliche Zebra, welcher damals vier Jahr alt war, verſchmähete

hete alle brünſtige Eſelinnen, b) und ward nicht zu den Stuten gelaſſen; er war vielleicht auch noch zu jung und überdem war er nicht zu den Weibchen gewöhnt, die man ihm anbot, welcher Umſtand um ſo nöthiger zur Verbindung verſchiedener Arten Thiere vorhergehen muß, da die Natur ſolches ſelbſt bei Thieren von einerlei Art zur Begattung zu fordern ſcheinet."

Der Herr Graf Buffon beſchreibt darauf den Dſchiggetai, hält ihn dem Zebra ſehr ähnlich und vermuthet, daß er vielleicht von einerlei Art mit denſelben ſey, denn die verſchiedne Farbe beſtimme keine beſondere Arten; und da die mehrſten andern afrikaniſchen Thiere auch in Aſien gefunden würden, ſo könne ſolches auch wohl bei dem Zebra ſtatt finden.

Wir werden aber in der Folge ſehen, daß der Dſchiggetai ein ganz anderes Thier als der Zebra und als der wilde Eſel ſey, mit dem der Graf Buffon den Dſchiggetai für eine Art zu halten geneigt iſt, wenn er es nicht mit dem Zebra ſey. Er ſetzt hinzu, es möchten das Pferd, der Eſel, der

b) Wie oben angeführt iſt.

Zebra und der Dſchiggetai nun wirklich drei oder vier beſondre Arten ausmachen, ſo gehöreten ſie doch zu einem Geſchlecht und machten nur verſchiedne Linien von einer Familie aus. c) Es ſey daher zu hoffen, daß der Zebra und Dſchiggetai mit der Zeit eben ſo, als das Pferd und der Eſel, zu Hausthieren gemacht werden könnten.

Im zehnten Theile von 1782 im Supplementsbande d) hält der Graf Buffon es jetzt nach den angeführten Berichten des Herrn Forſter für wahrſcheinlicher, daß der Dſchiggetai, der wilde Eſel und der Zebra, drei verſchiedene Arten ausmachen, und führet die ihm von dem Herrn Forſter mitgetheilten Nachrichten, den Dſchiggetai und Zebra betreffend, an. In der von dem Herrn Forſter hieſelbſt angeführten Stelle heißt es: „Ich habe bei meinem Aufenthalt am Cap Gelegenheit gehabt, über

c) Hier macht doch der Graf Buffon aus vier verſchiedenen Arten, eben ſo wie der Archiater von Linné, ein einziges Geſchlecht, ja er geht noch weiter, und hat es wohl ganz vergeſſen, daß er in demſelben Falle den Archiater ſo bitter getadelt hat.

D.

d) Buffon hiſt. nat. des anim. quadr. ed. in 12. tom. X. p. 62.

D.

über den Zebra ziemliche Unterſuchungen an=anzuſtellen, und unter dieſer Art Thiere eine Abart kennen zu lernen, welche von dem gewöhnlichen Zebra darin verſchieden iſt, daß er, ſtatt der braunen und ſchwarzen Striche, womit der Grund von weiſſen Haaren geſtreift erſcheinet, im Gegentheil roſtigraun iſt, mit ſehr wenigen, breiten Binden von blaßer weißlicher Farbe. Man hat ſogar bei einigen von dieſen Thieren Mühe, dieſe weißlichen Binden zu erkennen und zu unterſcheiden, da ſie beinahe einfarbigt rußbraun ſind, und die Binden auf ihnen nur ein klein wenig bläßer laſſen. Sie haben wie die gewöhnlichen Zebra eine weiße Schnauze und weiße Füße, und gleichen denſelben, die ſchönen Streifen der Bedeckung ausgenommen, in allen Stücken. Man würde alſo Grund haben, dieſe Thiere nur für eine Abart unter den Zebras auszugeben, ſie ſcheinen aber doch von denſelben durch ihre natürlichen Gewohnheiten verſchieden zu ſeyn. Sie ſind ſanfter und folgſamer. Denn man hat kein Beiſpiel, daß man jemals die geſtreiften Zebras ſo ſehr habe zähmen können, um ſie vor einen Wagen zu ſpannen, da hingegen die Zebras mit einfarbichten braunem Haare, weniger widerſpenſtig ſind, und ſich leicht zu dem

Hausſtande gewöhnen. Ich habe einen von denſelben auf dem Lande des Caps geſehen, welcher mit Pferden vor einem Fuhrwerke geſpannet war, und man hat mich verſichert daß man eine große Anzahl von dieſen Thieren aufziehe, um ſie zum Fuhrwerke zu gebrauchen, weil man gefunden, daß ſie in Verhältniß mit einem gleich großen Pferde, viel ſtärker als dieſe ſind." Forſter.

Ich habe oben im dritten Supplementsbande geſagt, daß man dem Prinzen Statthalter ein Geſpann von Zebras errichtet habe. Dieſes iſt doch nicht gegründet, obgleich es mir von mehreren Leuten verſichert iſt. Herr Allamand, welchen ich oft mit Dankbarkeit und wohlverdientem Lobe anzuführen Gelegenheit gehabt habe, hat mir wiſſen laſſen, daß ich hierin unrecht benachrichtiget ſey: der Prinz hat nicht mehr als einen Zebra gehabt. Der Herr Allamand ſetzt aber in ſeinem Briefe, bei Gelegenheit dieſes Thiers eine eben ſo ſonderbare als merkwürdige Nachricht hinzu. „Lord Clive, ſagt er, brachte, wie er von Indien zurück kam, ein weibliches Zebrathier mit, welches man ihm am Vorgebirge der guten Hoffnung geſchenkt hatte.

Nach-

Nachdem er es einige Zeit in ſeinem Garten in England gehalten hatte, gab er zu demſelben einen Eſel, um zu verſuchen, ob ſich dieſe beiden Thiere nicht begatten würden; das weibliche Zebrathier wollte ſich denſelben aber nicht nahe kommen laſſen. Der Lord Clive ließ darauf den Eſel als einen Zebra malen, wodurch, wie er ſagt, die Zebraſtute betrogen ward, und die Begattung von ſtatten gieng, wodurch dann auch ein Füllen gezeugt iſt, welches der Mutter völlig gleich iſt, und vielleicht noch lebt. Dieſe Sache iſt dem Herrn Allamand von dem General Carnat, einem beſondern Freund des Mylord Clive, erzählt, und von Mylord Clives Sohn beſtätigt worden. e) Der Lord Pitt hat auch die Güte gehabt, mir folgendermaßen zu ſchreiben: „Der ſelige Mylord Clive hatte ein ſehr ſchönes Weibchen vom Zebra, welches ich zu Clennom einem ſeiner Landgüter mit einem männlichen Füllen geſehen habe, das von demſelben geworfen, nicht älter als ein Jahr, und durch folgenden Kunſtgriff hervorgebracht

e) Herrn Allamands Brief an den Herrn d'Aubenton aus Leiden vom 21. März 1777.

v. B.

bracht war. Wie das weibliche Zebrathier brünſtig war, verſuchte man zu verſchiedenen malen, demſelben einen Eſel beizulaſſen, aber es weigerte ſich beſtändig denſelben zuzulaſſen. Lord Clive verfiel darauf, dieſen Eſel von gewöhnlicher Farbe malen zu laſſen, und durch Nachahmung der Farben eines männlichen Zebras das Weibchen zu betrügen, welches ſo gut glückte, daß das Füllen daraus entſprang, von dem eben geſagt iſt. Ich bin dieſen Sommer im Jahr 1778 zu Elennom geweſen, um mich zu erkundigen, was aus dieſem Weibchen und dem Füllen geworden ſey, und man ſagte mir, daß die Mutter geſtorben, und daß das Junge nach einem ſehr entfernten Landgute des Lord Clive geſchickt ſey, woſelbſt man oft verſucht habe, es mit Eſelinnen zu paaren, daß aber davon niemals etwas bewirkt ſei."

Ich will hierbei doch nur die einzige Anmerkung machen, daß ich kaum glauben kann, das weibliche Zebrathier habe den Eſel blos wegen ſeiner ſchönen Kleidung halber zugelaſſen, ſondern daß es wahrſcheinlich ſey, daß man denſelben zu einer

Zeit

Zeit hinzugebracht habe, worin daſſelbe dazu geneigter als die vorigen male war.

Uebrigens bedarf es eine Menge von Erfahrungen, ſowohl mit dem Pferde als dem Eſel, um entſcheiden zu können, ob der Zebra der einen Art näher als der andern komme. Die Zeugung mit dem Eſel zeigt, daß es auch faſt, wie das Pferd, der Eſelsart nahe komme; denn man weiß, daß das Pferd mit der Eſelin, und der Eſel mit der Stute Füllen erzeugt; man muß aber noch aus Erfahrung wiſſen ob das Pferd nicht eben ſo gut als der Eſel mit dem weiblichen Zebra, und ob der männliche Zebra nicht mit der Stute und der Eſelin fruchtbar ſeyn. Am Vorgebirge der guten Hoffnung könnte man dieſe Begattung mit Nutzen verſuchen. (Buff. anim. quadr. Tom. X. p. 62 — 71.)

Eine Beſchreibung des Zebras nebſt der Geſchichte von dem bemalten Eſel des Lord Clive ſteht auch in der neuen kurzgefaßten Beſchreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung (Leipzig 1779, in 8. S. 172. Anmerk. 35.), woſelbſt hinzu geſetzt wird; ſie gehen truppweiſe auf den Ebenen umher; und wenn ſie etwas erſchreckt, ſo laufen ſie

ſie mit möglichſter Schnelligkeit zu den nahe gelegenen Gebüſchen, wo ſie ſich ſo vertheilen, daß man beim Nachſetzen ihre Spur nicht weiter entdecken kann."

Büff. N. d. Nierf. T. X. T.

Zuſatz.

Der Kwagga.

Buff. Suppl. Anim. quadr. ed. en 12. tom. X. pl. VII.

Von dem Kwagga heißt es in den Supplementen zur Buffonſchen Naturgeſchichte: (Du Kwagga, ou Couagga. Buff. anim. quadr. ed. 12. tom. X. p. 150.) „Dieſes Thier, von dem ich gar keine Kenntniß vor dem Abdrucke der vorhergehenden Blätter, wo die Rede vom Onager und Zebra iſt, hatte, ſchien mir eine

eine Baſtardart und ein Mittelthier zwiſchen dem Pferde und Zebra, oder vielleicht zwiſchen dem Zebra und Onager, zu ſeyn. Man ſehe daher dasjenige, welches der Herr Profeſſor Allamand neulich in einem Zuſatze zu meinem Werke in der holländiſchen Ausgabe bekannt gemacht hat.“

„Bis jetzt, ſagt dieſer gelehrte Naturkundiger, kannte man blos den Namen dieſes Thiers, und auch nur ſehr unvollkommen, ohne daß man wußte, welches vierfüßige Thier dadurch bezeichnet würde.

In einem Tagebuche einer Reiſe, welche auf Befehl des Gouverneurs vom Cap nach dem inneren Afrika vorgenommen ward, ſteht, daß die Reiſenden unter andern Thieren wilde Pferde, Eſel und Quachas geſehen haben.

Die Bedeutung des letzten Worts war mir gänzlich unbekannt, bis da mich der Herr Gordon benachrichtigte, daß der Name der Quachas, Kwagga bedeute, welchen die Hottentotten dem Thiere geben, von dem hier die Rede iſt. Ich habe geglaubt, denſelben beibehalten zu müſſen, weil es,

da

da es niemals beſchrieben, noch in Europa bekannt geweſen iſt, durch keinen andern Namen als den, welchen es in ſeinem Vaterlande hat, bezeichnet werden kann.

Die Streifen mit welchen ſeine Haut geziert iſt, zeigen es gleich als eine Abart von den Zebras, von welchen es doch in verſchiedner Betrachtung abweicht. Seine Farbe iſt dunkelbraun, und er iſt wie der Zebra, ſehr regelmäßig ſchwarz geſtreift von dem Ende der Naſe an bis über die Schultern, und eben dieſe Farbe der Streifen geht über eine nette Mähne auf dem Halſe. Von den Schultern an nehmen die Streifen an Länge ab, und da ſie immer weiter abnehmen, verſchwinden ſie in der Gegend des Bauchs, ehe ſie die Lenden erreichen. Zwiſchen zweien dieſer Streifen iſt das Braune heller, und an den Ohren iſt es beinahe weiß. Unten ſind der Leib, die Lenden und Beine weiß. Auch iſt der etwas flache Schwanz mit Haaren oder Borſten von dieſer Farbe beſetzt. Der Huf iſt ſchwarz, und deſſen Geſtalt gleicht vielmehr dem Hufe des Pferdes als dem des Zebras. Man wird ſich davon überführen, wenn man die Abbildung deſſelben, die ich liefere, mit dem Zebra vergleicht. Man ſetze dieſes noch

hinzu, daß die Eigenſchaften dieſer Thiere ebenfalls ſehr unterſchieden ſind. Die Kwaggas ſind gelehriger. Denn es iſt noch nicht möglich geweſen, die Zebras ſo weit zu zähmen, daß man ſie als Hausthiere brauchen könnte; da hingegen die Landleute der Kolonien am Cap die Kwaggas vor ihre Karren ſpannen, und ſie dieſelben ſehr gut ziehen. Sie ſind geſetzt und ſtark. Zwar iſt es wahr, ſie ſind tückiſch, beißen und ſchlagen. Wenn ein Hund ihnen zu nahe kömmt, ſchlagen ſie ihn heftig mit den Füßen, und ergreiffen ihn bisweilen mit den Zähnen. Selbſt die Hyäne, die man am Cap einen Wolf nennet, unterſtehet ſich nicht, ſie anzugreiſen. Sie gehen heerdenweiſe, bisweilen über hundert an der Zahl, aber niemals ſieht man einen Zebra unter ihnen.

Alles dieſes ſcheint anzuzeigen, daß dieſe Thiere eine beſondere Art ausmachen. Indeſſen ſiud ſie nicht mehr von einander verſchieden, als die Mauleſel von den Pferden oder Eſeln. Sollten die Kwaggas wohl nicht eine Baſtardraße von den Zebras ſeyn? Es giebt daſelbſt in Afrika weiße wilde Pferde; Leo, der Afrikaner und Marmol verſichern dieſes mit Gewißheit, und

das

das Zeugniß der Reiſenden, deren Tage-buch ich angeführt habe, iſt noch zuver-läßiger. Dieſe ſahen die weißen Pferde, und ſie ſahen auch wilde Eſel. Konnten ſich dieſe Thiere nicht mit den Zebras ver-miſchen, und eine Raße hervorbringen, die von beiden Arten etwas an ſich hätte? Ich habe ſchon zuvor eine Begebenheit an-geführt, die beweiſet, daß ein weibliches Zebra, nachdem es vom Eſel belegt war, ein Füllen warf. Man darf kaum zweifeln, daß die Begattung des Pferdes mit dem Zebra nicht ebenfalls fruchtbar ſeyn ſollte. Wenn die Begattung des Pferdes mit den Eſelinnen gewöhnlich nur unfruchtbare Mauleſel hervorbringt, ſo iſt ſolches doch nicht beſtändig. Man hat beobachtet, daß Mauleſel Füllen bekamen, und es iſt ſehr natürlich anzunehmen, daß, da die Pferde den Zebras näher als den Eſeln ſind, auch eine Miſchung aus denſelben entſtehen könne, die wie andre fruchtbare Thiere im Stan-de wäre, Stammeltern vorzuſtellen. Die-ſes iſt ebenfalls auf die Eſel anwendbar, weil die Zebras eine Mittelart zwiſchen den Pferden und den Eſeln ſind. Ich bin da-her ſehr geneigt zu glauben, daß die Kwag-gas nur eine Baſtardraße von Zebras ſind,

die in Anſehung der Geſtalt und der Eigenſchaften, etwas von beiden Arten beibehalten, von denen ſie ihren Urſprung haben.

Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt man dem Herrn Gordon große Verbindlichkeit ſchuldig, daß er uns dieſes Thier kennen gelehret hat. Denn er hat mir die Zeichnung und Beſchreibung von demſelben geſchickt.

Er ſahe an einem Tage zwei Heerden, die eine beſtand aus zehn ausgewachſenen Kwaggas, die andre blos aus Füllen die ihren Müttern folgten. Er jagte ſein Pferd zwiſchen dieſe beiden Heerden und ein Füllen, das die vor ihm laufenden aus dem Geſicht verloren hatte, folgte alsbald dem Pferde nach, als wenn es ſeine Mutter geweſen wäre. Die jungen Zebras machen es in ähnlichem Falle eben ſo. Herr Gordon war damals in dem Lande der Bosjemans, und weit von allen Bewohnungen; desfalls war er genöthigt, dieſes Füllen den folgenden Tag aus Mangel an Milch zur Nahrung, fahren zu laſſen, und er ließ es laufen wohin es wollte. Er beſitzt noch wirklich ein anderes, welches er für die Thiergärten des Prinzen von Oranien aufhebt.

habt. Da er kein ausgewachſenes Kwagga bekommen konnte, ſo hat er mir die Zeichnung von einem Füllen geſchickt. Er verſichert aber, daß es zwiſchen dem Füllen und völlig ausgewachſenen Kwagga keinen Unterſchied gebe, es ſey denn in Anſehung der Größe, die mit der vom Zebra gleich iſt, und in Anſehung des Kopfs, der nach Verhältniß bei dem ausgewachſenen Kwagga ein wenig größer iſt. Der Unterſchied zwiſchen dem männlichen und weiblichen, iſt auch ſehr geringe.

Seitdem das Vorgebirge bewohnt iſt, haben dieſe Thiere die Gegenden verlaſſen, und finden ſich nicht mehr als viel weiter in dem Innern des Landes. Ihr Geſchrei iſt eine Art von ſchnellem Bellen, wobei man oft die wiederholte Silbe Kwah, Kwah höret.

Die Hottentotten finden den Geſchmack des Fleiſches ſehr wohlſchmeckend, den holländiſchen Bauern gefällt es aber nicht, wegen des kraftloſen Geſchmacks.

Das Füllen, welches hier (pl. VI. ed. en. 12. pl, VII.) vorgeſtellet iſt, war

von dem Ende der Naſe bis zum Schwanze drei Fuß, ſieben Zoll, drei Linien lang. Das Vordergeſtell war zwei Fuß, zehn Zoll hoch, und das Hintergeſtell einen Zoll niedriger; der Schwanz betrug vierzehn Zoll in der Länge."

Dieſes iſt alles was der Herr Allamand von der Geſchichte dieſes Thiers hat ſammlen können; aber ich muß doch bemerken, daß er zwei widerſprechende Stücke in der Nachricht des Herrn Gordon anzuführen ſcheint. Er ſagt zuerſt, daß die Bauern am Cap die Kwaggas vor ihre Karren ſpanneten, und daß ſie ſehr gut zögen, in der Folge geſteht er aber, daß er keinen ausgewachſenen Kwagga zum Abzeichnen habe bekommen können. Es ſcheint daher, daß dieſe Thiere ſelbſt am Cap ſelten ſind, weil er ſie nicht anders als nach einem Füllen hat zeichnen laſſen können. Wenn dieſe Art Thiere zu Hausthieren gemacht wäre, ſo würde es ihm leicht geweſen ſeyn, ſich ein erwachſenes zu verſchaffen. Wir hoffen, daß dieſer reiſende Naturkündiger uns noch ferner ausführlicheren Unterricht über dieſes Thier geben werde, welches mir

zu

zu dem Zebra näher als irgend ein anderes Thier zu gehören ſcheint." (Buff.)

In Pallas nordiſchen Beiträgen (I. p. 157.) iſt aus einem lateiniſchen Schreiben des Herrn D. Sparrmann vom 30. Sept. 1779, folgendes angeführt.

„Die von Kolbe erwähnten wilden Pferde können nichts anders, als Heerden von Zebras seyn. Es iſt aber das beim Edwards unter dem Namen Zebre femelle abgebildete Thier eine ganz andere Gattung, die, immer abgeſondert von der rechten Zebra, in beſondern Heerden geht, und von den Hottentotten Quagga genennet wird. Der eigentliche wilde Eſel oder Onager iſt im ſüdlichen Afrika nicht zu Hauſe."

In der neuen Beſchreibung des Vorgebirgs d. g. Hoffnung im 2ten Stücke p. 168. wird erzählt, daß es am Gammafluß Quachas gebe, und in einer Anmerkung geſagt, daß es zu beklagen, daß dieſe Reiſende blos die Thiere die ſie geſehen haben, nennen, ohne ſie einigermaſſen zu beſchreiben. Es heißt nämlich in dieſer Anmerkung; „das Thier, das ſie

Quachas nennen, iſt uns ganz unbekannt. Wir haben nirgends dies Wort gefunden; und ob wir gleich verſchiedne Perſonen, die am Cap aufgehalten, darum befragt haben, ſo haben wir doch von dieſem Thiere nichts weiter erfahren können. Eine andere Perſon, die am Cap gewohnt hat, ſagte uns, daß der Quachas der capiſche oder bunte Eſel ſey." Es iſt die oben von Forſter angeführte Abart deſſelben, die bei Edwards und Seligmann die Stute deſſelben heißt. Letzterer ſagt von derſelben: „Dieſes Thier kam von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, woher man es nebſt dem Hengſt lebendig gebracht hatte. Dieſer ſtarb ehe er noch bis London kam, alſo habe ich ihn nicht geſehen, aber dieſe Stute hat einige Jahre lang zu Kew, bei S. K. H. dem Prinzen von Wallis gelebet; in Anſehung der Größe und Leibesgeſtalt kam ſie mit dem Zebrahengſt vollkommen überein.

Die Farbe dieſes Thiers iſt überhaupt, außer den Streifen, die alle ſchwarz ſind, am Kopf, Hals [illegible] obern Theil des Leibes und an den [illegible]enkeln, hellbraun; der Bauch, [illegible] und das Ende des Schw[illegible] ſind w[illegible]. An den Gelenken der [illegible] hat [illegible] ſolche Verhärtungen, wie man

man an den Pferden ſiehet; die Hufe ſind ſchwarz; die Streifen an dem Kopf ſind von den Streifen des Zebrahengſtes etwas verſchieden; die Mähne iſt ſchwarz und weiß; die Ohren ſind hellroth und die Stirn fällt ins Weißliche. Um den Hals herum hat die Zebra verſchiedne breite Streife, die gegen den Untertheil zu breiter werden. Sie hat durch die ganze Länge des Rückgrades, bis zu einem Theil des Schweifs, einen ſchwarzen Streifen, und unten mitten am Bauch dieſem gerade gegen über einen andern eben dergleichen. Die Streifen über den Leib gehen von dem Streif über den Rücken aus; einige derſelben ſind am Ende zweizackigt, und andere laufen ſpitzig zu. Dazwiſchen befinden ſich einige länglichte Flecken. Der hintere Theil des Leibes hat mehrere unregelmäßige und verwirrt unter einander ſtehende Flecken; aber die beiden Seiten dieſes Thiers waren wie bei dem vorherbeſchriebenen (Zebrahengſt) ſehr regelmäßig gezeichnet.

Der Laut, welchen dieſes Thier von ſich gab, war von des Eſels Geſchrei vollkommen verſchieden, und kam dem verworrenen Bellen eines Schafhundes mehr gleich. Es ſchien mir einer ſehr wilden Art zu ſeyn.

Es unterſtand ſich niemand nahe zu ihm hinzutreten, außer dem Gärtner des Prinzen, der es fütterte und reiten konnte.

Ich habe niemals eine Haut unter allen denen, die man hierher gebracht, geſehen, welche dieſer gegenwärtigen äußerlich gleich geſehen, weswegen dieſe Stute bei uns für eine viel gröſſere Seltenheit als der Hengſt gehalten wird. Vielleicht kommt es daher, daß man die Häute der Stuten nicht für ſo ſchön als der Hengſte (Zebra) ihre hält, und deswegen keine zu uns herausführet. Die Stute (Quagga) iſt bis zur gegenwärtigen Zeit noch von niemand abgezeichnet oder beſchrieben worden." Seligmann, a. a. O.

Die hier beſchriebene Stute iſt nicht die Stute von dem Zebra, welche vorher bekannt war, ſondern von dem Quagga, dem Thiere, das kurz vorher in dieſem Anhange von den Herrn Forſter und Sparrmann angeführt, wie auch im achten Bande von Buffons vierfüßigen Thieren unter dem Namen des weiblichen Zebras (anim. quadr. ed. 12. tom. 8. Suppl. p. 89.) abgebildet iſt.

Et-

Etwas ausführlicher handelt Herr Sparrmann in ſeinen Reiſen a. a. O. von dem Quagga und ſagt: „Ich bekam hier (bei Swellendam) ein von den Hottentotten und Koloniſten ſo genanntes Quagga zu ſehen. Dieſes Thier iſt eine wilde Pferdeart, welches dem Zebra ſehr ähnlich iſt. Der Unterſchied zwiſchen beiden beſteht nur darin, daß der Quagga kürzere Ohren hat und ihm theils an den Vorderbeinen, theils an den Lenden die Streifen des Zebra fehlen. Jene Aehnlichkeit hat indeſſen Herrn Edwards Veranlaſſung gegeben, den Quagga unter dem Namen des weiblichen Zebra vorzuſtellen. In der That aber ſind Quagga und Zebra zwei von einander ganz verſchiedene Gattungen, und halten ſich auch in verſchiednen, oft weit von einander entlegnen Gegenden auf. Die Stuten von beiden Arten ſind eben ſo, als die zu ihnen gehörigen Hengſte gezeichnet, außer daß die Farbe der letztern auffallender und friſcher iſt. Daß die Zebras unter ſich in Anſehung der Streifen, beſonders nach den Beinen hinab, etwas unterſchieden ſind, kann man aus Vergleichung ihrer Felle ſehen, die man bei den ſchwediſchen Kürſchnern unter dem Namen von Seepferdfellen findet.

Vom

Vom Quagga habe ich nicht vielerlei Felle vergleichen können, glaube aber zuverläßig, daß auch dieſe ein wenig von einander abweichen.

Eine zur Geburt reif gewordne und mit Stroh ausgeſtopfte Leibesfrucht eines Quagga, die ich vom Cap mitgebracht habe, und im Naturalienkabinete der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften aufbewahre, ſcheint friſchere Farben zu haben, als ich bei erwachſenen Thieren gefunden habe.

Ihre Länge beträgt von den Ohren bis zum Schwanze 31 Zoll, und die Höhe über die Lenden 22 Zoll.

Das Quagga, welches ich zu Swellendam ſahe, war als Füllen ſo zahm geworden, daß es zu uns kam, um ſich von uns liebkoſen zu laſſen. Man erzählte uns, es laſſe ſich nie von der Hyäne ſchrecken, ſondern verfolge vielmehr dies Raubthier, wenn es ſich in ſeine Nachbarſchaft einſtelle, vertheidige alſo auch die Pferde, mit denen man es des Nachts auf der Weide gehen laſſe.

Ob dieſe Thiere ſich ſo zähmen laſſen, daß man ſie zum Reiten oder Fahren gebrauchen kann, daran zweifle ich nicht, ſeitdem ich kurz vor meiner Abreiſe nach Europa, in der Stadt des Caps, auf der Straße, einen Quagga mit fünf gewöhnlichen Pferden in einem Spanne ziehen geſehen habe. Mit dem Zebra war aber in dieſem Stücke bisher kein richtiger Verſuch angeſtellet. Man erzählte zwar, ein reicher Einwohner, nicht weit vom Cap, habe zu dieſem Ende einmal einige aufziehen und bändigen laſſen, zugleich aber auch den ungereimten Einfall gehabt, ſie alle vor ſeine Halbkutſche zu ſpannen, ſo wenig ſie auch bisher ans Ziehen gewöhnt geweſen; welches dann zur Folge gehabt hat, daß ſie mit ihrem Herren und dem ganzen Fuhrwerke zum Stalle hinein durchgegangen, und dadurch ihm und jedem andern die Luſt zu weitern Verſuchen benommen haben. Recht zahm gemachte und zugerittne Quaggas und Zebras würden gleichwohl den Koloniſten in mehr als einer Hinſicht beſſere Dienſte, als die Pferde, thun. Denn, da ſie weit beſſer gedeien, und der in Afrika faſt durchgängig trockenen Weide gewohnt ſind,

ſchei-

ſcheinen ſie von der Natur mehr als jene für dies Land beſtimmt zu ſeyn. Die Pferde ſind hingegen überhaupt in Anſehung ihres Futters ſehr lecker. Ich glaube auch ſchon angeführt zu haben, daß ſowohl Ochſen als Pferde in Afrika im allgemeinen ſchwächer als bei uns ſind, und dies der dürren Weide zugeſchrieben werden muß. Der Quagga, den ich ſah, hatte ſo völliges und ſtarkes Fleiſch auf dem Rücken und den Lenden, als man bei Pferden vielleicht ſelten antrift. Quagga ſowohl als Zebra haben zwar ziemlich kleine Füße, aber dagegen harte Hufe und gehen, wie die Eſel, ſicherer als die Pferde. Daß man mit guten Pferden die Zebras leicht einholen kann, leugne ich zwar nicht: allein wer weiß, ob nicht dieſe nebſt dem Quagga, wenn ſie beritten und geübt werden, noch geſchwinder als jene laufen würden. Zähmten und gebrauchten ſie die Koloniſten ſtatt der Pferde, ſo würden ſie wahrſcheinlich nicht Gefahr laufen, weder durch Wölfe noch die herrſchende Pferdekrankheit ihre Thiere zu verlieren." (Sparrm.) Auch ſahe Herr Sparrmann am Cap im Dezember in Hinterbruyntjeshöhe und am Fiſchfluſſe

in

in einer von Nil = Sinnpflanze (Mimoſa nilotica) und Gras grünen Gegend, anſehnliche Schaaren von Quaggas. (M. ſ. ſ. Reiſen p. 443 u. 445.)

Q

LXXXI.

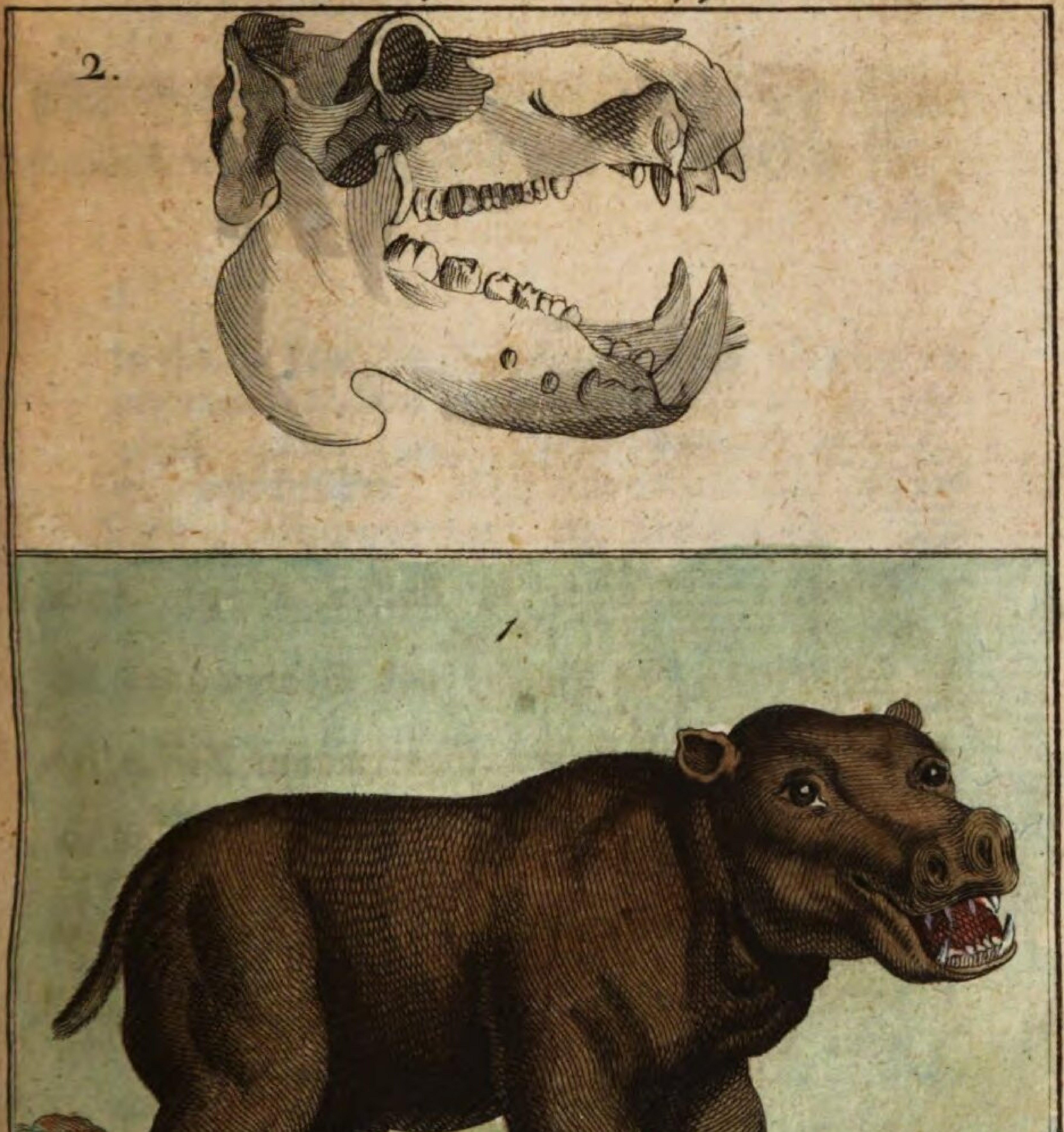
Das Flußpferd. a) 1)

a. Altes, von Klocner in Buffon Suppl. Anim. quadr. tom. IX, pl. 30.
b. Flußpferd, von Forſter und Sparrmanns Reiſen. Tab. XIV.
c. Kalb, v. Sparrmann. Sparrmanns Reiſen Tab. XIII.
d. Kopf, Allg. Hiſt. d. Nat. Th. XII. p. 36. tab. VI. fig. 1.
e. männl. Hippopotamus, Gordon. Buff. tom. X. Suppl. pl. IV.
f. weibl. Hippopotamus, von Gordon. Buff. Suppl. tom. X. pl. V.

Obgleich das Flußpferd bei allen Völkern in alten Zeiten berühmt geweſen, die heilige Schrift deſſelben unter dem Namen

a) Das Flußpferd; im Hebräiſchen Behemoth, hoc animal eſſe, quod nomine Behemoth, in

1.Das Flus-Pferd. 2.Der Kopf. T. CLXXXV.



Büff. N. d Vierf. T. X. T.

men Behemoth erwähnet, und ſeine Figur ſowohl auf den ägyptiſchen Obelisken aus-

ge-

in libro Job, deſcribitur a Sam. Bochart in Hierozoico ſolide demonſtratur, Ray. Synopſ. quad. pag. 125. Ἱπποποταμος, im griechiſchen; Hippopotamus im lateiniſchen; Hippopotamo im italieniſchen; Foras l'bar, in Egypten, nach dem Zerenghi, welches Meerpferd bedeutet, wie abu-ınner. In Afr. Biſul, Gomavi; deutſch Nilpferd, Seepferd; Morskaja loſchad. ruſſiſch Hippopotamus. Belon de aquatilibus. Pariſiis 1553. Le Cheval marin, Hippopotamo, Cheval de rivière. Belon de la nature des Poiſſons. Paris 1555. pag. 17. & ſuivantes — Hippopotame. Obſervations de Belon, feuillet 103. verſo. Hippopotamo, la vera deſcriptione del Hippopotamo, autore Frederico Zerenghi da Narni, medico Chirurgico in Napoli, per Conſtantino Vitale, 1603. in 4to. fig. p. 67.

Anmerkung. Dieſe Beſchreibung des Flußpferdes iſt ein Theil eines kurzen Begriffes von der Wundarzneikunſt, der von eben demſelben Verfaſſer geſchrieben iſt, und ſie fängt erſt auf der 55ſten Seite an, auf welcher Seite ſich der beſondere Titel findet, den wir angezogen haben. Dieſes kleine Werk von dem Flußpferd iſt original und ſehr gut, aber dabei ſo ſelten, daß kein einziger Naturforſcher deſſelben gedacht hat. Die Figur iſt nach einem weiblichen Flußpferde gemacht worden.

Hippopotamus antiquorum, Fab. Columna, aquat. pag 18. fig. pag. 30.

 Hip-

gehauen, als auf den römiſchen Schaumünzen gepräget worden; ſo haben die Alten es

Hippopotamus. Proſp. Alpin. Aegypt. Hiſt. nat. lib. IV. pag. 246. tab. 23.
Hippopotamus. Aldrov. de quadrup. digit. vivip. p. 181. & ſeq.

v. B.

1) Behemoth. Hiob. c. 40.
Ποταμιυς ἵππος. Ariſtot. hiſt. anim. II. c. 7. n. 29. c. 12. n. 81. 82.
Hippopotamus. Plin. hiſt. nat. VIII. c. 25. (cap. 39. Hard.) c. 26. (c. 40. Hard.) XI. c. 12. (c. 14. Hard.) c. 37. (c. 61. Hard.) c. 39. (c. 93. Hard.) XXXII. c. 11. (c. 53. Hard.)
ἵππος ποταμιος. Aelian. anim. V. c. 53.
Hippopotamus. Geſner aquat. p. 494. mit Abbild.
L'hippopotame ou Cheval marin. Thevet. cosmogr. fol. 64.
Cheropotamus et Hippopotamus. Alpin. Aegypt. I. p. 245. tab 22. f. 1. 2. tab. 23. 24. 25.
Hippopotamus. Jonſton quadrup. p. 108. tab. 49. f. 3.
Hippopotamus, Waſſerochs. Jonſt. quadr. tab. 49. f. 2. (ſehr ſchlechte Abbild.)
Hippopotame ou Cheval marin. Thevenot. voy. I. p. 491.
Le Cheval marin. Marmol. Afric. I. p. 51.
Hippopotamus. Charlet. exercit. p. 14.
Hippopotamus. Ludolf. Aethiop. L. I. c. 10. fig. Comment. p. 155.
The River-horſe or Hippopotamus. Grew. Muſ. reg. Soc. p. 14. f. 1. (Abbild. vom Hirnſchädel.)

Hip-

es doch nicht genau gekannt. Ariſtoteles b) zeiget es, ſo zu ſagen, blos an, und in

 dem

Hippopotamus. Raj. Synopſ. quadr. p. 123.
L'hippopotame. Dampier Voy. III. p. 359. (Abbild. ſchlecht.)
Hippopotami or River-horſes Barbot. Guin. 73.
Water-Elephants, Ker-Kamonen. Barbot. Guin. 117.
Seekuh. Vorgeb. der g. H. p. 168. t. 6. f. 1.
Hippopotame. Deſcript. du Cap. d. b. E. p. Kolbe 1741. P. 1. c. 3. t. 13. p. 27. und p. 64. fig. 1.
Hippopotame. Juſſieu Mem. de l'acad. 1724. p. 209. (Beſchr. und Abbild. des Hirnſchädels.
Le Cheval marin ou l'Hippopotame. Lobo abyſſ. trav. I. p. 288.
L'Hippopotame. Maillet Deſcr. de l'Egypt. II. p. 31.
The Hippopotamus. Shaw trav. p. 427.
Hippopotamus. Linné Syſt. nat. ed. 2. p. 48. edit. 6. p. 11. n. 1.
Hippopotamus. Klein quadr. p. 34. tab. 3. (Abbild. ſchlecht.)
Waſſerochs. Klein vierf. Th. d. B. p. 103.
Hippopotamus cauda brevi. The Hippopotamus with a ſhort tail: the Sea-horſe. Hill. animal. p. 568. tab. 28. (Abbildung ſchlecht.
L'Hippopotame. Hippopotamus. Briſſ. regn. anim. p. 122. n. 1.
Hippopotamus. Haſſelquiſt Reiſe nach Paläſtina. p. 280.
Hippopotame ou Cheval marin. Adanſon Seneg. p. 78. Adanſons Reiſen p. 106.
Das Nilpferd. Halle vierfüß. p. 372.

Hip-

dem Wenigen, was er von demſelben ſagt, finden ſich mehr Irrthümer als wahre Umſtände.

Hippopotamus (amphibius) pedibus quadrilobis. Linné Syſt. nat. ed. X. I. p. 74. n. 1.
Hippopotame. Dictionn. anim. I. p. 449.
Rivier-Paard: Rivier-Paard met de Voeten in vieren verdeeld. Houtt. nat. hiſt. III. p. 405. tab. 28. (gute Abbild.)
L'Hippopotame. Buffon hiſt. nat. XII. p. 22. tab. 3. (Ein Junges) tab. 6. f. 1. (Hirnſchädel) fig. 2. 3. (Füſſe) ed. 12. tom. X.
Hippopotame. Bomar. Dictionn. II. p. 466.
Waſſerochs. Knorr delic. II. tab. K. fig. 12. (gut.)
Das Nilpferd. Berl. Samml. I. p. 514. (Abbild.)
Das Flußpferd. Allg. Hiſt. d. Nat. XII. p. 15. Tab. 3. (ungeboren.)
The Hippopotame. Pennant. Synopſ. quadr. p. 78. n. 59.
Ippopotamo. Aleſſandri quadr. II. tab. 65.
Der Behemoth. Müller Linnés Syſt. I. p. 457. tab. 28. (Abbild. nach Houtt.)
Hippopotamus. Forsk. faun. orient. p. IV.
Hippopotamus amphibius. Erxleb. Syſt. R. animal. I. p. 195.
Hippopot. Chemnitz. Nov. Act. Hafn. T. II. p. 410.
Behemot. Hippopotamus. Retzius Inledning til Djur-Riket. p. 43.
Hippopotamus. Ortelius Djurkänningen. Stockholm 17 7. 8.
Hippopotamus, p. 51. Wallroß. Nilpferd. Onomatol. hiſt. nat. oder vollſt. Lexikon d. Naturg. B. IV. p. 181.

Hip-

ſtände. Weit gefehlt, daß Plinius c) 2) der den Ariſtoteles ausgeſchrieben, deſſen

H 3 Irr-

Hippopotame. Bomare Dictionn. ed. 3. tom. IV. p. 336.
Flußpferd. Neuer Schaupl. d. Nat. III. p. 164.
Das Nilpferd. Flußochſe. Oekon. Zool. p. 54.
Flußpferd. Leske Naturgeſch. I. p. 190.
Seekuh. Kurze Naturg. d. Vorg. d. gut. Hofn. p. 148.
Hippopotamus amphib. Blumenb. Naturg. p. 135. Graumann p. 41. Borowsky. I. Tab. XXXVI.
Hippopotamus amphibius. Beskrifning af A. Sparrmann. Svensk Vetensk. Acad. Handlingar, 1778. p. 329. (mit einer Abbild.)
Nilpferd. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Th. I. p. 61.
Nilpferd. Zimmermann geogr. Zool. II. p. 151. n. 66.
L'Hippopotame. Buff. anim. quadr. ed. in 12. tom. V. p. 187. pl. 16. und Suppl. oder Tom. IX. p. 176. pl. 29. Ein neugebornes, und pl. 30. ein erwachſenes von Kloener. Tom. X. p. 118. pl. IV. und V.
Hippopotamus. Sparrmann Reſa til Goda Hopps-Udden. Stockh. 1783. I. p. 682. deutſch p. 553. Tab. XIII. XIV.

D.

b) Equo fluviatili, quem gignit Aegyptus, juba equi, ungula qualis bobus, roſtrum reſimum. Talus etiam ineſt biſulcorum modo; dentes exſerti, ſed leviter, cauda apri, vox equi, magnitudo aſini, tergoris craſſitudo tanta, ut ex eo venabula faciant, interiora omnia equi et aſini ſimilia. Ariſt.

Irrthümer gehoben hätte, ſo ſcheinet er ſie vielmehr beſtätiget, und zu denenſelben neue hin-

Ariſt. Hiſt. anim. lib. II. cap. VII. Natura etiam equi fluviatilis ita conſtat, ut vivere niſi in humore non poſſit. Idem lib. VIII. cap. XXIV.

Anmerkung. Das Flußpferd hat keine Mähne wie das Pferd; das Horn an ſeinen Füſſen iſt in vier und nicht in zwei Klauen abgetheilt; es hat keine aus dem Rachen hervorkommende Zähne; es hat einen Schwanz, der von des wilden Schweines ſeinem unterſchieden iſt; es iſt wenigſtens ſechsmal ſo groß, als ein Eſel; es kann auf dem Lande leben, wie alle übrigen vierfüßigen Thiere; denn dasjenige, welches Belon beſchrieben, hatte zwei bis drei Jahre gelebet, ohne ins Waſſer zu kommen. Ariſtoteles hat alſo nur ſehr ſchlechte Nachrichten von dieſem Thier gehabt.

v. B.

*) Plinius ſagt noch mehr als Ariſtoteles, daß nämlich das Flußpferd ſich ſowohl in den Gewäſſern des Meers als in Flüſſen aufhalte, und wie der Seehund mit Haaren bedeckt ſey.

Anmerkung. Der letzte Umſtand iſt ohne allen Grund angegeben worden: denn das Flußpferd hat kein Haar auf der Haut, und es iſt gewiß, daß es nie in der offenbaren See gefunden wird, und wenn es ſich gleich an den Küſten aufhält, ſo thut es es doch nur bei den Mündungen der Flüſſe.

v. B.

hinzugeſetzt zu haben. Nur erſt gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts hat man einige genaue Nachrichten von dieſem Thier bekommen. Belon, der damals zu Conſtantinopel war, ſahe ein lebendiges. Gleichwohl hat er von demſelben nur einen unvollſtändigen Begriff gemacht, indem die beiden Figuren, die er ſeiner Beſchreibung hinzugefügt hat, nicht das Flußpferd, das er geſehen, vorſtellen, ſondern bloße Kopeien von der Rückſeite der Schaumünze des Kaiſers Hadrian und von dem Nilcoloſſen zu Rom ſind. Man muß daher die Zeit unſerer genauen Kenntniſſe von dieſem Thier in das Jahr 1603 zurückſetzen, da Friedrich Zerenghi, ein Wundarzt von Narni in Italien, zu Neapel die Geſchichte zweier Flußpferde drucken ließ, die er ſelbſt in Aegypten lebendig gefangen und getödtet hatte, und zwar in einer großen Grube, welche er in der Gegend des Nils nahe

 bei

2) Der Behemot. Hiob im 40. Kapitel. Der Ritter Michaelis ſagt: das Wort Behemoth bedeute überhaupt Thiere. Hier ſey aber von dem Elephanten die Rede. S. deſſen deutſche Uiberſetzung des alten Teſtaments mit Anmerkungen für Ungelehrte. I. Theil p. 80. und 175.

D.

bei Damiate hatte graben laſſen. Dieſes kleine, in italieniſcher Sprache geſchriebene Werk, ſcheint von den Naturforſchern, die zu gleicher Zeit lebten, aus der Acht gelaſſen worden zu ſeyn, und iſt nachher ganz unbekannt geworden. Gleichwohl iſt es das einzige, was man als ein Original über dieſe Materie anſehen kann. Die Beſchreibung, welche der Verfaſſer von dem Flußpferde giebt, iſt auch die einzige, die gut iſt, und iſt uns ſo richtig vorgekommen, daß wir glauben, dieſelbe hier in einem überſetzten Auszuge liefern zu müſſen. „Ich ſchickte in der Ab„ſicht, ein Flußpferd zu bekommen, Leute „an den Nil, welche, da ſie zwei aus dem „Fluſſe hervorkommen geſehen hatten, an „der Stelle, wo ſie gegangen waren, eine „tiefe Grube machten, und dieſelbe mit leich„tem Holze, Erde und Kräutern bedeckten. „Des Abends, wie dieſe Flußpferde wieder „nach dem Strom giengen, fielen ſie alle „beide in die Grube. Hierauf kamen meine „Leute und meldeten mir dieſen Fang. Ich „eilete mit meinen Janitſcharen dahin, und „wir tödteten dieſe beiden Thiere auf die „Art, daß wir einem jeden dreimal durch den „Kopf mit einer Büchſe ſchoſſen, die eine gröſ„ſere Mündung als die gemeinen Musketen

„hatte. Sie blieben beinahe auf der Stelle „todt, und erhoben vor Schmerzen ein Ge„ſchrei, welches dem Gebrülle eines Ochſen „etwas ähnlicher als dem Wiehern eines „Pferdes war. Dieſes geſchahe den 20ſten „Julius im Jahr 1600. Den folgenden „Tag ließ ich ſie aus dem Graben heraus„ziehen, und ſorgfältig abſchinden. Das „eine war ein Männchen, und das ande„re ein Weibchen. Ich ließ ihre Häute „einſalzen, man füllete ſie mit Blättern „von Zuckerröhren an, um ſie nach Cairo „zu bringen. Daſelbſt ſalzte man ſie zum „zweitenmale mit mehrerer Aufmerkſamkeit „und Bequemlichkeit ein. Ich mußte zu „jeder Haut vierhundert Pfund Salz nehmen. „Als ich 1601 aus Aegypten wieder zu„rück kam; ſo brachte ich dieſe Häute nach „Venedig, und von dannen nach Rom. „Ich zeigte ſie verſchiedenen einſichtsvollen „Arzeneigelehrten."

„Der Doktor Hieronymus von Aquapen„dente und der berühmte Aldrovand waren „die einzigen, die das Flußpferd an dieſen „Häuten erkannten, und da das Werk des „Aldrovand damals gedruckt wurde, ſo ließ „er mit meiner Bewilligung, die Figur, die

„er in ſeinem Buch geliefert hat, nach der „Haut des Weibchens zeichnen.“

„Das Flußpferd hat eine ſehr dicke und „gar harte Haut, die undurchdringlich iſt, „wenn man ſie nicht lange im Waſſer lie„gen und erweichen läßt.“

„Sein Rachen iſt nicht, wie die Alten „ſagen, von mittelmäßiger, ſondern von „ungeheurer Größe; ſeine Füße ſind nicht, „wie ſie ſagen, in zwei, ſondern in vier „Klauen abgetheilet; es iſt nicht ſo groß „wie ein Eſel, ſondern viel größer als das „größte Pferd, oder der größte Büffel; es „hat nicht ſolchen Schwanz wie das „Schwein, ſondern vielmehr wie die Schild„kröte, außer daß derſelbe ohne alle Ver„gleichung größer iſt; es hat keine aufge„worfene Schnauze oder Naſe, ſondern es „hat eiue Schnauze wie der Büffel, nur „weit größer; es hat keine Mähne, wie „das Pferd, ſondern blos einige kurze und „ſehr dünne Haare; es wiehert nicht, wie „das Pferd, ſondern ſeine Stimme hält den „Mittelton zwiſchen dem Gebrüll des Büf„fels und dem Wiehern des Pferdes; ſeine

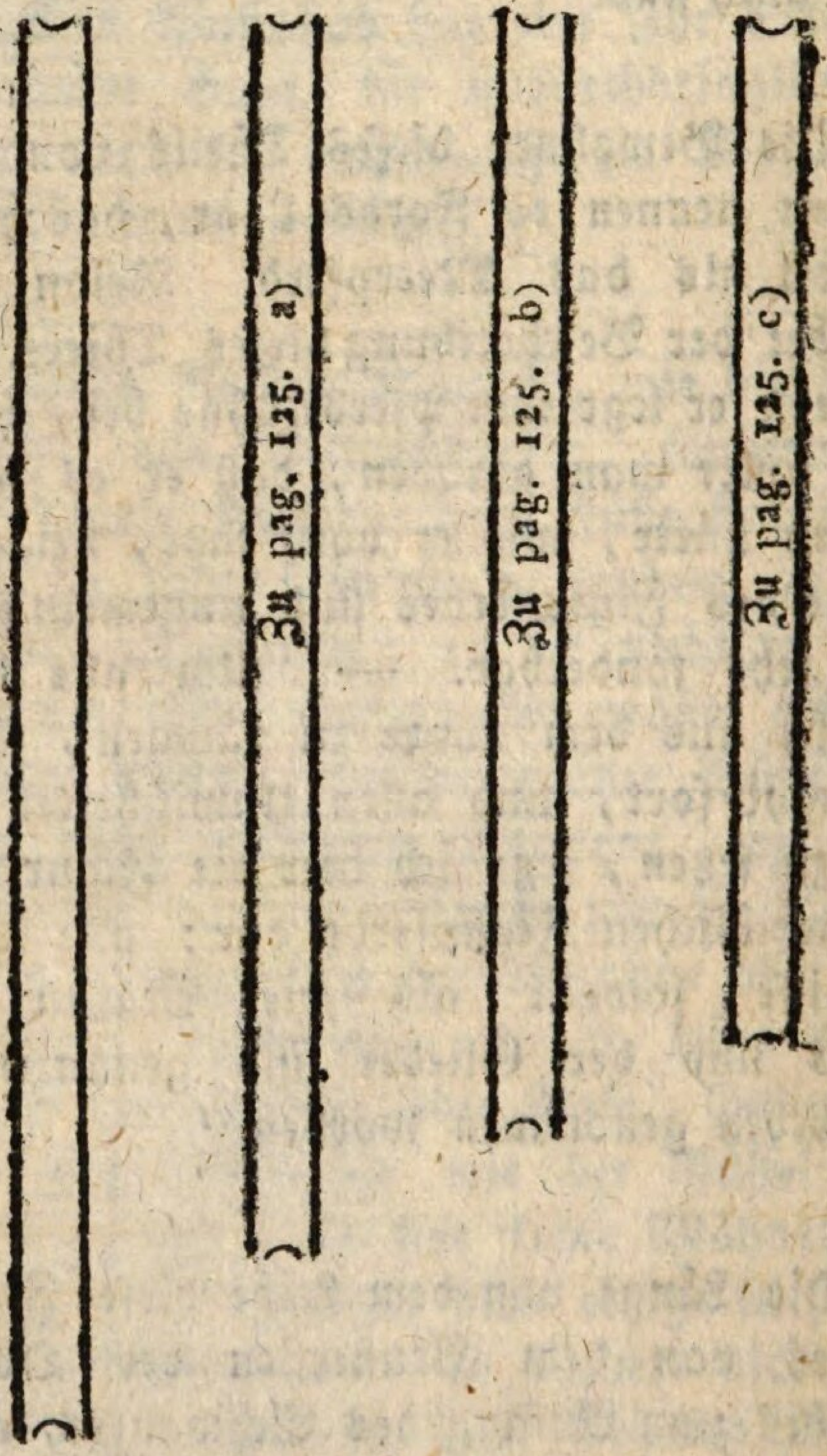
„Zäh-

„Zähne ragen nicht aus dem Rachen her-
„vor, denn wann das Maul zu iſt, ſo
„bedecken die Lefzen alle Zähne, ſo groß
„dieſe auch ſind.“

„Die Bewohner dieſes Theils von Ae-
„gypten nennen es Foras l'bar, das heißt
„ſo viel als das Meerpferd. Belon hat
„ſich bei der Beſchreibung dieſes Thiers ſehr
„geirret; er legt ihm Pferdezähne bei, hier-
„nach ſollte man glauben, daß er es nicht
„geſehen hätte, wie er doch ſagt, denn die
„Zähne des Flußpferdes ſind ungemein groß
„und ſehr ſonderbar. — Um alle dieſe
„Zweifel aus dem Wege zu räumen, fährt
„Zerenghi fort, und allen Unwißheiten ein
„Ziel zu ſetzen, lege ich hier die Figur von
„dem weiblichen Flußpferde dar: alle Ver-
„hältniſſe ſowohl als die Maßen des
„Leibes und der Glieder ſind genau nach
„dem Leben genommen worden.“

„Die Länge von dem Leibe dieſes Fluß-
„pferdes von dem Aeußerſten der Ober-
„lefze bis zum Anfang des Schwanzes, ent-
„hält folgendes Maß fünf und dreißigmal,
„wel-

„(welches nahe an die eilf Fuß und zwei
„Zoll pariſer Maß ausmacht.)



„Die Dicke des Leibes im Umfange ent-
„hält folgendes Maß zwei und dreißigmal,
„(welches ungefähr acht Fuß pariſer Maß
„beträgt.) a)

„Die Höhe von der Fußſohle an bis
„an dem oberſten Theil des Rückens ent-
„hält folgendes Maß ſechzehnmal, (welches
„vier Fuß und fünf Zoll pariſer Maß
„beträgt.) b)

„Der Umfang der Beine bei den Schul-
„tern enthält folgendes Maß zehnmal, wel-
„ches zwei Fuß und neun Zoll pariſer Maß
„ausmacht.) c)

„Der Umfang der Beine weiter nach
„unten zu, enthält folgendes Maß ſieben-
„mal, (welches einen Fuß und zehntehalb
„Zoll pariſer Maß beträgt.)

) (

„Die Höhe der Beine von den Fußſoh-
„len an bis unter die Bruſt, enthält fol-
„gendes Maß ſiebenmal, (welches einen
„Fuß

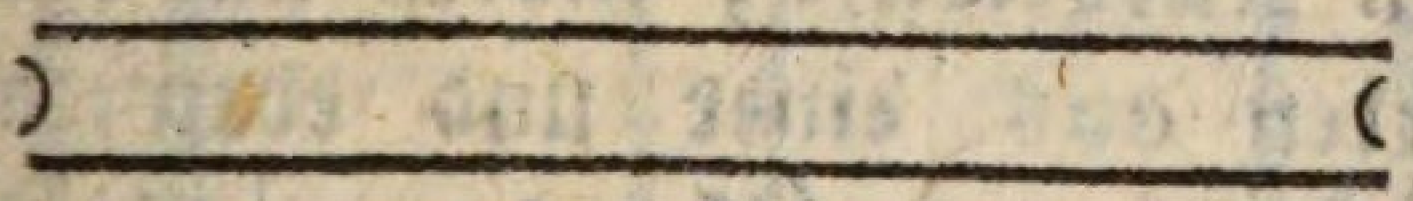
„Fuß und eilftehalb Zoll pariſer Maß
„ausmacht.)

„Die Länge der Füße von dem Aeußer-
„ſten der Klauen an, enthält folgendes Maß
„beinahe zweimal, welches ungefähr fünf-
„tehalb Zoll pariſer Maß beträgt.“ Anmerkung.
Ich habe hier unter den zweien
Maßen, die Zerenghi von der Länge
der Füße angiebt, die mittlere angenommen.

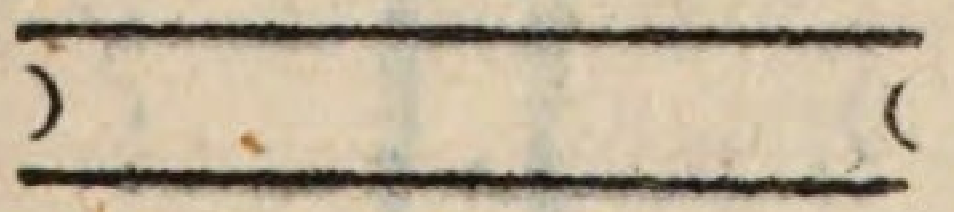
„Die Hufklauen ſind gleich lang und
„breit, und enthalten folgendes Maß bei-
„nahe einmal, (welches zwei Zoll und zwei
„Linien ausmacht.)

„An

„An jeder Zehe iſt eine Klaue, und an „jedem Fuß ſind vier Zehen. Die Haut „auf dem Rücken iſt ſo dick, wie dieſes „Maß einmal genommen, (beinahe ein „Zoll.)



„Die Haut am Bauche iſt einmal ſo „dick, als dieſes Maß, (ungefähr ſieben „Linien.)



„Dieſe Haut iſt, wenn ſie ausgetrocknet „iſt, ſo hart, daß man ſie mit einer Büch„ſenkugel nicht durchſchießen kann. Die „Einwohner dieſes Landes machen davon „große Schilder, und ſchneiden daraus „auch ſchmale Riemen, die ſie ſo wie wir „die Ochſenſenne gebrauchen. Auf der Ober„fläche der Haut ſind einige ſehr dünne „Haare von blonder Farbe, welche man

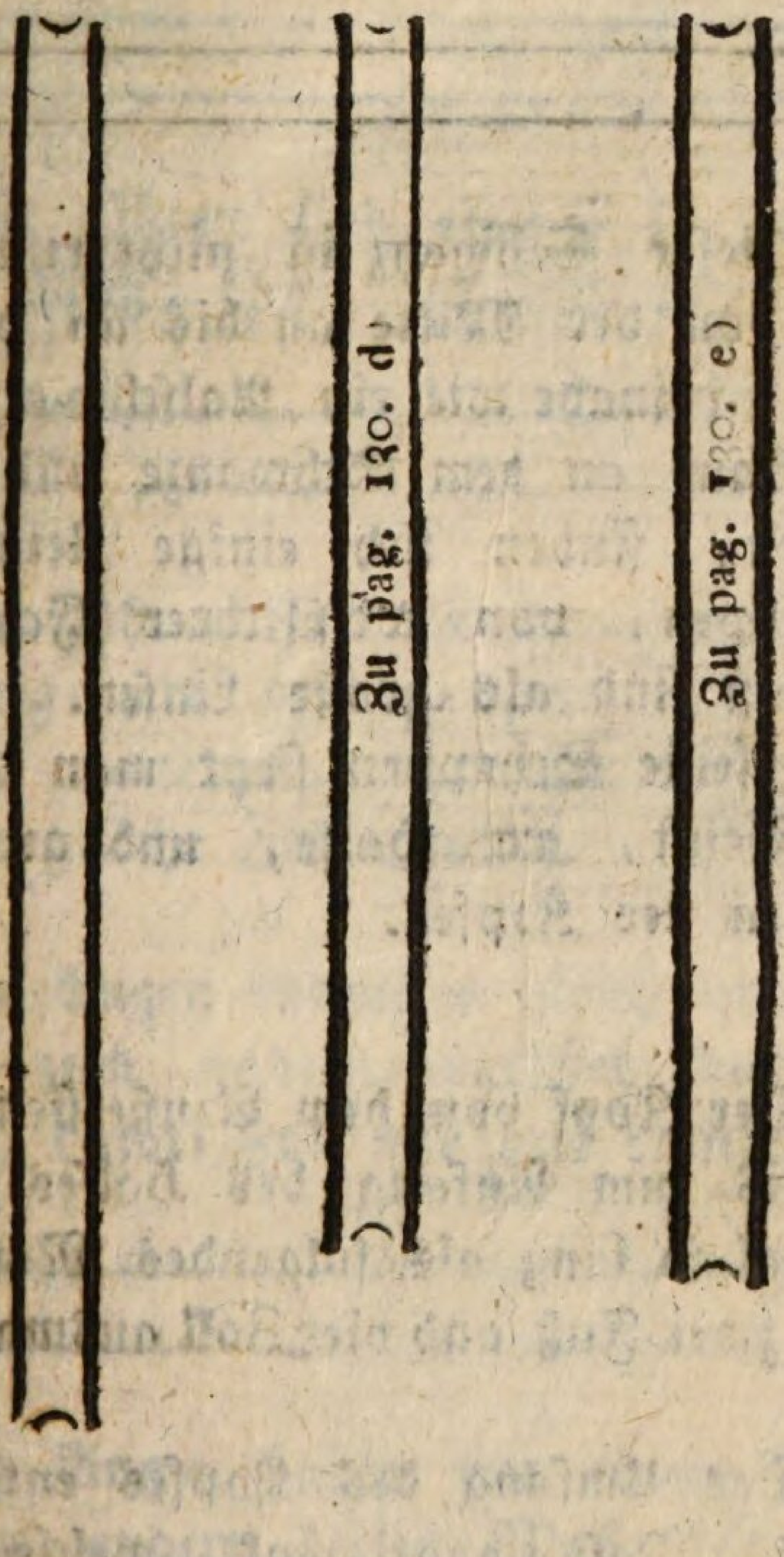
„beim

„beim erſten Anblick nicht einmal bemerkt. „Am Halſe finden ſich auch einige, die et„was dicker, als die andern ſind, ſie lie„gen alle einzeln, und ſind bald mehr bald „weniger von einander entfernt. Allein „auf den Lefzen entſteht aus denſelben eine „Art von Knebelbart; indem an verſchiede„nen Orten aus einer und eben derſelben „Stelle zehen bis zwölf gehen. Dieſe Haare „haben mit den übrigen einerlei Farbe, nur „ſind ſie ſtörrichter, dicker und etwas län„ger, obſchon die längſten folgendes Maß „nicht mehr als einmal enthalten, (ſechs„tehalb Linien.)

„Die Länge des Schwanzes enthält fol„gendes Maß dreimal, (welches eilf Zoll „und vier Linien beträgt.)

„Der Umfang des Schwanzes an der „Stelle, wo er hervorkommt, enthält drei„mal

„mal dieſes Maß, welches etwas mehr als
„einen Fuß beträgt.)



„Der Umfang des Schwanzes am Ende „iſt einmal ſo groß als folgendes Maß, „(zwei Zoll und zehen Linien.)

„Dieſer Schwanz iſt nicht rund, ſon„dern von der Mitte an bis an das Ende „platt, beinahe wie ein Aalſchwanz. Auf „der Haut an dem Schwanze und an den „Keulen, finden ſich einige kleine runde „Schuppen, von weißlichter Farbe, die „ſo groß ſind als große Linſen. Derglei„chen kleine Schuppen ſieht man auch auf „der Bruſt, am Halſe, und an einigen „Stellen des Kopfes.

„Der Kopf von dem Aeußerſten der Lef„zen bis zum Anfang des Halſes, iſt ſie„benmal ſo lang als folgendes Maß, (wel„ches zwei Fuß und vier Zoll ausmacht.) d)

„Der Umfang des Kopfes enthält fol„gendes Maß zwanzigmal, welches unge„fähr fünf Fuß und acht Zoll ausmacht.) e)

„Die

„Die Ohren ſind einmal ſo lang als „folgendes Maß, (zwei Zoll und neun „Linien.)

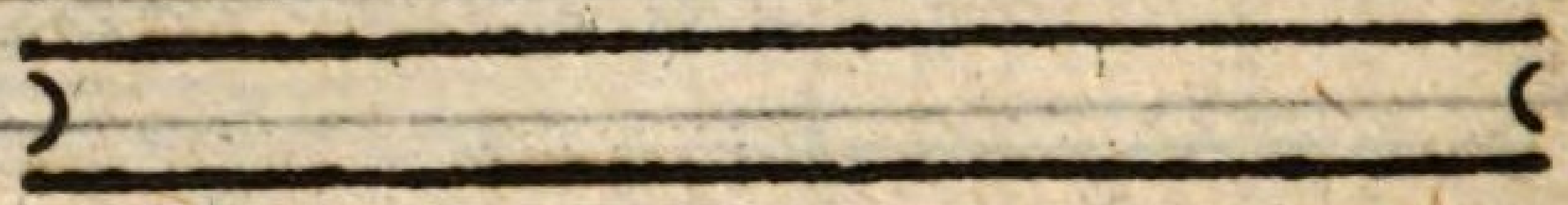
„Die Ohren ſind einmal ſo breit als „dieſes Maß, (zwei Zoll und drei Linien.)

„Die Ohren ſind ein wenig ſpitzig, und „inwendig mit dicken kurzen und feinen „Haaren verſehen, die mit den andern „Haaren gleiche Farbe haben.

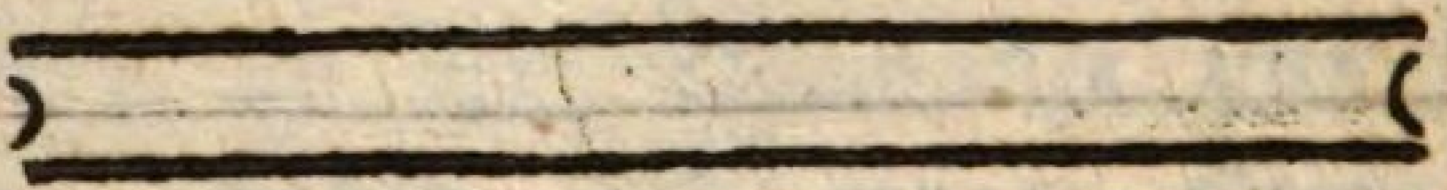
„Die Augen enthalten gleich von einem „Winkel zum andern nachſtehendes Maß „einmal, (zwei Zoll und drei Linien.)

„Die Augen haben von einem Augen- „lied zum andern dieſes Maß, (dreizehn „Linien.)

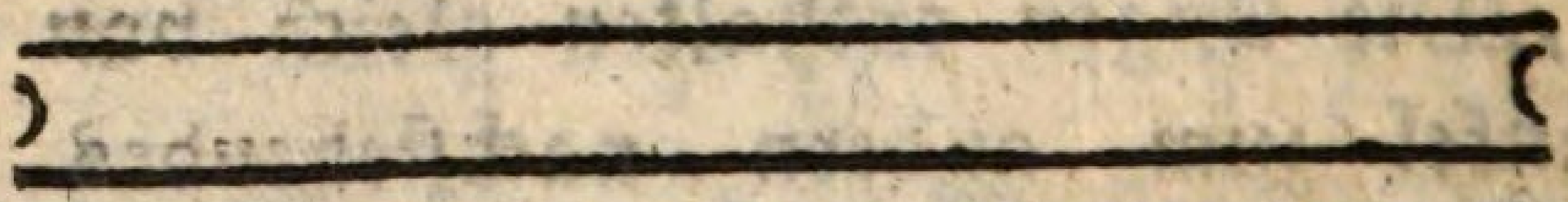
„Die Naſenlöcher ſind ſo lang wie fol-
„gendes Maß einmal, zwei Zoll und vier
„Linien.)



„Die Naſenlöcher ſind ſo breit, wie
„dieſes Maß einmal, (funfzehn Linien.)



„Der offene Rachen iſt ſo weit als
„nachſtehendes Maß, fünfmal genommen,
„(welches einen Fuß ſechs Zoll und vier
„Linien beträgt.) *)



„Dieſer Rachen iſt viereckicht, und mit
„vier und vierzig Zähnen von verſchiedener
„Geſtalt d) 3) beſetzt. Alle dieſe Zähne
„ha-

*) Faſt alle dieſe Maße ſcheinen unrichtig zu ſeyn, da ſie aber genau von der Originalauflage abgenommen ſind, ſo iſt dieſe Unrichtigkeit dem Verfaſſer beizumeſſen.

d) Erſte Anmerkung. An dreien Köpfen, welche wir im Kabinet des Königs haben, ſind nur 36 Zähne. Da dieſe Köpfe viel kleiner ſind, als

„haben eine ſo harte Subſtanz, daß ſie Feu„er geben, wenn man mit Eiſen daran „ſchlägt; vornämlich ſind es die Hunds„zähne (Zanne) deren Glanz eine ſolche „Härte hat. — — Wenn das Fluß„pferd das Maul zuhält; ſo iſt von außen „kein einziger Zahn zu ſehen, denn die „Zähne werden insgeſamt, durch die Lef„zen, die überaus groß ſind, bedeckt und „verborgen.

„In Abſicht der Geſtalt des Thiers „möchte man ſagen, daß ſie zwiſchen dem

als der Kopf von dem Flußpferd des Zerenghi; ſo iſt zu vermuthen, daß bei dieſen jungen Flußpferden alle Backenzähne noch nicht hervorgekommen waren, und daß die erwachſenen acht Zähne mehr haben. Zweite Anmerkung. Wir übergehen die beſondern Ausmeſſungen aller dieſer Zähne, welche Zerenghi auch durch wirkliche Maße angiebt, indem man die Figuren und Verhältniſſe der Zähne und der andern Knochen an dem Kopf des Flußpferdes in der Beſchreibung und den Figuren, die Herr d'Aubenton in dem XXIV. Th. der Ausgabe in 31 Bänden liefert, finden wird.

v. B.

3) Man ſehe die allgem. Hiſt. der Nat. in 4to Band VI. Th. I. p. 36. und davon den Auszug in unſerm Anhange.

D:

„Büffel und Schweine das Mittel halte, „indem ſie von beiden etwas an ſich hat, „ausgenommen die Schneidezähne, welche „mit keines einzigen Thieres ſeinen Aehn= „lichkeit haben; die Backenzähne gleichen „überhaupt in etwas den Backenzähnen des „Pferdes oder Büffels, wiewohl ſie weit „größer ſind. Die Farbe des Leibes iſt „dunkel und ſchwärzlich. — Man ver= „ſichert, daß das Flußpferd nur ein Jun= „ges werfe; daß es von Fiſchen, Kroko= „dillen, und auch ſogar von Aas und Fleiſch „lebe. Indeſſen frißt es auch Reis, Korn, „u. ſ. w. ob es gleich, wenn man ſeine „Zähne betrachtet, das Anſehen hat, als wenn „die Natur daſſelbe nicht zum Weiden, ſon= „dern dazu, daß es andere Thiere freſſen „ſollte, gemacht hat.“ Zerenghi ſchließt ſeine Beſchreibung mit der Verſicherung, daß alle dieſe Maße an einem weiblichen Flußpferde genommen worden, und daß das Männchen demſelben völlig gleiche, außer daß es in allen ſeinen Maßen um ein Drit= tel größer ſey. Es wäre zu wünſchen, daß die von Zerenghi gelieferte Figur eben ſo gut als ſeine Beſchreibung wäre. Allein das Thier wurde nicht lebendig abgezeich= net. Er ſagt ſelbſt, daß er ſeine beiden Flußpferde an dem Orte, wo er ſie gefan=

gen,

gen, abſchinden laſſen, daß er nur die Häute davon mitgebracht habe, und daß die Figur, welche Aldrovand geliefert hat, nach der Haut des Weibchens gezeichnet worden ſey. Es gewinnet auch das Anſehen als wenn Fabius Columna die Figur dieſes Thiers nach eben derſelben in Salz aufbehaltenen Haut des Weibchens habe abzeichnen laſſen. Allein, obgleich die Beſchreibung des Fabius mit aller Gelehrſamkeit geſchrieben worden; ſo kömmt ſie doch der Beſchreibung des Zerenghi nicht bei, und man muß ihm ſogar darin einen Vorwurf machen, daß er weiter nichts als den Namen dieſes Schriftſtellers, und überall nicht das Werk deſſelben, das doch drei Jahr vor ſeinem Buch gedruckt iſt, angeführt hat, und daß er auch von des Zerenghi Beſchreibung in verſchiedenen weſentlichen Dingen abgegangen iſt, ohne irgend einen Grund davon anzugeben. Columna ſagt, zum Beiſpiel, daß zu ſeiner Zeit im Jahr 1603 Friedrich Zerenghi ein ganzes Flußpferd in Salz aufbewahret, aus Egypten nach Italien gebracht habe, da doch Zerenghi ſelber ſagt, daß er nur die Häute davon mitgebracht. Danächſt giebt Columna an, daß der Leib ſeines Flußpfer-

des dreizehn Fuß in der Länge e) vierzehn Fuß 4) im Umfange, und die Beine viertshalb Fuß in der Länge enthielten, da doch nach den Maßen des Zerenghi der Leib nur eilf

e) Hippopotami a nobis conſpecti ac dimenſi corpus a capite ad caudam pedes erat tredecim, corporis latitudo ſive diameter pedes quatuor cum dimidio, ejusdem altitudo pedes tres cum dimidio, ut planum potius quam carinoſum ventrem habeat: orbis corporis quantum longitudo erat: crura e terra ad ventrem pedes tres cum dimidio, ambitus crurum pedes tres: pes latus pedem; ungulae ſingulae uncias tres; caput vero latum pedes duo cum dimidio, longum pedes ſeptum cum dimidio: oris rictus pedem unum, &c. Anmerkung. Es kann ſeyn, daß der Fuß, welchen Columna zum Maßſtab gebraucht hat, kürzer als der pariſiſche geweſen iſt. Allein das rechtfertiget ihn nicht. Denn in dieſem Fall hätte, da die Länge von dem Leibe ſeines Flußpferdes 13 Fuß enthielt, der Umfang deſſelben nur 11 Fuß und 7 bis acht Zoll, und nicht 13 Fuß betragen müſſen. Gleiche Bewandniß hat es mit den übrigen Verhältniſſen. Dieſe kommen mit denen von Zerenghi angegebenen nicht überein.

v. B.

4) Columna giebt den Umfang nicht vierzehn, ſondern den Durchmeſſer 4 1/2 Fuß an. Klein nennt nach ihm die Länge 13 Fuß, nicht wie in der Onomatol. hiſt. nat. ſteht, dreißig Fuß.

D.

eilf Fuß und zwei Zoll in der Länge, und zehen Fuß im Umfang hatte, und die Beine einen Fuß und eilfthalb Zoll lang waren u. ſ. w. Wir müſſen daher nicht auf des Fabius Columna, ſondern auf des Zerenghi Beſchreibung fußen, und man kann weder den erſteren Schriftſteller entſchuldigen, noch den Fall annehmen, daß ſeine Beſchreibung nach einem andern Gegenſtand gemacht worden, denn es erhellet aus ſeiner eigenen Schrift, daß er ſie nach dem kleinſten von den beiden Flußpferden des Zerenghi gemacht habe, da er ſelbſt geſtehet, daß Zerenghi einige Monate nachher ein zweites Flußpferd gezeiget, welches viel größer als das erſte geweſen wäre. Die Urſache, warum ich mich bei dieſem Punkte verweile, iſt dieſe. Niemand hat dem Zerenghi Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Gleichwohl iſt er der einzige, der Lob verdienet. Alle Naturforſcher haben hingegen ſeit hundert und ſechszig Jahren dem Fabius Columna das zugeſchrieben, was ſie dem Zerenghi hätten zuſchreiben ſollen, und ſie haben, anſtatt des letzteren Werk aufzuſuchen, ſich damit begnüget, daß ſie das Werk des Columna ausgeſchrieben und gerühmet haben, obgleich dieſer ſonſt ſehr ſchätzbare Schriftſteller in dieſem Stück weder

originell noch genau, ja ſogar nicht einmal aufrichtig iſt.

Die Beſchreibungen und die Figuren von dem Flußpferde, welche Proſper Alpin über hundert Jahre nachhin herausgegeben hat, ſind noch ſchlechter, als des Columna ſeine, weil ſie blos nach Häuten gemacht ſind, die nicht gut verwahrt geweſen waren, und der Herr von Juſſieu f), der im Jahre 1724 von dem Flußpferde geſchrieben, hat weiter nichts als eine Beſchreibung von dem Skelette des Kopfes und der Füſſe geliefert.

Wenn man dieſe Beſchreibungen und vornämlich die zerenghiſche mit den Bemerkungen vergleichet, die wir aus Reiſebeſchreibungen g) gezogen haben; ſo erhellet, daß das

f) Memoires de l'Academie des Sciences, année 1724. pag. 209.

v. B.

g) Im Nil finden ſich Flußpferde oder Meerpferde, und zu Gürze wurde im Jahr 1656 eines gefangen, welches man gleich nach Cairo brachte, wo ich daſſelbe in eben dem Jahr im Februar ſahe; es war aber todt. Dieſes Thier hatte eine Farbe, die beinahe rothbräunlich war; es hatte faſt einen ſolchen Hintern wie der Büffel, ſeine Beine waren alle kürzer und dicker; in der Größe war es

das Flußpferd ein Thier ſey, deſſen Leib länger und eben ſo dick, als des Naſehorns ſei-

einem Kameel gleich, und in Anſehung des Maules dem Ochſen; ſein Leib aber war zweimal ſo groß als der Leib des Ochſen, es hatte eben ſolchen Kopf wie ein Pferd, auſſer daß iener ſtärker war, und kleine Augen; ſein Hals war ſehr dick, die Ohren klein, die Naſenlöcher ſehr groß und weit, die Füſſe überaus dick, ziemlich groß und beinahe rund, und an iedem waren vier Zehen, wie an den Krokodillfüſſen; es hatte einen kleinen Schwanz wie ein Elephant, und wenig oder gar kein Haar auf der Haut, auch wie der Elephant; in dem Unterkinnbacken hatte es vier dicke und einen halben Fuß lange Zähne, davon zwei ſo krumm und dick als Ochſenhörner waren. Verſchiedene Leute ſagten, daß dieſes Thier ein Meerbüffel wäre, aber ich und andere merkten, daß es in Rückſicht auf die Beſchreibung derer, die davon geſchrieben haben, ein Meerpferd war. Es ward von den Janitſcharen, die es auf dem Lande, wohin es der Weide halber gegangen war, mit Musketenſchüſſen getödtet hatten, todt nach Cairo gebracht. Sie hatten verſchiedene male nach ihm geſchoſſen, es aber nicht zum Fallen bringen können. Denn kaum war die Kugel durch die ganze Haut gekommen, wie ich bemerket habe. Ein Schuß aber, den ſie nach ihm thaten, gieng ihm durch den Kinnbacken, und warf es zu Boden. Man hatte in einer geraumen Zeit dergleichen Thiere zu Cairo nicht geſehen. Thevenots Beſchreibung ſeiner Reiſe in die Morgenländer, Paris 1664. Th. I. S. 491. u. 492.
v. B.

ſeiner, daß ſeine Beine viel kürzer ſeyn h), daß es im Verhältniß gegen den Leib keinen ſo langen aber dickern Kopf, und keine Hörner, weder auf der Naſe, wie das Naſehorn, noch auf dem Kopf, wie die wiederkäuenden Thiere habe. Da er in Abſicht ſei-

h) Die Füſſe des Flußpferdes ſind ſo niedrig und kurz, daß ſie nicht vier Finger hoch über die Erde ſtehen. Belon von den Fiſchen S. 17. — Crura e terra ad ventrem pedes tres cum dimidio. Fabius Columna p. 31. Anmerkung. Die Zeugniſſe des Belon und Columna über die Länge der Beine des Flußpferdes, ſind gar zu ſehr von einander unterſchieden, als daß man eines von dieſen beiden Maßen annehmen könnte. Man muß bemerken, daß das Flußpferd, welches Belon lebendig geſehen hat, ſehr jung und fett war, und mithin einen dicken und hängenden Bauch haben mußte, und daß hingegen die Haut desjenigen, das Columna beſchrieben hat, und welches des Zerenghiſchen iſt, im Salz eingeſchrumpfet war, und daß daher Columna nicht behaupten konnte, wie er thun wollen, daß der Bauch dieſes Thiers nicht rund, ſondern platt wäre. Es iſt demnach das Maß des Belon für ein erwachſenes Flußpferd zu kurz, da hingegen des Columna ſeines für ein lebendiges Flußpferd zu lang iſt. Aus beiden muß man ſchließen, daß überhaupt der Bauch dieſes Thiers nicht viel höher als anderthalb Fuß über die Erde iſt, und daß ſeine Beine nicht zwei Fuß lang ſind, wie Zerenghi ſagt.

v. B.

ſeines Angſtgeſchreies eben ſo viel von dem Wiehern des Pferdes als von dem Brüllen des Büffels an ſich hat; ſo wäre es möglich, daß ſeine gewöhnliche Stimme, wie die alten Schriftſteller und die neuern Reiſebeſchreiber berichten i), dem Wiehern des Pferdes ähnlich wäre, wiewohl es ſich in allen andern Abſichten von demſelben unterſcheidet. Wenn dem ſo iſt, ſo kann man vermuthen, daß blos die Aehnlichkeit der Stimme ſchon hinreichend geweſen ſey, um ihm den Namen Hippopotamus, welches ſo viel als Flußpferd ſagen will, zu geben; ſo wie der Luchs wegen ſeines Heulens, welches gewiſſermaßen dem Geheul des Wolfes gleichet, den Namen

i) Vocem equinam edit illius gentis relatione. Proſp. Alpin. Aegypt. Hiſt. nat. lib. II. pag. 248. — Merolla ſagt, daß ſich in dem Fluß Zaire ein Flußpferd aufhalte, das wie ein Pferd wiehere. Des Herrn Abts Prevot allgemeine Geſchichte von Reiſen, Th. V. S. 95. — Dieſes Thier hat den Namen, den man ihm giebt, blos von ſeinem Wiehern bekommen. Schoutens Reiſe. Sammlung von den Reiſen der oſtindiſchen Kompagnie in Holland, Th. IV. S. 440. — Das Flußpferd wiehert beinahe ſo, wie das Pferd, aber ſo laut, daß man es auf eine gute Viertelmeile vernehmlich höret. Herrn Adanſons Reiſe nach Senegal, S. 73.

v. B.

men Hirſchwolf bekommen hat k). Die Schneidezähne des Flußpferdes und vornämlich die beiden Hundszähne in dem untern Kinnbacken ſind ſehr lang und ſtark, und dabei ſo hart, daß, wenn man mit Eiſen daran ſchlägt, Feuer herausgeht l). Wahrſchein-

k) Man ſehe im 6ten Bande dieſer Naturgeſchichte den Abſchnitt vom Luchſe, S. 362.
d. B.

l) Tutti i denti ſono di ſoſtanza enſi dura, che percoſſori ſopra con un coltèllo, ò occiàlino, butano faville di foco in gran quantita, ma piu le tanne che gli altri; ma dentro non ſono di tanto dura materia. Zerenghi S. 72. — Dentes habebat in inferiore maxilla ſex, quorum bini exteriores e règione longi ſemipedem, lati et trigoni uncias duas cum dimidia, per ambitum ſemipedem, aprorum modo parum retrorſum declives, non adunci, non exſerti, ſed admodum conſpicui aperto ore. Intermedii vero parum a gingiva exſerti, trigona acie, digitali longitudine, medium locum occupantes, veluti jacentes, craſſi, orbiculati, elephantini, ſemipedem ſuperant longitudine, atque aciem in extremis partibus habent planam, parum detractam. Maxillares vero utrinque ſeptem, craſſi, lati, breves admodum. In ſuperna vero mandibula, quam Crocodili more mobilem habet, qua mandit et terit, anteriores ſex inſunt dentes, ſex imis reſpondentes, acie contrario modo adaptata, leviſſima ac ſplendida, eboris politi modo, clauſoque ore conjunguntur, aptantur-

ſcheinlich hat dies Gelegenheit zu der Fabel gegeben, welche die Alten erzählet haben, daß nämlich das Flußpferd Feuer aus dem Rachen ſpeie. Dieſe Materie von den Hundszähnen des Flußpferdes iſt ſo weiß, rein und hart, daß ſie dem Elfenbein weit vorzuziehen iſt, wenn man künſtliche und falſche Zähne m) daraus machen will. Die Schneide-

turque imis, veluti ex illis reciſi, ut planum plano inſideat; verum omnium acies pyramidalis, veluti oblique reciſi calami modo, ſed medii ſuperiores non aciem inferiorum, at medium illorum, in quo detractio conſpicitur rotunditatis, petunt; ac non incidere ſed potius illis terere poſſe videtur. Molares totidem quot inferni, ſed bini priores parvi, exigui, atque rotundo ambitu, et ab aliis diſtant, ut medium palatum inter dentes anteriores occupare videantur, inter maxillares dentes linguae locus ſemipedalis remanebat. Dentium vero color eburneus parum pallens ſplendidus, diaphanus fere in acie, videbatur; durities illorum ſilicea vel magis, cultelli quidem coſta, non parva conſpicientium admiratione, ignis excitabantur favillae, parum vel nihil tot percuſſionibus ſigni remanente; quapropter veriſimile foret, noctis tempore dentes terendo ignem ex ore evomiſſe. Fab. Columna, pag. 32.

v. B.

m) Am Vorgebirge Meſurado in Afrika findet man die ſchönen Zähne des Meerpferdes, welche die weißeſten und ſauberſten ſind. Die Zahn-

dezähne, vornämlich die im Unterkinnbacken, ſind ſehr lang, cylinderförmig und eingekerbt. Die Hundszähne, die auch ſehr lang ſind, ſind gebogen, prismatiſch und ſchneidend, wie die Hauerzähne des wilden Schweins. Die Backenzähne ſind viereckigt, oder länglicht vierkantig, den Backenzähnen der Menſchen ziemlich ähnlich, und ſo groß, daß ein einziger über drei Pfund wiegt. Die größten Schneide- und Hundszähne ſind an die zwölf n), ja gar an die ſechszehn Zoll lang,

Zahnärzte ziehen ſie allen andern vor, und machen falſche Zähne daraus, indem ſie lange nicht ſo gelb als das Elfenbein werden, und viel weißer und härter ſind. Des Marchais Reiſebeſchreibung, Th. II. S. 148.
v. B.

n) Poſt menſes aliquot alium (hippopotamum) longe majorem, idem Federicus Zerenghi, Romae nobis oſtendit, cujus dentes aprini pedali longitudine fuerunt, proportione craſſiores, ſic et reliqua omnia majora. Anmerkung. Dieſe Stelle, womit die Beſchreibung des Fabius Columna ſich endiget, beweiſet, daß ſie nach der Haut des kleinſten von den beiden Flußpferden des Zerenghi gemacht worden, daß dieſes kleinere Flußpferd das Weibchen, und daß hingegen das größere, welches Columna nicht beſchrieben hat, das Männchen war. Eben dieſe Stelle beweiſet gleichfalls, daß man ſich auf die Maße des Columna nicht verlaſſen müſſe, wie alle neuere Naturforſcher gethan haben. In der Beſchreibung

lang o), und wiegen bisweilen zwölf p) bis dreizehn Pfund.

Damit wir endlich einen richtigen Begriff von der Größe des Flußpferdes beibringen, ſo wollen wir die Maße des Zerenghi gebrauchen, und denenſelben einen Drittheil hinzuthun, indem, wie er ſelbſt ſagt, ſeine Maße blos von dem Weibchen genommen worden ſind, welches in allen ſeinen Ausmeſ-

bung des Columna ſind beinahe allein die Maße der Zähne richtig, weil dieſe Theile weder kürzer noch länger werden, eine im Salz ausgetrocknete Haut aber in allen ihren Maßen abnimmt.

v. B.

o) Ich ward gewahr, daß dieſe Zähne wie ein Bogen gekrümmt, und ungefähr 16 Zoll lang waren, und an der dickſten Stelle über 6 Zoll im Umfange hatten. Beſchreibung des Flußpferdes vom Kapitän Cowent. Dampiers Reiſebeſchreibung Th. III. S. 360. u. d. f.

v. B.

p) Was das Flußpferd betrifft, ſo habe ich eben keines geſehen, ich habe aber einige von ſeinen Zähnen gekauft, die wohl 13 Pfund wogen. Deſcription des animaux et des plantes, tirée de la Cosmographie de Cosmas le ſolitaire, page 19. de la relation de Thevenot, Paris 1696.

v. B.

meſſungen um einen Drittheil kleiner als das Männchen war. Das männliche Flußpferd hatte folglich vom äußerſten Ende des Mauls bis zum Anfang des Schwanzes ſechszehn Fuß und neun Zoll in der Länge, funfzehn Fuß im Umfange, und ſechsthalb Fuß in der Höhe; ſeine Beine waren ungefähr zwei Fuß und zehn Zoll lang; der Kopf war vierthalb Fuß lang, und neunthalb Fuß im Umfang dick; der Rachen war zwei Fuß und vier Zoll weit, und die großen Zähne waren über einen Fuß lang.

Mit ſo mächtigen Waffen und mit einem ſo außerordentlich ſtarken Körper könnte das Flußpferd ſich allen Thieren fürchterlich machen. Allein es iſt von Natur fromm q), und

q) Qui Hippopotamum animal terribile et crudele eſſe putarunt, falſi mihi videntur. Vidimus enim nos adeo manſuetum hoc animal, ut homines minime reformidaret, ſed benigne ſequeretur. Ingenio tam miti eſt, ut nullo negotio cicuretur, nec unquam morſu laedere conetur. — Hippopotamum e ſtabulo ſolutum exire permittunt, nec metuunt, ne mordeat. Rector ejus, cum ſpectatores oblectare libet, caput aliquod braſſicae capitatae, aut meloponis partem, aut faſcem herbarum aut panem e manu ſublime protendit ferae, quod ea conſpicata tanto rictum hiatu diducit, ut leonis etiam hiantis caput facile ſuis faucibus caperet. Tunc

und außerdem ſo ſchwerfällig, und im Laufen ſo langſam, daß es kein einziges von den vierfüßigen Thieren würde einholen können. Es ſchwimmt geſchwind, jagt den Fiſchen nach, und frißt ſie auf r) s), es iſt gern im Waſſer, und hält ſich darin eben ſo gerne als auf dem Lande auf. Indeſſen hat es keine Häute zwiſchen den Zehen, wie der Biber oder Fiſchotter, und dem Anſchein nach ſchwimmet es blos deswegen, weil es einen Bauch von weitem Umfange hat, mit ſo groſſer Leichtigkeit, indem der Bauch, Raum gegen Raum gerechnet, mit dem Waſſer beinahe gleiche Schwere hat. Noch mehr. Es hält ſich eine lange Zeit am Boden des Waſſers

Tunc rector, quod manu tenebat, in voraginem illam ſeu ſaccum quempiam immittit. Manducat illa et devorat. Bellonius de Aquatilibus.

v. B.

r) Das Flußpferd gehet am Ufer der Flüſſe ziemlich langſam, aber im Waſſer geht es ſchneller; es lebt allda von kleinen Fiſchen und allem, was es bekommen kann. Beſchreibung des Flußpferdes von dem Kapitän Cowent. Dampiers Reiſebeſchreibung, Th. III. S. 360.

v. B.

s) Es lebt nicht von Fiſchen, wie wir unten von Herrn Sparrmann hören werden.

D.

ſers auf s), und gehet darauf wie in freier Luft, und wenn es herauskommt, um zu weiden, ſo frißt es Zuckerröhre, Binſen, Hirſen, Reis, Wurzeln u. ſ. w. es verzehret und zernichtet eine große Menge davon, und richtet auf gebaueten Ländereien vielen Schaden an; da es aber auf dem Lande furchtſamer als im Waſſer iſt, ſo jagt man es mit leichter Mühe davon weg. Es hat ſo kurze Beine, daß es durch die Flucht nicht entrinnen könnte, wenn es ſich von dem Ufer entfernete. Wenn es in Gefahr iſt, ſo rettet es ſich auf die Art, daß es ſich in das Waſſer ſtürzet, untertaucht, und eine große Fahrt und unter dem Waſſer thut, ehe es wieder hervorkommt. Es entfliehet gewöhnlich, wenn man es jagt; hat man es aber verwundet, ſo ergrimmet es, kehrt um, ſpringt auf die Barken los, hauet mit den Zähnen hinein, reißt oft Stücken heraus, und und verſenket dieſelben bisweilen t). „Ich „habe

s) Das Flußpferd geht bis auf drei Klafter tief im Waſſer zu Grunde, denn ich habe dieſes ſelbſt beobachtet und geſehen, daß es über eine halbe Stunde darin geblieben, ehe es wieder hervorkam. Dampier an der angezogenen Stelle.

v. B.

t) Hippopotamus cymbis inſidiatur quae mercibus onuſtae ſecundo Nigro feruntur, quas dorſi

„ habe geſehen, ſagt ein Reiſebeſchreiber u),
„ daß ein Flußpferd den Rachen öffnete,
„ mit einem Zahn den Bord eines Schiffes,
„ und mit einem andern die zweite Verklei=
„ dung von dem Kiele anfaßte, ſo daß die
„ Zähne vier Fuß von einander entfernet
„ waren, das Brett durch und durch biß,
„ und auf dieſe Art das Schiff verſenkte. —
„ Von einem andern habe ich längs der
„ Seeküſte geſehen, daß die Wellen auf
„ daſſelbe eine mit vierzehn Fäſſern Waſſers
„ beladene Schalupe trieben, die auf ſeinem
„ Rücken ſitzen blieb, hierauf warf ein an=
„ derer Wellenſtoß die Schalupe wieder her=
„ unter, ohne daß das Thier von allem das
„ geringſte empfunden zu haben ſchien. —
„ Wenn die Neger in ihren Kanoten auf
„ den Fiſchfang ausgehen, und ſie ein Fluß=
„ pferd antreffen, ſo werfen ſie ihm Fiſche
„ hin, und dann ſetzt es ſeinen Weg weiter
„ fort, ohne ſie weiter im Fiſchen zu ſtören.

dorſi frequentibus gyris agitatas demergit. Leon. Afric. Deſcript. tom. II. pag. 758.
v. B.

u) Reiſebeſchreibung des Kapitän Cowent von Porbury bei Briſtol. Dampiers Reiſebeſchreibung, Th. III. S. 361.
v. B.

„ Es richtet das meiſte Uibel an, wenn es „ ſich gegen die Erde ſtützen kann; wenn es „ hingegen auf dem Waſſer ſchwimmet, ſo „ kann es nur beißen. Einmal, wie unſere „ Schalupe am Ufer war, ſahe ich, daß es „ ſich unter die Schalupe begab, ſie mit ſei„nem Rücken über das Waſſer hob, und „ ſie mit ſechs Leuten, die darinnen waren, „ umſtürzte, aber zum Glück that es ihnen „ nicht das geringſte Leid. — — Wir un„terſtanden uns nicht mehr, ſagt ein an„derer Reiſebeſchreiber x), die Flußpferde „ im Waſſer zu reizen, indem wir folgen„den Vorfall gehabt, der dreien Leuten „ beinahe das Leben gekoſtet hätte. Dieſel„ben waren in einem kleinen Kanot ausge„fahren, um ein Flußpferd in einem Fluß „ zu tödten, worin das Waſſer acht bis zehn „ Fuß tief war. Nachdem ſie es am Grun„de, wo es nach ſeiner Gewohnheit gieng, „ entdeckt hatten, ſo verwundeten ſie es mit „ einer langen Lanze. Hierüber gerieth es „ in eine ſolche Wuth, daß es ſogleich über „ das Waſſer kam, ſie mit einer erſchreckli„chen Mine anſahe, den Rachen aufthat,

„ mit

x) Reiſebeſchreibung des Kapitän Royers. Dampiers Reiſebeſchreibung, Th. III. S. 363.
v. B.

„ mit einem Biß ein großes Stück aus dem
„ Bord des Kanots riß, und es fehlte ſo=
„ gar wenig daran, daß es das Kanot um=
„ ſtürzte; allein es tauchte beinahe eben ſo
„ bald wieder zu Grunde. Dieſe beiden
„ Beiſpiele können uns einen hinlänglichen
„ Begriff von der Stärke dieſer Thiere ge=
„ ben. Man wird eine Menge dergleichen
„ Begebenheiten in der allgemeinen Reiſe=
„ geſchichte finden, in welcher der Herr Abt
„ Prevot alles dasjenige, was die Reiſebe=
„ ſchreiber von dem Flußpferde gemeldet ha=
„ ben, ins Kurze gezogen y), und dabei
„ ſehr gut, und in einer ihm gewöhnlichen
„ netten Schreibart uns vorgetragen hat.“

Uibrigens findet ſich dieſes Thier blos an einigen Orten in großer Menge, und es ſcheinet ſogar, als wenn die Art davon auf beſondere Erdgegenden verwieſen worden ſey, und faſt lediglich in den Flüſſen von Afrika angetroffen werde. Die meiſten Naturforſcher haben geſchrieben, daß das Flußpferd ſich auch in Indien aufhalte; allein ſie haben zum Beweiſe dieſes Umſtandes keine andere

y) Allgemeine Reiſegeſchichte, Th. V. S. 95. und 330.

v. B.

Zeugniſſe, als die mir etwas zweideutig vorkommen. Das gewiſſeſte von allen würde das ſeyn, was Alexander z) in ſeinem Briefe an den Ariſtoteles gegeben hat, wenn man durch eben dieſen Brief davon überführt werden könnte, daß die Thiere, von welchen Alexander redet, in der That Flußpferde wären. Was mir hierüber einige Zweifel machet, iſt dieſes, daß Ariſtoteles in ſeiner Thiergeſchichte, wo er das Flußpferd beſchreibt, würde geſagt haben, daß es ſich in Indien eben ſowohl als in Aegypten fände, wenn er gedacht hätte, daß die Thiere, von denen Alexander in ſeinem Briefe redet, wirkliche Flußpferde geweſen wären.

One-

z) Humanas carnes hippopotamis pergratas eſſe, ex eis collegimus, quae in libro Ariſtotelis de mirabilibus Indiae habentur, ubi Alexander Macedo ſcribens ad Ariſtotelem inquit: „Ducentos milites de Macedonibus, levibus armis, miſi per amnem nataturos; itaque quartam amnis partem nataverunt, cum horrenda res viſu nobis conſpecta eſt, hippopotami inter profundos aquarum ruerunt gurgites aptosque milites nobis flentibus abſumſerunt. Iratus ego tunc ex eis, qui nos in inſidias deducebant, centum e quinquaginta mitti in flumen juſſi, quos rurſus hippopotami juſta dignos poena confecerunt.“ Aldrov. de quad. digit. p. 188. et 189.

v. B.

Oneſicrit a) und einige andere alte Schrift-ſteller haben gemeldet, daß das Flußpferd ſich an dem Ufer des Fluſſes Indus fände. Allein die neuern Reiſebeſchreiber, wenigſtens die, welche am meiſten Glauben verdienen, haben dieſen Umſtand nicht beſtätiget. Alle ſagen einſtimmig b), daß dieſes Thier in dem Nil, im Senegal oder Niger, in der Gambia, im Zaire und in andern Flüſſen, ja ſogar in den Seen von Afrika c), vornämlich in dem

a) In India quoque reperitur hippopotamus, ut Oneſicritus eſt autor, in amne Indo Hermolaus apud Gesner de piſcibus, p. 417.
v. B.

b) Coſmographie du Levant, par André Thevet, p. 139. — Leonis Afric. Africae deſcriptio. Lugd. Batav. 1632. tom. II. pag. 758. — L'Afrique de Marmol, tome I. pag. 51. et tome II. page 144. — Relation de Thevenot, tome I. page 491. — Relation de l'Ethiopie, par Poncel. Lettres edif. IV. Recueil, pag. 363. — Deſcriptions de l'Egypte, par Maillet, tome II. pag. 126. — Deſcription du Cap de bonne eſpérance, par Kolbe, tome III. page 30. — Voyage de Flaccourt, page 394. — Hiſtoire de l'Abiſſinie, par Ludolf, pag. 43. et 44. — Voyage au Senegal, par M. Adanſon, pag. 73. &c.
v. B.

c) Relation de l'Ethiopie, par Ch. Jacq. Poncel; ſuite des Lettres édifiantes. IVe. Recueil. Paris 1704. pag. 363.
v. B.

ſüdlichen und öſtlichen Theil gefunden werde. Keiner von ihnen verſichert mit Gewißheit, daß es ſich in Aſien finde. Der P. Boym d) iſt der einzige, der es anzuzeigen ſcheint. Seine Erzählung kömmt mir aber verdächtig vor, und beweiſet nach meiner Meinung, daß dieſes Thier in Moſambique und dieſem ganzen öſtlichen Theil von Afrika häufig iſt. Heutiges Tages iſt das Flußpferd, welches die Alten das Nilpferd nenneten, in dem Unternil ſo ſelten, daß die Einwohner in Aegypten gar keinen Begriff davon haben, und ſeinen Namen nicht wiſſen e). Eben ſo unbekannt iſt es in allen nördlichen Theilen von Afrika

d) Flora ſinenſis, a P. Michaele Boym, Soc. Jeſ. 1656. pag. 1. — La Chine illuſtrée par d'Alquia, Amſt. 1670. pag. 258.
v. B.

e) Betreffend die Thiere, ſo kennen die itzt in Aegypten wohnenden Völker nicht einmal das Flußpferd. Shaw Reiſen, Th. II. S. 161. Das Flußpferd wird in Abyſſinien geboren — kommt mit dem Nil nach Oberägypten hinunter — verwüſtet die Felder, wo es ſich hinmacht, indem es Getreide und vornämlich türkiſches Korn frißt. — In Niederägypten iſt es ſehr ſelten. Beſchreibung von Aegypten nach den Memoires des Herrn von Maillet, von dem Herrn Abt Maſcrier, Haag 1749. Th. II. S. 126.
v. B.

Afrika, vom Mittelmeer an bis an den Fluß Bambot, der am Fuß des atlantiſchen Gebirges hinfließt. Es erſtreckt ſich alſo der Erdſtrich, worin das Flußpferd ſich wirklich aufhält, nicht viel weiter als vom Senegal bis nach Aethiopien, und von da bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Da die mehreſten Schriftſteller dem Flußpferd den Namen Seepferd oder Meerochs gegeben haben, ſo hat man es bisweilen mit der Seekuh verwechſelt, welches Thier ſich gar ſehr von dem Flußpferde unterſcheidet, und blos in den nördlichen Meeren anzutreffen iſt. Es ſcheinet alſo gewiß zu ſeyn, daß die Flußpferde, welche nach der Angabe des Verfaſſers der Beſchreibung von Moskau ſich am Ufer des Meeres bei Petzora finden, nichts anders als Seekühe ſind, und man muß es dem Aldrovand f) verweiſen, daß er

f) Sed quod magis mirandum eſt, in mari quoque verſari ſcripſit Plinius, qui agens de animantibus aquaticis, communes amni, terrae, et mari crocodilos et hippopotamos praedicabat. Idcirco non debemus admiratione capi; quando legitur in deſcriptione Moſcoviae, in Oceano adjacenti regionibus Petzorae, equos marinos creſcere. Pariter Odoardus Barboſa, Portugkenſis, in Ceſala obſervavit multos equos marinos a ma-

er dieſe Meinung ohne Unterſuchung angenommen, und dem zufolge geſagt hat, daß das Flußpferd ſich in den nördlichen Meeren fände. Denn es hält ſich nicht allein nicht in den nördlichen Meeren auf, ſondern es gewinnet auch ſogar das Anſehen, daß es nur ſelten in den ſüdlichen Meeren angetroffen werde. Die von Aldrovand angeführten Zeugniſſe des Odoard Barboſa und Edward Buot, welche dem Anſchein nach beweiſen, daß die Flußpferde ſich in den indiſchen Meeren aufhalten, kommen mir beinahe eben ſo zweideutig vor, als das Zeugniß des Verfaſſers der Beſchreibung von Moskau; und ich wäre ſehr geneigt, mit dem Herrn Adanſon g) zu

a mari ad prata exire, denuoque ad mare reverti. Idem repetit Edoardus Vuot, de hujusmodi feris in mari Indico errantibus. Propterea habetur in primo volumine navigationum, multos quandoque naucleros in terram deſcendere, ut hippopotamos in vicinis pratis paſcentes comprehendant; ſed ipſi ad mare fugientes eorum cymbas aggrediuntur, dentibus illas disrumpendo et ſubmergendo, et tamen beſtiae lanceis ob cutis duritiem ſauciare minime poterant. Aldrov. de quad. digit. vivip. pag. 181. et ſeq.

v. B.

g) Als wir den Niger hinauffuhren, ſo kamen wir in eine Gegend, wo die Fluß- oder Seepferde ſehr häufig ſind. Dieſes Thier, welches das

zu glauben, daß das Flußpferd wenigſtens heut zu Tage ſich blos in den großen Flüſſen von Afrika finde *). Kolbe h), welcher ſagt,

das größte unter den Amphibien iſt, findet ſich blos in dem ſüſſen Waſſer der Flüſſe in Afrika, und es iſt ſehr merkwürdig, daß man daſſelbe nur noch lediglich in dieſem Welttheil bemerket habe, an dem es beſonders gebunden zu ſeyn ſcheinet. Man legt ihm gemeiniglich die Geſtalt eines Ochſen bei, und dieſem Thier iſt es in der That am ähnlichſten; es hat aber kürzere Beine, und einen übermäßig großen Kopf. In Anſehung der Größe kann das Flußpferd hinter dem Elephanten und dem Naſehorn ſtehen. Seine Kinnbacken ſind mit vier Hauerzähnen bewaffnet, mit welchen es die Wurzeln der Bäume auszieht, die ihm zum Fraß dienen. Es kann nicht lange ohne Athem zu holen unter Waſſer bleiben, und eben dieſes nöthigt ihn, von Zeit zu Zeit den Kopf, wie der Krokodil thut, über die Oberfläche empor zu tragen. Voyage au Senegal par Adanſon, Paris 1757. p. 73. Adanſons Reiſe nach Senegal, p. 106.

h. B.

*) Anmerk. Haſſelquiſt ſagt, er habe folgende Anmerkungen von einem glaubwürdigen Manne, der 12 Jahre in Aegypten gelebt hat, erhalten: 1) Die Haut von einem vollkommenen Hippopotamus iſt ſo groß und ſchwer, daß man ein Kameel damit belaſten kann. 2) Der Hippopotamus hat einen unauslöſchlichen Haß gegen den Krokodil, den es allemal tödtet, wenn es ihn antrifft. Dieſer Haß trägt vieles zur Verringerung der Krokodile

ſagt, daß er verſchiedene Flußpferde am Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden, ver-

kodile bei, die ſonſt bald wegen der vielen Eier, die ſie legen, Aegypten veröden würden. 3) In Aegypten unterhalb den Katarakten ſieht man keine Hippopotamus, desfalls können nur die Bewohner des Oberägyptens Nachrichten von ihnen ertheilen, und da wenige Europäer und faſt keiner, der die Naturgeſchichte verſtand, dieſen Theil Aegyptens bereiſen, ſo haben wir von dieſem Thiere ſehr wenige Nachrichten aufzuweiſen. Diejenigen, die in Indien gereiſet, haben beſſere Gelegenheit gehabt, Kenntniß davon zu erlangen. Selten bringen die Aegyptier ſeine Haut nach Kairo, das Thier ſelbſt aber dahin zu führen, iſt unmöglich. 4) Der Hippopotamus verurſacht den Aegyptiern vielen Schaden in Gegenden, wo er lebt. Er geht zu Lande, und macht in einer kleinen Stunde ein ganzes mit Korn und Trifolium beſäetes Feld öde, und wenn er zurückkehrt, läßt er nichts Grünes zurück, denn er iſt fräßig, und ſein ganzer Körper fodert ein Anſehnliches zu ſeinem Unterhalte. Die Einwohner haben einen artigen Kunſtgriff, dieſes ſchädliche Thier einigermaßen zu verringern. Sie bemerken die Gegend, wo es gewöhnlich ſeiner Nahrung halber ans Land kommt. Hier ſtreuen ſie eine Menge Lupinen aus. Wenn das Thier ans Land kommt, ſo frißt es alles, was es eßbar findet, weg. Wenn es ſeinen Wanſt gefüllet hat, geht es wieder ins Waſſer, und ſchluckt um ſo viel mehr Waſſer ein, da die trocknen Lupinen ihm einen außerordentlichen Durſt verurſachen, und dieſes bewirket ſeinen Tod. Die Lupinen quellen von dem Waſſer auf, und im

verſichert, daß ſie auf gleiche Art ſowohl in die See als in Flußwaſſer gehen 6). Eben-
daſ.

In kurzer Zeit finden die Aegyptier es todt am Ufer, ſo als von dem ſtärkſten Gift aufgeſchwollen. 5) Je häufiger der Hippopotamus ans Land kömmt, deſto größere Hoffnung haben die Aegyptier, daß der Nil hinlänglich aufſchwellen werde. Haſſelq. Reiſ. S. 281. Es iſt Schade, das Haſſelquiſt dieſes Thier nicht ſelbſt hat beſchreiben können, ſondern dieſes nur vom Hörenſagen hat.

Im zehnten Supplementsbande führt Herr von Buffon an, daß es in alten Zeiten im nördlichen Aſien Elephanten, Rhinoceroſſe, Flußpferde und Kameele gegeben habe. Man erkenne die Flußpferde unter den kleinen Abbildungen der alten ſibiriſchen Gräber: in den Hiſtoir. général. des Voy. Tom. XVIII. p. 171. Es waren aber die Flußpferde wahrſcheinlich zuerſt mit den Elephanten von da gewichen. Buffon anim. quadrup. Tom. X. p. 52. edit. in 12.

D.

h) Das Fluß- oder Seepferd. Wenn wir dieſem Thier den Beinamen von der See geben, ſo wird dadurch nicht angezeiget, daß es eine Art von Fiſchen ſey, oder daß es beſtändig in der See lebe. Es ſuchet ſein Futter auf dem trockenen Lande; und wenn es ſich in der Erde oder in einen Fluß verbirgt, ſo thut es es blos zu ſeiner Sicherheit. Seine gewöhnliche Nahrung iſt Gras. Sobald es der Hunger plaget, ſo gehet es aus dem Waſſer heraus, in welchem es immer ausgeſtreckt liegt. Wenn es den Kopf aus dem Waſſer erhebt, ſo iſt
das

daſſelbe wird von andern Schriftſtellern berichtet. Obgleich nach meinem Bedünken

Kolbe

das erſte, was es thut, dieſes, daß es den Kopf nach allen Seiten gegen das Ufer drehet, ob auch Gefahr für ſelbes da ſey, und verſpüret einen Menſchen in einer beträchtlichen Weite. Wenn es etwas wahrnimmt, ſo taucht es wieder unter Waſſer, und bleibt 3 Stunden darin, ohne von der Stelle zu gehen. — — Dieſes Thier wiegt gemeiniglich 2500 bis 3000 Pfund. — — Das Seepferd gleicht ſowohl in Anſehung der Farbe als in Abſicht der Größe dem Naſehorn, nur hat es etwas kürzere Beine. Sein Kopf iſt, wie Tellez ſagt, (1. B. VIIItes Kapitel) dem Kopf eines gemeinen Pferdes ähnlicher als dem Kopf von irgend einem andern Thier, und davon hat es auch ſeinen Namen bekommen. Es hat ein viel größeres Maul als ein Pferd, und hierin kommt es einem Ochſen näher. Seine Naſenlöcher ſind ſehr groß, und füllen ſich mit Waſſer, welches es ausſpritzt, wenn es aus dem Grunde des Meers oder des Fluſſes, ſeinem Lager, hervorkommt. Es hat ſehr kleine Ohren und Augen; ſeine Beine ſind kurz, dick, und von oben bis unten gleich dick. Sein Horn am Fuß iſt nicht wie bei dem Ochſen geſpalten, ſondern in vier Theile abgetheilet, am Ende und an jedem dieſer Theile ſieht man kleine Kerbchen, die wie Schrauben fortlaufen. Sein Schwanz iſt kurz, wie des Elephanten ſeiner, und man findet an demſelben nur ſehr wenig und ſehr kurzes Haar: dies iſt alles Haar, was das Seepferd hat.

Die

Kolbe bei der Beſchreibung, welche er von dieſem Thier macht, genauer als gewöhnlich iſt,

Die Euter von dem Weibchen dieſes Thiers hängen zwiſchen den Hinterbeinen, wie man an den Kühen ſiehet; ſie ſind aber eben ſowohl als die Warzen im Verhältniß gegen den großen Leib ſehr klein. Ich habe oft geſehen, daß die Weibchen ihre Jungen, die ſchon ſo groß als ein Schaf waren, ſaugen ließen. — — Die Haut des Seepferdes iſt über einen Zoll dick, und zudem iſt ſie ſo hart, daß es viele Mühe koſtet, es ſogar mit einer Kugel zu erlegen. Die Europäer am Vorgebirge zielen allemal nach dem Kopfe. Da die Haut daſelbſt zart iſt, und dicht an dem Knochen liegt, ſo kann man ſie leicht durchſchieſſen; ſelten bringen ſie dieſem Thier an einer andern Stelle einen tödtlichen Schuß bei.

An dem Flußpferde iſt nichts merkwürdiger, als ſeine Zähne in dem Unterkinnbacken; es ſind deren vier große, an jeder Seite zwei, von welchen der eine hakenförmig und der andere gerade iſt; ſie ſind ſo dick wie ein Ochſenhorn, ungefähr anderthalb Fuß lang, und wiegen jeder zwölf Pfund. Ihre Weiße, die ſehr helle iſt, hat das Beſondere an ſich, daß ſie ſich erhält, ohne daß ſie jemals eine Veränderung leidet; eine Eigenſchaft, welche das Elfenbein nicht hat, welches mit der Zeit gelb wird. Sie werden daher auch mehr geſchätzt als die Elephantenzähne.

Das Fleiſch dieſes Thiers, es mag gebraten oder gekocht ſeyn, iſt ein gar köſtliches Eſ-

iſt, ſo iſt doch daran zu zweifeln, daß er es ſo oft geſehen, als er ſagt, indem die Figur, die er ſeiner Beſchreibung beigefüget hat, ſchlechter iſt, als die Figuren, welche Columna, Aldrovand und Proſper Alpin geliefert haben, die doch nur nach ausgeſtopften Häuten gemacht worden ſind. Es iſt leicht zu bemerken, daß überhaupt die Beſchreibungen und Figuren in dem Werk des Kolbe weder auf der Stelle noch nach dem Leben gemacht ſind. Dieſe Beſchreibungen ſind aus dem Gedächtniß niedergeſchrieben; die Figuren ſind größtentheils Kopeien, und nach den Figuren anderer Naturforſcher gezeichnet worden, und beſonders die Figur, die er von dem Flußpferde

giebt,

Eſſen, und am Cap hält man davon ſo viel, daß das Pfund 12 bis 15 Sous koſtet; es iſt das angenehmſte Geſchenk, was man einem machen kann. Das Fett wird eben ſo theuer als das Fleiſch verkauft. Es iſt ſehr ſüß und geſund, man braucht es ſtatt der Butter u. ſ. w. Kolbens Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, Th. III. Kap. III.

v. W.

6) Wir werden im Anhange vom Herrn Sparrmann angeführt finden, daß ſich das Flußpferd auch im ſalzigen oder Meerwaſſer aufhalte.

D.

giebt, ſieht dem Cheropotamus i) des Proſpers Alpins ſehr ähnlich.

Wenn Kolbe demnach verſichert, daß das Flußpferd ſich in dem Waſſer des Meeres aufhalte, ſo kann es wohl ſeyn, daß er dieſes dem Plinius nachgeſprochen, und nicht wegen eigenen Beobachtungen behauptet habe. Die meiſten andern Schriftſteller erzählen, daß dieſes Thier ſich blos in Seen mit ſüſſem Waſſer und in Flüſſen bisweilen an ihrer Mündung, und öfterer ſehr weit vom Meere finde. Es giebt ſogar Reiſebeſchreiber, die wie Merolla k) ſich wundern, daß man das Flußpferd ein Seepferd genennet habe, indem nach ſeiner Angabe dieſes Thier kein ſalziges Waſſer vertragen kann. Es hält ſich gemeiniglich des Tages im Waſſer auf, und kömmt des Nachts aus demſelben hervor, und gehet auf die Weide: das

i) Anmerkung. Die Figuren von dieſen Cheropotamen des Proſper Alpins, B. IV. Kap. XII. Taf. 22. ſcheinen nach ausgeſtopften Häuten von Flußpferden, denen man vielleicht die Zähne ausgeriſſen hatte, gemacht zu ſeyn.
v. B.

k) Allgemeine Reiſegeſchichte, Th. V. S. 95. Anmerk. 2.
v. B.

Männchen und Weibchen verlaſſen ſich einander ſelten. Zerenghi fieng das Männchen und Weibchen an ebendemſelben Tage und in ebenderſelben Grube. Die holländiſchen Reiſebeſchreiber ſagen, daß das Weibchen mit drei bis vier Jungen trächtig gehe. Allein es iſt dieſer Umſtand, wie mir deucht, ſehr verdächtig, und der Ungrund deſſelben durch die Zeugniſſe, welche Zerenghi anführet, dargelegt worden *). Uiberdies da das Flußpferd von ungeheurer Größe iſt, ſo befindet es ſich mit dem Elephanten, Naſenhorn, Wallfiſche und allen andern großen Thieren, die nur ein Junges werfen, in gleichem Fall und dieſe Analogie kömmt mir ſicherer vor als alle Zeugniſſe.

*) Es hat auch nur zwei Zitzen gegen die Scham zu. Zimmermann, a. a. O.

O.

Anhang.

Wie obige Beſchreibung aufgeſetzt ward, hatten die Herren Buffon und d'Aubenton kein Flußpferd in völliger Größe geſehen, und lieferten deßfalls die Zergliederung und Zeichnung eines ungebornen, und die Vorſtellung eines abgefleiſchten Kopfes und der Fußknochen.

Das ungeborne Flußpferd war einen Fuß drei Zoll und ſieben Linien vom Ende des Mauls bis an den After lang. Der Magen ſchien von außen aus drei Stücken zu beſtehen, und hatte Aehnlichkeit mit dem vom Pecari. Weichet in erwachſenen Thieren vielleicht noch mehr davon ab. —

Von dem Kopfe des Flußpferdes ſagt Herr d'Aubenton: „Er hat noch weniger Aehnlichkeit mit dem Kopfe des Pferdes und Stiers, wenn er entfleiſcht, als wenn das Fleiſch darauf ſitzt. Das Ende der Kinnbacken iſt ungemein breit in Vergleichung mit der Breite von dem Hintertheile des Kopfs. Die Hirnſchale (A) iſt von geringem Umfange; die Dicke des Kopfs kommt von den Fächern der Vorderzähne, hauptſächlich der Hundszähne in dem Unterkinnbacken, und von einem großen Fortſatze (B), der in der Gegend iſt, wo die Aeſte dieſes Kinnbackens krumm in die Höhe gehen. Der kronenförmige Fortſatz (D) iſt übrigens klein, und der knopfförmige (E) ſehr kurz. Die Naſenbeine (F) ſind ungemein lang, und erſtrecken ſich bis zwiſchen die Augenhölen; ſie ſind dem größten Theil ihrer Länge nach von geringer Breite; ihr hinterer Theil iſt breiter, und geht in einen Ausſchnitt hinein, der an dem Vordertheile des Stirnknochens befindlich iſt; in der Mitte dieſes Knochens iſt eine Vertiefung, aber ſeine Bögen (G) über den Augenhölen ſind ſehr erhaben; die Augenränder ſtehen mit ihren Ober- und Vordertheilen (G und H) weit hervor; der Fortſatz (I) des Apfelknochens nach den Augen zu iſt ſo lang, daß er ſich bei-

beinahe bis an den Fortſatz, den der Stirnknochen gegen das Auge zu hat, erſtreckt; folglich iſt der Raum ganz unbeträchtlich, da der Rand der Augenhöle unterbrochen wird. Auf der Scheitel des Kopfs finden ſich ſtarke Kanten (KK), eine in die Länge und eine in die Queere.

Der Kopf, nach welchem die Beſchreibung gemacht iſt, hatte nicht mehr als 36 Zähne, nämlich 4 Vorderzähne in jedem Kinnbacken einen Hundszahn, und nur 6 Stockzähne an jeder Seite von jedwedem Kinnbacken. Der Stockzähne waren an drei andern Köpfen von Flußpferden, die ich geſehen habe, auch nicht mehr als 6 an jeder Seite. Gleichwohl haben Zerenghi und Jußieu an den Köpfen, die ſie beobachtet haben, 8 gezählet, und in dieſem Falle hat das Flußpferd 44 Zähne. Die Hundszähne und Stockzähne haben etwas ähnliches mit den Zähnen von dieſer Art, die ſich bei den wilden und zahmen Schweinen finden; allein die langen Vorderzähne gleichen keinem einzigen von andern Thieren. Der Vordertheil des Oberkinnbackens hat in der Mitte einen Ausſchnitt, und bildet an jeder Seite einen großen Höcker, welcher zween Zähne (LL. MM) einſchließt, von denen der eine (LL) vor-

wärts und der andere (MM) hinterwärts, und ein wenig nach außen, etwas von dem vordern entfernt lieget. Allein es findet ſich ein weit größerer Abſtand zwiſchen den vordern Schneidezähnen (LL); dieſe 4 Zähne ſind unterwärts gekehrt; die 4 Schneidezähne (NN. OO) des Unterkinnbackens ſitzen einer neben dem andern; die beiden mittleren (NN) ſind weit größer, als die beiden übrigen, und ſind ganz und gar vorwärts gerichtet: wenn der Mund geſchloſſen iſt, ſo befinden ſich die beiden großen Schneidezähne (NN) des Unterkinnbackens zwiſchen den beiden vordern Schneidezähnen (LL) der obern Kinnlade. Die Hundszähne (PP. QQ) ſitzen eben ſo wie bei dem wilden Eber und den Hausſchweinen. Der Hundszahn (ZZ) des Unterkinnbackens iſt nach oben zu, und ein wenig auswärts gekrümmt; der Hundszahn (PP) des Oberkinnbackens ſtreicht die innere Seite von dem Hundszahne des Unterkinnbackens; dieſe beiden Zähne reiben ſich einander ab, ſo, daß der obere Hundszahn am Ende ſehr kurz wird. Die erſten Stockzähne (R) des Oberkinnbackens ſitzen weit von einander, und ſind beinahe gleich weit von den hintern Schneidezähnen (MM) und den Hundszähnen (PP) entfernet; die erſten Stockzähne

ne (S) des Unterkinnbackens ſtehen gleichfalls ſehr weit von den Hundszähnen ab, aber ihr Abſtand von den Schneidezähnen iſt nur geringe.

Die vordern Schneidezähne eines Flußpferdkopfes, der einen Schuh und zehen Zoll lang war, waren ein wenig niederwärts gekrümmt, und länglicht eingekerbt; ihre Länge nach ihrer konvexen Krümme betrug 4 Zoll 9 Linien, und ihr Umfang 3 Zoll 3 Linien; ſie ragten nur 6 Linien aus ihrem Fache hervor, und hatten an ihrer Wurzel eine kegelförmige Hölung, die 14 Linien tief war. Die vorderen Schneidezähne eines Flußpferdkopfes, der ungefähr 2 Schuh lang war, hatten 7 Zoll in der Länge, und 3 Zoll 9 Linien im Umfange, ſie ragten ungefähr 2 Zoll 8 Linien aus dem Fache hervor, und die Tiefe ihrer Hölung betrug 2 Zoll 8 Linien. Alle obere Schneidezähne der beiden Köpfe, von denen hier Meldung geſchehen iſt, waren zum Theil ſtreifweiſe mit Glaſur überzogen, und die Streife erſtreckten ſich von einem Ende des Zahns bis zum andern.

Die mittleren Schneidezähne von dem untern Kinnbacken desjenigen Kopfes, der einen Schuh und 10 Zoll in der Länge hielt,

 wa-

waren beinahe gerade. Sie hatten 9 Zoll und 3 Linien in der Länge, und fünfthalb Zoll im Umfange; ſie ragten ungefähr vier Zoll aus dem Fache hervor, und ihre Hölung war zween Zoll und zehen Linien tief. Die Zähne eben dieſer Art, die aus einem Kopf genommen waren, der ungefähr zween Schuh in der Länge hatte, waren einen Schuh und dritthalb Zoll lang, und hatten an der dickſten Stelle fünf Zoll und zehn Linien im Umfange; ſie ragten ungefähr acht Zoll weit aus dem Fache hervor, und die Tiefe ihrer Hölung betrug ſieben Zoll und drei Linien.

Die äußeren Schneidezähne desjenigen Kopfes, der einen Schuh und zehn Zoll lang war, hatten zehn Zoll und zwo Linien in der Länge, und vier und einen halben Zoll im Umfange; ſie ragten nur neun Linien aus dem Fache hervor, und ihre Hölung war 3 Zoll tief. Eben dieſe Zähne, die aus einem Kopfe genommen waren, der ungefähr zwei Schuh lang war, hatten um ein weniges 5 Zoll 8 Linien in der Länge, und 3 Zoll 7 Linien im Umfange; ihre Hölung war zween Zoll und zwo Linien tief.

Die Hundszähne des obern Kinnbackens waren niederwärts gekrümmt, und oben und unten platt; auf ihrer unteren Fläche fand ſich eine länglichte und tiefe Furche. Die Hundszähne des Kopfes, der einen Schuh zehn Zoll lang war, hatten ſieben und einen halben Zoll in der Länge und fünfthalb Zoll im Umkreiſe; der Theil, der aus dem Fache hervorragte, war nur anderthalb Zoll lang, und die Hölung war dritthalb Zoll tief. Die Hundszähne von dem Oberkinnbacken des Kopfes, der ungefähr zween Schuh lang war, hatten zehn Zoll in der Länge, und fünf Zoll zwo Linien im Umfange; ſie ragten auf zween bis drei Zoll aus den Fächern hervor, und ihre Hölung hatte vier Zoll Tiefe. Dieſe Hundszähne von den beiden Kinnbacken, die hier angeführt ſind, waren mit Glaſur überzogen, doch nicht auf ihren inwendigen Seiten.

Die Hundszähne des Unterkinnbackens ſind ungemein groß, und ſehr nach unten gekrümmt; die von dem Kopfe, der einen Schuh zehn Zoll lang war, hatten nach ihrer konvexen Krümmung einen Schuh und fünf Zoll in der Länge, und fünf Zoll acht Linien im Umfange; ſie ragten ſieben Zoll aus dem Fache hervor; dieſe Zähne machten jeder

bei=

beinahe einen Halbzirkel von eilf Zollen und vier Linien im Durchſchnitte; ſie hatten drei länglichte Flächen; zwo nach außen und eine nach innen; dieſe letztere war die breiteſte; ſie waren insgeſamt länglicht eingekerbt, wie die andern Hunds- und Schneidezähne des Thiers, wovon wir hier handeln; es fanden ſich ſogar ziemlich tiefe Furchen darauf; ihre Hölung war fünf Zoll tief; die innere und untere und vordere äußere Fläche war mit Glaſur überzogen, auf der obern und hintern äußern Fläche fand ſich dergleichen nicht. Dieſe Hundszähne, die aus einem Kopfe genommen waren, der ungefähr zween Schuh lang war, hielten zween Schuh und eben ſo viel Zoll in der Länge; ihr Umfang betrug gegen ſieben Zoll; ſie ragten über einen Schuh weit aus der Zahnlade hervor, und ihre Hölung war einen halben Schuh tief. Auf der Glaſur dieſer Zähne erblickte man eine Art von Netze, das durch kleine Unebenheiten gebildet wurde, die an der Glaſur ſich aufgeworfen hatten, und mehr oder minder ſichtbaren Fäden glichen.

Die Stockzähne haben etwas beſonders. Dies beſteht darin, daß ſie an ihrem Untertheile gewiſſe blumenförmige Verzierungen haben, die durch die Umriſſe der Glaſur entſtehen,

ſtehen, und viel Aehnliches mit Kleeblättern haben. Dieſe Figuren ſind um ſo viel beſſer ausgedrückt, und deſto regelmäßiger, je glätter und ebener der Untertheil des Zahns iſt. Die Kleeblätter liegen paarweiſe, und ſtoßen mit ihren Untertheilen gegeneinander, ſo daß die Spitzen zweier Kleeblätter, die ſich mit ihrem Untertheile berühren, an den Seiten von dem Untertheile des Zahns ſind. Es finden ſich zwei bis drei Paare von ſolchen Kleeblätterfiguren *), ausgenommen auf den erſten Zähnen, die weit kleiner als die übrigen ſind.

Die Subſtanz von den Schneide= und Hundszähnen des Flußpferdes wird für eine Art Elfenbein gehalten. Sie iſt rarer, und auch von einer vorzüglicheren Eigenſchaft; denn ſie iſt härter, und nimmt eine weit ſchönere Politur an, und iſt auch nicht dem Gelbwerden unterworfen. Daher nimmt man dieſelbe lieber als eigentliches Elfenbein, um falſche Zähne zu machen.

Wenn

*) Man ſehe unter den Memoires der königl. Akademie der Wiſſenſchaften vom Jahre 1762 ein Memoire nach, welches von Knochen und Zähnen handelt, die um ihrer Größe willen merkwürdig ſind.

Wenn die langen mittleren Schneidezähne des Unterkinnbackens queer durchgeſchnitten ſind, und die Fläche des Schnitts polirt iſt, ſo ſieht man, daß die Subſtanz in der Mitte des Zahns keinen ſo ſchönen Glanz durchs Poliren annimmt, als diejenige, die dem Umfange näher iſt; dieſe iſt in dem ganzen Umfange des Zahns nicht von gleicher Dicke; ihre innere Oberfläche bildet verſchiedene Verlängerungen, die in die andere Subſtanz eindringen; ſie nimmt durch die Politur einen ungemein ſchönen Glanz an, und läßt gar keine Fibern hervorſcheinen; in dem Mittelpunkte findet ſich ein Kern, wie bei dem Elfenbein, und um dieſen Kern nimmt man ſehr feine und ſehr dicht an einander geſchloſſene konzentriſche Linien wahr. Mich dünkt, daß dieſe Linien die verſchiedenen nach und nach angeſetzten Schichten abbilden, aus denen der Zahn zuſammengeſetzt iſt.

Auf der Fläche des Schnittes von den äußern Schneidezähnen des Unterkinnbackens habe ich nicht nur die beiden Subſtanzen, deren ich erwähnet habe, wahrgenommen, ſondern es findet ſich an denſelben auch eine Rinde, die den Zahn umgiebt, und an einigen Stellen beinahe eine Linie dick iſt. Ich habe dieſe Rinde auch an den langen

Schnei-

Schneidezähnen in der Mitte bemerkt, aber ſie war viel dünner.

Die oberen Schneide- und Hundszähne kamen nach meinem Bedünken mit den äuſſern Schneidezähnen überein, welche unten ſind; allein die Rinde war von einer Glaſurſubſtanz; ſie war dicker, und hatte eine ſchönere weiße Farbe an denen Stellen, wo dieſe Zähne in der That glaſurirt ſind, als an denen, wo ſich keine Glaſur findet.

Da ein Hundszahn des Unterkinnbackens queer durchgeſchnitten und die Fläche des Schnittes polirt war, ſo habe ich anſtatt des Kerns eine Linie erblickt, die ſich von einem Ende dieſer Fläche bis zum andern nach ihrer gröſten Länge erſtreckt, und in der Mitte gekrümmt iſt, ſo daß ſie ſich beinahe in gleichem Abſtande von beiden Seiten befindet. Zu beiden Seiten dieſer Mittellinie finden ſich andere weit zärtere, nicht ſo ſichtbare, enge zuſammengedrängte, und denjenigen ähnliche Linien, welche auf den Queerflächen der übrigen Hundszähne und der Schneidezähne des Flußpferdes ſind. Dieſe kleinen Linien nehmen beinahe die ganze Fläche der unteren Hundszähne ein; es finden ſich nur einige kleine Räume, wo man keine

wahr=

wahrnimmt, allein die Politur iſt auf der ganzen Oberfläche dieſes Queerſchnitts faſt durchgehends gleich ſchön: ſie iſt ebenfalls ſehr ſchön auf den ſchrägen und länglichten Flächen dieſer Hundszähne; man mag ſie ſchneiden, nach welcher Richtung man will, man findet allemal die große krumme Mittellinie; dieſe ſcheinet anzuzeigen, daß die konzentriſchen Schichten, aus denen dieſe Zähne entſtehen, nicht ganz herum gehen, wie die Schichten der oberen Hundszähne und der Schneidezähne, und wie die von den Stoßzähnen des Elephanten; es ſcheinet vielmehr, daß bei den Hundszähnen aus dem Unterkinnbacken des Flußpferdes jede Schicht aus zwei Stücken beſtehe, wovon das eine die innere Fläche des Zahns, und das andere die beiden äußeren Flächen bildet. Man ſiehet auch auf den Flächen von den Abſchnitten dieſer Zähne die Rinde, die auf ihrer inwendigen Fläche und auf ihrer unteren äuſſeren Fläche von Glaſur iſt, und die hingegen auf ihrer oberen äußeren Fläche nicht ſo glänzend, und bei weitem nicht ſo hart iſt. (Allgem. Hiſt. der Nat. XIII. p. 36.)

Nach der Zeit hat der Graf von Buffon mehrere Nachrichten von dem Flußpferde geſammlet, und ſagt in ſeinen Supplementen: „Da

„Da wir in dem fünften Theile unſerer Naturgeſchichte auf der ſechszehnten Kupferplatte nur die Abbildung eines ungebornen Flußpferdes geliefert haben, ſo glaubten wir hier auf der neun und zwanzigſten Kupferplatte noch die Abbildung eines jungen männlichen Flußpferdes hinzufügen zu müſſen, deſſen Haut ziemlich vollſtändig an den Prinzen von Condé geſchickt, und in ſeiner prächtigen Sammlung von Naturalien zu Chantilly zu ſehen iſt. Dieſes ſehr junge Flußpferd war nicht lange geboren geweſen, denn es war nur zwei Fuß eilf Zoll und drei Linien von dem Ende der Naſe bis an das Ende des Leibes lang; der Kopf war zehn Zoll lang, und betrug in der größten Breite fünf Zoll zehn Linien. Dieſer Kopf glich von vorn einem Ochſenkopf ohne Hörner. Die kleinen am Ende abgerundeten Ohren waren nur zwei Zoll und zwei Linien lang. Die Beine ſind dick und kurz. Die Füſſe kommen mit des Elephanten ſeinen überein; der Schwanz iſt nur drei Zoll eilf Linien lang, und iſt, wie der ganze übrige Leib, mit einer harten und runzelichten Haut bedeckt. Deſſen Geſtalt iſt rund, aber an dem Urſprunge breit, und nach außen zu flacher, woſelbſt er am Ende wie ein kleines Palet geſtaltet, daher

das Thier ſich deſſelben bei dem Schwimmen bedienen kann.

Herr Bruce verſichert in einer mir mitgetheilten Anmerkung, daß er auf ſeiner Reiſe in Abyſſinien eine Anzahl von Flußpferden in dem See Tzana, welcher in Oberabyſſinien nicht weit vom Urſprunge des Nils liegt, geſehen habe, und daß dieſer See Tzana, welcher wenigſtens ſechszehn Meilen lang, und zehn bis zwölfe breit iſt, vielleicht der Ort in der Welt ſey, woſelbſt es die mehreſten Flußpferde giebt. Er ſetzt hinzu, daß er daſelbſt welche geſehen habe, die wenigſtens zwanzig Fuß lang waren, und ſehr kurze und dicke Beine hatten.

Wir haben durch den Seeoffizier Herrn Boyer von Calais eine kleine Nachricht bekommen, welche ſich nur auf das Flußpferd beziehen kann.

„Ich glaube, ſagt er, ihnen die Geſchichte eines berüchtigten Thiers mittheilen zu müſſen, das wir auf Louange umgebracht haben. Dieſes Thier, das kein Seemann kannte, war größer und dicker als ein Kutſchpferd. Es hielt ſich ſeit zwei Jahren an der Rhede von Louange auf. Sein Kopf iſt ungeſtaltet,

tet, ohne Hörner; die Ohren klein, und es hat ein Maul wie der Löwe. Die Haut hat keine Haare, ſie iſt aber vier Zoll dick. Die Füſſe und Beine ſind des Ochſen ſeinen ähnlich, aber kürzer. Es iſt ein zweilebiges Thier, das ſehr gut im Waſſer ſchwimmt. Es frißt nur Pflanzen; es war ihm eine Luſt, alle kleine Fahrzeuge oder Böte zu verſenken, und wenn es diejenigen, die darin waren, zum Schwimmen gebracht hatte, kehrte es davon zurück, ohne den Menſchen Schaden zu thun. Da es aber unbequem und ſogar ſchädlich war, ſo entſchloß man ſich es zu tödten. Man konnte aber nicht dazu mit Feuergewehr kommen, denn es hatte ein ſo ſtarkes Geſicht, daß es bei dem bloßen Zündfeuer ſogleich untergetaucht war. Man verwundete es auf der Naſe mit einer Axe, da es den Leuten ſehr nahe kam, und ſehr vertraulich war; darauf ward es ſehr wüthend, daß es alle Barken und Böte ohne Ausnahme umkehrte. Es glückte nicht beſſer mit dicken Fallſtricken, weil es dieſelben gewahr ward, und ſich davon entfernt hielte. Man glaubte demſelben auf dem Lande beikommen zu können, aber es kam nur des Nachts, gieng vor Tage wieder zurück, und hielt ſich bisweilen an dieſem bald an einem andern Orte auf. Da man aber bemerkt hatte, daß

es ſich verſchiedene Tage nach einander nicht weit von einem Wege entfernt hatte, ſo ver-ſteckten ſich unſer fünfe des Nachts mit geladenen Flinten und mit Säbeln bewaffnet im Buſche, und wie ſich das Thier ſehen ließ, ſchoſſen wir alle zuſammen auf daſſelbe. Es ward gefährlich verwundet, blieb aber nicht gleich liegen, ſondern es konnte ſich noch in einen nahen Teich werfen, woſelbſt wir es aus dem Geſichte verloren, und nur nach zweien Tagen ſagten uns die Negern, daß ſie es todt an dem Ufer des Sees gefunden hätten. Ich nahm zwei Zähne von dieſem Thiere, welche einen Fuß lang und ſo dick als eine Fauſt waren. Es hatte 6 von dieſer Art, und drei kleinere mitten im Maule. Dieſe Zähne ſind ein ſehr gutes Elfenbein." Der Herr Boyer von Calais ſchreibt dieſes von der angoliſchen Küſte aus Louange am 20. Auguſt 1767. Buffon Suppl. Hiſt. nat. des anim. ed. in 12, tom. IX. p. 176. bis 180.

Der Herr Profeſſor Allamand ſetzt zu dieſer Naturgeſchichte des Grafen Buffon in der holländiſchen Ausgabe in 4to im zwölften Bande S. 28. tab. III. folgendes hinzu.

„Es

„Es fehlt der Beſchreibung des erwachſenen Flußpferdes, welche der Graf von Buffon geliefert hat, nichts als eine richtige Abbildung dieſes Thieres. Der Graf von Buffon, der allemal original iſt, hat diejenigen, welche verſchiedene Schriftſteller davon bekannt gemacht haben, nicht nachmachen laſſen wollen, ſie ſind zu unvollkommen, als daß er ſie werth hielt, Gebrauch davon zu machen, und das Thier ſelbſt ſich anzuſchaffen fiel ihm faſt unmöglich. Es iſt ſelbſt an den Orten, woſelbſt es zu Hauſe gehöret, ſehr ſelten und zu groß, als daß es ohne große Schwierigkeiten verſchickt werden könnte.

Man ſiehet zu Leiden in dem Naturalienkabinet der Univerſität eine ausgeſtopfte Haut, welche vom Vorgebirge der guten Hoffnung dahin geſchickt worden. Obgleich ſie daſelbſt faſt ſeit ein Jahrhundert ſeyn mag, ſo iſt dieſelbe doch ſo gut bereitet, daß ſie noch die vollkommene Geſtalt dieſes Thieres vorſtellet; ſie iſt durch eiſerne Ringe und ſtarkes Holz unterſtützt, ſo daß das Eintrocknen nur geringe Veränderungen darin hervorbringen konnte.

Da es wahrſcheinlich die einzige Seltenheit von dieſer Art in Europa iſt, ſo glaube

 ich,

ich, daß alle, die die Naturgeſchichte lieben, mir dafür danken werden, daß ich ſie ihnen im Kupferſtiche bekannt gemacht, und dadurch das prächtige Werk des Herrn Grafen von Buffon bereichert habe.

Die Kupferplatte, die ich hier anhänge, ſtellet das Flußpferd beſſer vor, als es bis jetzt geſchehen iſt, oder es iſt vielmehr die einzige Abbildung, die man davon hat; denn in allen den übrigen, die man davon bekannt gemacht hat, iſt das Thier nicht zu kennen; diejenige ausgenommen, die man in einem holländiſchen Buche findet, woſelbſt die Rede von dem Leviathan der heiligen Schrift iſt, und die nach demſelben Muſter, das wir hier abgenommen haben, gemacht iſt; es ſind aber die Verhältniſſe in derſelben ſchlecht beobachtet.

Es würde ſehr überflüßig ſeyn, hier eine Beſchreibung von dieſem ungeheuren Thiere beizufügen. Derjenigen von dem Grafen Buffon und Herrn d'Aubenton iſt nichts hinzuzuſetzen. Ich will blos die genauen Ausmeſſungen von demſelben anzeigen. Ich brauche den Pariſer Maßſtab.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Die Länge des Leibes von dem Ende der Oberlefze bis zum Urſprunge des Schwanzes	9	4	8
Höhe von der Fußſohle bis oben auf den Rücken	4	3	4
Länge des Kopfs von Anfang der Schnauze bis an den Hinterkopf	1	11	—
Umfang der Schnauze am Ende	2	11	9
Umfang der Schnauze unter den Augen	4	4	—
Länge des offenen Rachens	—	9	6
Der Umfang des offenen Rachens	5	11	—
Die Länge der Eckzähne außerhalb dem untern Zahnfleiſche nach ihrer Krümmung gemeſſen	—	8	—
Länge der Schneidezähne in der untern Kinnlade	—	4	—
Abſtand zwiſchen beiden Naſenlöchern	—	4	9
Abſtand von dem Ende der Schnauze und dem vordern Augenwinkel	1	8	—
Abſtand zwiſchen dem hintern Augenwinkel und dem Ohre	—	5	—
Länge des Auges von einem Winkel bis zu dem andern	—	2	—

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Abſtand zwiſchen den vordern Augenwinkeln über den gewölbten Theil des Vorkopfes —	—	10	10
Derſelbe Abſtand in gerader Linie — — — — —	—	9	11
Umfang des Kopfes zwiſchen den Augen und den Ohren —	4	11	6
Die Länge der Ohren konnte nicht gemeſſen werden, weil ſie durch das Eintrocknen ſehr eingeſchrumpft ſind.			
Breite der Ohren über die äußere Krümmung gemeſſen — —	—	2	3
Abſtand zwiſchen beiden Ohren an ihrem Urſprunge — —	—	9	2
Länge des Halſes — —	1	—	—
Umfang mitten über den Leib	9	8	—
Länge der Schwanzrippe —	—	10	—
Umfang des Schwanzes an ſeinem Urſprunge — — —	—	10	4
Höhe der Füße von der Fußſohle bis an die Bruſt oder den Bauch	1	8	—
Breite oben am Fuße — —	—	8	—
Dicke daſelbſt — — —	—	6	8
Breite in der Gegend der Hacke	—	4	10
Umfang des Mittelfuſſes —	1	2	—
Breite des Vorderfuſſes —	—	7	8
Breite des Hinterfuſſes —	—	7	—
Breite der größten Klauen.“ —	—	3	—

Da

Büff. N. d. Vierf. T X. T.

Da die Abbildung des jungen Flußpferdes, welche ich in der Sammlung des Prinzen von Condé habe machen laſſen, von dieſer verſchieden iſt, die Herr Allamand nach einer ausgeſtopften Haut in dem leidenſchen Naturalienkabinet hat ſtechen laſſen, und da dieſelbe einer neuen Abbildung ähnlicher iſt, welche Herr Doktor Klocner nach einer andern Flußpferdshaut im Kabinet des Prinzen von Oranien hat machen laſſeu, ſo habe ich lieber hier (Tab. XXX.) die Abbildung dieſes letzten Flußpferdes nach des Herrn Klocner ſeiner liefern wollen, und ich halte mich verpflichtet, eine Anmerkung mit einigen Beobachtungen deſſelben, die ich aus dem Holländiſchen habe überſetzen laſſen, hier anzuhängen. (Buffon Suppl. a. a. O. p. 181.

Herr Klocner ſagt nämlich: „Ich wundere mich, daß der Graf von Buffon eine merkwürdige Stelle des Diodorus von Sicilien nicht angeführt hat, welche das Flußpferd oder Hippopotamus betrifft, und zwar um ſo mehr, da dieſer alte Schriftſteller daſelbſt bemerkt, daß die Stimme dieſes Thiers dem Pferdewiehern ähnlich ſey; woher es vielleicht den Namen des Hippopotamus oder Flußpferdes erhalten hat. Der Graf Buffon unterſtützt ſeine Meinung in dieſem Falle

auf die Zeugniſſe der alten Schriftſteller und der neueren Reiſenden, und Diodorus von Sicilien verdient gewiß unter den Alten die erſte Stelle, weil er nicht allein ſelbſt in Aegypten gereiſet iſt, ſondern weil er auch noch als einer der beſten Geſchichtſchreiber der alten Zeiten im Werthe ſteht. Dem ſey wie ihm wolle, ſo will ich die Stelle hieher ſetzen, darin er ſagt:

„Der Nil ernährt Arten der Thiere, von welchen zwei vor den andern unſere Aufmerkſamkeit verdienen, der Krokodil nämlich und der Hippopotamus. Dieſer iſt 5 Ellen lang; er hat geſpaltene Füſſe als das Hornvieh, und an jeder Seite drei große hervorſtehende Zähne, die länger ſind als die Schweinshauer. Die ganze Maße des Leibes kommt ſehr mit dem Elephanten überein. Seine Haut iſt ſehr hart und feſt, und vielleicht mehr als bei irgend einem andern Thiere. Er iſt zweilebig, da er ſich des Tages über am Grunde im Waſſer aufhält, und ſich daſelbſt wie auf der Erde ſelbſt bewegen kann; des Nachts kommt er von da auf das Land, um Pflanzen zu weiden. Wenn dieſes Thier fruchtbarer wäre, würde es in Aegypten bei dem Landbau großen Schaden thun. Die Jagd des Flußpferdes erfordert viele Men-

ſchen,

ſchen, die es mit eiſernen Spießen zu durchbohren ſuchen. Man greift es mit vielen vereinigten Boten an, und wirft es mit eiſernen Harpunen, von welchen einige Angeln oder Widerhaken haben. Man befeſtigt an einigen dieſer Wurfſpieße Stricke, und läßt ſich das Thier ſo lange abmatten, bis es mit dem Verluſt des Blutes ſeine Macht verloren hat. Das Fleiſch iſt ſehr hart, und ſchwer zu verdauen.“ (Diodor. Lib. I. p. 42. ed. Wiſslingii.) Dieſes iſt vielleicht die beſte Stelle, die man bei den Alten findet, denn Diodorus hat ſich nur blos in der Zahl der Zehen geirret (Klocner). Bei Bereitung der Haut von dem Flußpferde, welches ſich in dem Naturalienkabinet des Prinzen von Oranien findet, hat der Doktor Klocner zu Amſterdam folgende Beobachtungen gemacht.

Ich bekam die Haut dieſes Hippopotamus mit dem darein gewickelten Kopf ſehr trocken von dem Haag. Dieſe Haut war zuerſt eingeſalzen, darauf getrocknet, und endlich hatte man die Haut eines kleinen Hippopotamus, (welcher ebenfalls in des Prinzen Kabinet aufgeſtellet iſt) genommen, welche in Salzlake eingeweicht war, und ſie noch naß in dieſe eingeſchlagen. Darauf hatte man alles in ein großes Tuch eingewickelt, und ſo vom

Vor-

Vorgebirge der guten Hoffnung nach Holland geſchickt. Die kleine Haut und der Kopf verurſachten daher einen Geruch vom verdorbenen oder ranzigtem Fett, welches die Inſekten herbeigezogen hatte, welche die große Haut, die denſelben zuerſt und am meiſten ausgeſetzt war, ſehr beſchädigt hatten.

Nachdem ich den Kopf eingeweicht hatte, quoll derſelbe ſtark auf. Das aufgeſperrte Maul oder die Oefnung des Rachens betrug über ſechszehn Amſterdamer Zoll. (Ein Amſterdamer Fuß macht 10 Zoll, 5 Linien, 3 Str. Pariſer.) Die unteren und oberen Lefzen waren breit genug, daß ſie die Zähne des Thieres bedecken und einhüllen konnten, welches auch natürlich um ſo leichter geſchieht, da die unteren langen oder gebogenen Hundszähne über die oberen wie eine Scheere gleiten, und längs über die Krümmung der oberen Hundszähne in einer Scheibe weglaufen, welche durch die Lefzenhaut und das Zahnfleiſch gebildet wird.

Zwiſchen den vorderen oder den Schneidezähnen und den walzenförmigen oder Mahlzähnen, wie auch zwiſchen der Zunge und den Schneidezähnen iſt eine glänzende und harte Haut, und der Gaumen iſt voll Kerben.

ben. Die Zunge war abgeſchnitten. Man hatte ebenfalls viel Fleiſch von beiden Seiten des Kopfs oder den Kinnladen abgeſchnitten, und das Fett daſelbſt war faſt ganz verdorben. Indeſſen war doch alles noch mit ſehr ſtarken Muskeln vermiſcht, und das, was ſich noch vorn an den unteren und oberen Lefzen fand, war fleiſchigt roth und weiß von Farbe wie eine Ochſenzunge.

Unmittelbar hinter den untern Hundszähnen ſahe man in der unteren Lefze, da wo der Kinnbacken anfängt, etwas Dickes, das den Rachen ſchloß, und die Oefnung, welche hinter den Hundszähnen entſteht, anfüllete. Dieſe Oefnung, obgleich ſie angefüllet war, iſt bei dem Trocknen auf die Hälfte enger geworden, wie auch die Lefzen.

Unter den Augen um den beſonders kleinen Gehörgang war viel Fett befindlich, wie auch in den Augenhölen.

Die Ohren ſtehen gleichſam auf einer Erhöhung, und zwar ſo, daß ſie rund um zirkelrunde Falten macht. Die Erhabenheit des rechten Ohrs iſt bei dem Trocknen ſehr eingeſchrumpft, an dem linken erkennt man ſie aber noch deutlich.

Man weiß, daß die Ohren des Hippopotamus ſehr klein ſind. An dieſem Thiere zeigte ſich noch etwas beſonderes, welches ich bemerken muß; nämlich, daß die oberen Ränder beider Ohren nach meiner Meinung auf die Hälfte oder drei bis vier Zoll abgefreſſen waren. Dieſes war wahrſcheinlich von Land- oder Waſſerinſekten, aber gewiß an dem lebendigen Thiere geſchehen, weil die abgenagten Ränder ſchon mit einer neuen Oberhaut bedeckt waren. Das Innere der Ohren war völlig mit feinen und dichten Haaren beſetzt, auswärts waren aber nur ſehr wenig.

Die Augen mußten ſehr klein geweſen ſeyn, weil die Oefnungen derſelben in Verhältniß des großen Thiers außerordentlich klein waren. Dieſe Kleinheit der Augen des Flußpferdes findet man von mehreren Schriftſtellern beſtättigt. Die Augen, die ich meinem Thiere eingeſetzt habe, ſind vielleicht ein wenig größer als die natürlichen. Wenn ich aber kleinere genommen hätte, ſo würde es geſchienen haben, als wenn ſie dem Thiere nicht zukämen, und daher war ich genöthiget, ihm größere zu geben.

Die Naſenlöcher laufen auswärts in die Queere mit einer kleinen Oefnung herunter, vereinigen ſich darauf inwendig durch eine krumme Linie, und gehen endlich wieder aufwärts. Da die Haut trocken war, ſo bemerkte man dieſe Gänge oder Röhren kaum. Ich habe ſie ein wenig erweitert, ehe ich ſie trocknen ließ.

Die Zähne ſind ſo hart, daß man mit einem Stahl leicht Feuer daraus ſchlug. Ich ſahe, daß man mit einer Feile aus dem Zahn eines andern Flußpferdes Feuer ſchlug.

Ich muß hier bemerken, daß ich in dem Kopfe des Flußpferdes nur 32 Zähne fand. Hierin kommt weder Zerenghis noch d'Aubentons Beſchreibung überein. Der erſte ſagt, er habe in ſeinem Flußpferde 44, der andere aber, er habe in dem Kopfe, welcher ſich in dem königlichen Kabinette befindet, 36 gefunden. Dieſe Verſchiedenheit machte mich aufmerkſam; aber ich kann verſichern, daß man gar kein Merkmal fand, daß einige Zähne ausgefallen wären, ausgenommen ein Schneidezahn, der mit Gewalt abgebrochen zu ſeyn ſchien. Ich fand vier Hundszähne, die ſenkrecht ſtehen; acht Schneidezähne, vier ſenkrechte in der obern Kinnlade,

lade, und vier wagrechte in der untern Kinnlade, wie man in der Abbildung ſehen kann. Uiberdas fand ich zwei Mahlzähne in jeder untern Kinnlade, und drei andere, welche vor den Mahlzähnen ſtanden, und die Geſtalt eines Kegels hatten. In jeder obern Kinnlade fand ich drei Mahlzähne, und zwei von dieſen walzenförmigen. Zwiſchen dieſen beiden walzenförmigen war ein halber Zoll weiter Abſtand.

Hier muß ich anführen, daß die Flußpferde, wie geſagt, gewöhnlich 36 Zähne haben, nämlich vier obere und vier untere Schneidezähne, zwei obere und zwei untere Hundszähne, und zwölf Backenzähne oben, und zwölf unten. Dieſes habe ich in drei Köpfen wahr befunden, welche lange in dem Kabinet geweſen ſind, und an einem vierten, der mir im Dezember 1775 durch den Herrn von Sartine, Miniſter und Staatsſekretär bei dem Seeweſen, geſchickt iſt. Der letzte von den Backenzähnen iſt hinten im Rachen, und viel größer, breiter und flächer abgeſchnitten, als die übrigen fünf Backenzähne. Ich bin aber geneigt zu glauben, daß die Zahl dieſer Backenzähne nach dem Alter veränderlich iſt, und daß ſtatt vier und zwanzig acht und zwanzig oder gar zwei und dreißig ge-

gefunden werden können, welche in allem vier und vierzig machten, wie Zerenghi angiebt.

Die obere und untere Lefze ſind anſehnlich weit, mit kleinen Haarbüſcheln wie mit Pinſeln beſetzt, die aus einer Röhre oder Wurzel hervorkommen; ich zählte ungefähr zwanzig dergleichen. Eine genauere Beobachtung anzuſtellen, legte ich eine abgeſchnittene Wurzel unter das Vergrößerungsglas, und ſahe ſieben Wurzeln aus einer Röhre kommen. Dieſe ſieben Wurzeln theilen oder ſpalten ſich darauf, und jede macht mehrere Haare, welche eine Art Pinſel bilden.

An der Seite des Rachens, wo derſelbe anfängt, ſiehet man nach unten feine Haare, welche viel dichter als die übrigen ſtehen. Uiberdem bemerkt man hin und wieder auf dem Leibe einige ſeltene Haare, aber auf den Beinen, in den Weichen und unter dem Bauche ſiehet man faſt gar keine. Am Ende, und unten und oben an den ſcharfen Theilen des Schwanzes ſtehen Haare oder Pinſel, wie in der Naſe, die aber ein wenig länger ſind.

Das Geſchlecht dieſes Thiers konnte ich nicht entdecken. Es hatte nahe an dem After einen dreieckigten Ausſchnitt fünf bis ſechs Zoll lang, wo, wie ich glaube, die Zeugungstheile geſeſſen haben; da man aber kein Merkmal davon zurückgelaſſen hatte, ſo war es mir nicht möglich, das Geſchlecht zu beſtimmen.

Die Haut unter dem Bauche nahe bei den Hinterfüſſen war einen Zoll und neun Linien dick; die Inſekten hatten daſelbſt auch ein Loch gemacht, desfalls man deren Dicke leicht meſſen konnte.

Dieſe Haut war weiß, knorpelicht und lederartig, und an dieſer Stelle war ſie gut von dem Fette und Fleiſche getrennt. Höher nach dem Rücken hinauf hatte man vieles von der Haut weggeſchn tten, wahrſcheinlich um ſie leichter und bequemer zum Verſchicken zu machen. Aus dieſer Urſache fand ich die Haut in der Gegend des Rückgrabes nur einen Zoll dick, indem ich ſie mit einem Pfriemen durchſtach.

Die Zehen waren mit Nägeln beſetzt; die Haut zwiſchen d n Zehen war ſehr breit, und ich glaube, daß die Füſſe dieſes Thiers

in

in deſſen Leben mehr flach als rund ſind. Die Ferſe, welche ſich nach hinten und oben zieht, ſcheint ſehr geſchickt zum Schwimmen zu ſeyn, und die Klaue iſt, obgleich ſie dick und verhärtet iſt, dennoch biegſam. Ich hänge hier verſchiedene Ausmeſſungen an, muß aber dabei anzeigen, daß dieſelben nur gemacht ſind, nachdem die Haut ausgeſtopft war, und daß ich mich des Amſterdamer Maßſtabes bedienet habe.

	Fuß.	Zoll.
Die Länge des ganzen Thiers in gerader Linie mitten über die Schultern bis an den Schwanz von der rechten Seite — — —	10	10
Die Länge in gebogener Linie von der linken Seite — — —	13	7
Die Länge von da oben über den Kopf	13	$\frac{1}{2}$

Anmerk. Der Unterſchied dieſer Ausmeſſungen entſteht daher, weil das Thier den Kopf nach der rechten Seite gedrehet hat.

Länge des Kopfs — — —	2	$9\frac{1}{2}$
Umfang des Kopfs hinter den Ohren — — — — —	6	$4\frac{1}{2}$
Umfang des Kopfs vor den Ohren	6	6

	Fuß.	Zoll.
Umfang des Kopfs zwiſchen den Augen und den Ohren — —	6	$2\frac{1}{2}$
Umfang des Kopfs unter der Augenöfnung — — — —	6	4
Umfang des Kopfs zwiſchen den Augen und der Naſe — —	5	4

Anmerk. Dieſes letzte Maß iſt über den offenen Rachen genommen, den man ſo gelaſſen hatte, um die Zähne zu zeigen. Der Rachen iſt ſo weit offen, daß ſich die Hundszähne bis auf einen halben Zoll berühren.

Umfang der obern Lefze von einem Rande zu dem andern über die Lefze gerechnet — — —	2	4
Breite der obern Lefze in gerader Linie über den Gaumen —	1	$4\frac{1}{2}$
Umfang der untern Lefze von unten gemeſſen — — — —	2	2
Breite derſelben von einem Rande zu dem andern — — —	1	$3\frac{3}{4}$
Abſtand der Naſenlöcher von der oberen Oefnung gerechnet —	—	$5\frac{1}{2}$
— — von der unterſten —	—	$3\frac{3}{4}$
Breite der Naſenlöcher in der Mitte	—	$\frac{5}{8}$
Länge der Naſenlöcher — —	—	$2\frac{1}{8}$

Ab.

	Fuß.	Zoll.
Abſtand zwiſchen den Ohren und den Augen	—	6
Abſtand von einem Ohre zu dem andern	1	2
Länge der Ohren	—	$1\frac{3}{4}$
Breite der Ohren	—	2
Abſtand zwiſchen beiden Augenſternen, wenn ſie offen ſind	—	$1\frac{1}{4}$
Länge der Augen von einem Winkel zu dem andern	—	$1\frac{3}{4}$
Abſtand zwiſchen den Augenöfnungen	1	—
Höhe des Vordergeſchlepps von der Fußſohle bis auf den Rücken	6	4
Höhe des Hintergeſchlepps von der Fußſohle bis zu dem Kreuze	5	$1\frac{1}{2}$
Umfang des Leibes hinter den Vorderfüſſen	10	—
Umfang des Leibes in der Mitte	10	6
Umfang des Leibes vor den Hinterfüſſen	10	9
Höhe von der Erde bis zum Bauche in der Mitte	—	7
Höhe von der Erde hinter den Vorderfüſſen	—	9
Höhe von der Erde vor den Hinterfüſſen	—	9
Umfang des Halſes hinter dem Kopf	6	3
Umfang des Halſes in der Mitte	7	7

	Fuß.	Zoll.
Umfang des Halſes über die Bruſt	8	$5\frac{1}{2}$
Umfang der Vorderfüſſe an der Bruſt	3	10
Umfang der Vorderfüſſe in der Mitte	3	$2\frac{1}{2}$
Umfang der Vorderfüſſe über die Klauen — — — —	2	$3\frac{1}{2}$
Umfang der Vorderfüſſe nahe am Leibe — — — — —	4	7
Umfang der Vorderfüſſe über die Knie	2	$8\frac{1}{2}$
Umfang der Vorderfüſſe über die Klauen — — — —	2	$3\frac{1}{2}$
Länge der Vorderfüſſe von der Ferſe bis zum Bauche — — —	1	$5\frac{1}{2}$
Länge der Hinterfüſſe von der Ferſe bis zum Bauche — — —	1	$7\frac{1}{2}$
Länge der Zehen an den Vorderfüſſen bis zu dem Ende der Nägel —	—	2
Umfang der Zehen hinter den Nägeln	—	$8\frac{3}{4}$
Umfang der Zehen von der Seite	—	$7\frac{1}{4}$
Länge der Zehen von der äußern Seite	—	3
Länge der vordern Zehe an den Hinterfüſſen — — —	—	$1\frac{3}{4}$
Länge der äußern Zehe an den Hinterfüſſen — — — —	—	$1\frac{3}{4}$
Länge der Nägel an den Hinter- und Vorderfüſſen — — —	—	2
Umfang der Nägel an ihrem Urſprunge	—	$4\frac{3}{4}$
Länge des Schwanzes — —	1	4

Um-

	Fuß	Zoll
Umfang des Schwanzes an ſeinem Urſprunge, wo er rund iſt —	1	3
Breite des Schwanzes in ſeiner Mitte, wo er anfängt breit zu werden — — — — — —		$3\frac{3}{5}$
Breite des Schwanzes an ſeinem Ende —		$2\frac{1}{5}$
Dicke des Schwanzes in ſeiner Mitte —		$1\frac{1}{3}$
Dicke des Schwanzes an ſeinem Ende —		$\frac{1}{2}$
Länge der untern Hundszähne über ihre Krümmung gemeſſen — —		$7\frac{3}{4}$
Länge der untern Hundszähne in der geraden Linie — — — —		$6\frac{1}{2}$
Umfang der Zähne an ihrer Wurzel —		$5\frac{3}{4}$
Umfang der Zähne in der Mitte —		$5\frac{1}{4}$
Umfang der Zähne an ihrem Abſchnitte —		$4\frac{1}{4}$
Länge derſelben an ihrem ſchrägen Abſchnitte — — — — —		$3\frac{1}{4}$
Breite derſelben an ihrer Wurzel —		$2\frac{1}{8}$
Breite derſelben in der Mitte — —		2
Länge der obern Hundszähne — —		$2\frac{3}{8}$
Umfang derſelben — — — —		$4\frac{3}{8}$
Abſtand der untern Hundszähne von einander — — — — —		11
Länge der Schneidezähne oder der beiden längſten hervorſtehenden Zähne — — — — —		$6\frac{1}{4}$
Ihr Umfang — — — — —		$5\frac{1}{2}$
Abſtand des einen von dem andern —		$\frac{1}{8}$

	Fuß.	Zoll.
Långe der kleinen Schneidezähne an der Seite der großen — — —		$2\frac{1}{2}$
Ihr Abſtand von den großen — —		$\frac{1}{2}$
Abſtand zwiſchen dieſen und den Hundszähnen — — — — —		$1\frac{1}{3}$
Långe der Backenzähne in der obern Kinnlade — — — — —		$1\frac{1}{2}$
Höhe derſelben — — — —		1
Breite derſelben — — — —		$1\frac{1}{4}$
Långe der beiden andern beſondern walzen = oder kegelförmigen von den Mahlzähnen entfernten Zähne —		$1\frac{3}{4}$
Långe der beiden Mahlzähne in dem untern Kinnbacken — — —		$1\frac{3}{4}$
Höhe derſelben — — — —		1
Breite derſelben — — — —		$1\frac{1}{2}$
Långe der drei beſondern walzenförmigen von den Mahlzähnen entfernten Zähne — — — —		$1\frac{1}{2}$
Breite derſelben — — — —		$1\frac{1}{2}$

Långe der beiden walzenförmigen Schneidezähne, die von dem Hundszahne entfernt ſtehen, welcher ſich am nächſten an dem kurzen Hundszahne befindet, der bei dem Kåuen ſenkrecht gegen den wagrechten kleinen Zahn fällt, welcher an der

	Fuß.	Zoll.
äußern Seite der untern Kinnlade liegt — — — — —	—	$1\frac{1}{2}$
Länge des zweiten Zahns, der ein wenig über den vordern liegt, und ein wenig länger und dicker iſt; dieſer fällt bei dem Käuen gerade an die Seite, auch an der äußern Seite des großen wagerechten Zahns, woſelbſt man ſehr leicht bemerken kann, wie er gebraucht iſt; wie auch die abgenutzte Stelle bei der Zahnhöle des großen Hundszahns, welche durch das Reiben des kleinen verurſacht iſt	—	$2\frac{3}{4}$
Länge des Haars, das ſich auf der obern und untern Lefze findet, mit der Wurzel — — —	—	$1\frac{1}{2}$
Länge des Haars an den ſcharfen Rändern und an dem Ende des Schwanzes, das übrigens dem auf den Lefzen gleich iſt — —	—	3

Anmerk. Das Haar auf dem obern Theil des Schwanzes iſt bei dem Ausſtopfen des Thiers ausgefallen; die Abbildung ſtellet den Schwanz vor, wie er geweſen iſt.

Wenn man dieſe Ausmeſſungen mit denen von dem Weibchen bei Zerenghi vergleicht, und die Unterſchiede zwiſchen denſelben bemerkt, wird man leicht ſehen, daß ſie beinahe gleich ſind, oder ſich wenigſtens unter einander ſehr nahe kommen.

Man hat mir geſagt, daß dieſes Flußpferd ſehr weit in das Land am Vorgebirge, und ſogar in die Gegend, welche man das Schneegebirge nennet, gekommen ſey, weil es daſelbſt von einem Bauer von franzöſiſcher Abkunft, Karl Marais genannt, geſchoſſen ſey. Dieſer Bauer ließ dem Herrn von Pittenberg, Gouverneur am Cap, dieſe Haut zukommen, der ſie dem Prinzen von Oranien ſandte. Dieſes hat mir ein Enkel des Karl Marais erzählt, der ſich in Amſterdam aufhält. Nach der Ausſage dieſes Menſchen, der ſolches ſelbſt aus dem Munde des Marais gehört zu haben verſicherte, iſt das Flußpferd ſehr ſchnell im Laufen, ſowohl im Koth als feſtem Lande; es läuft ſo geſchwind, daß die Bauern, obgleich ſie gute Jäger wären, es kaum wagen darauf zu ſchießen, wenn es außer dem Waſſer iſt. Sie ſpähen es aber beim Sonnenuntergange aus; alsdenn hebt das Thier den obern Theil des Kopfs aus dem Waſſer empor, und be-

bewegt beſtändig ſeine kleinen Ohren, um zu hören, ob es ein Geräuſch bemerken könne. Sobald ſich irgend ein Gegenſtand, der ihm zur Nahrung dienen kann, über dem Waſſer ſehen läßt, ſchießt es wie ein Pfeil über ihn her, um ſich deſſelben zu bemächtigen. Während das Flußpferd auf ſolche Art ſchwimmt, um zu hören, ſucht man es auf den Kopf zu ſchießen. Dasjenige, das ich ausgeſtopft habe, war zwiſchen dem rechten Ohre und Auge geſchoſſen, und das junge, welches ebenfalls in des Prinzen Kabinet ſteht, war in der Bruſt geſchoſſen oder geſtochen, wie man leicht ſehen konnte.

Wenn das Flußpferd fühlt, daß es verwundet iſt, taucht es unter das Waſſer, und geht oder ſchwimmt ſo lange, bis es Bewegung und Leben verliert. Alsdann zieht man es mit ungefähr zwanzig Ochſen an das Ufer, wo man es zerſchneidet.

Ein Flußpferd, welches völlig ausgewachſen iſt, giebt gewöhnlich zweitauſend Pfund Speck, welches man einſalzet, und nach dem Cap, woſelbſt es ſehr theuer iſt, ſchicket. Man behauptet, daß dieſer Speck ſehr gut ſey, und alles andere Fett an Geſchmack über=

übertreffe. Es macht niemals Schärfe, und wenn es ausgepreßt iſt, giebt es ein ſüſſes weißes Oel als Rahm. Man empfiehlt dieſen Speck ebenfals in Afrika als ein allgemeines Arzneimittel in Bruſtkrankheiten.

Von der angegebenen Menge von Speck, welches man gewöhnlich bei den völlig ausgewachſenen Flußpferden bekommt, wird man ſchon durch die angegebene Meſſung überzeugt, da nämlich dieſes Thier eine erſtaunliche Gröſſe und Schwere hat.

So viel Mühe ich mir auch gegeben habe, dieſes Thier ſo viel möglich leicht zu machen, ſo mußte ich doch dabei alles brauchen, wodurch es Haltung bekommen konnte, und und ich glaube, daß es viertauſend Pfund mit dem Brette, darauf ich es aufgeſtellet habe, ſchwer iſt.

Ehe ich dieſe Beobachtungen ſchließe, muß ich noch einige Umſtände, welche Beziehung auf die Naturgeſchichte des Flußpferdes haben, und die man nicht in vorhergehender Beſchreibung findet, hinzufügen.

Man hat bemerkt, daß das Flußpferd ſeinen Namen vielleicht der Aehnlichkeit zu ver=

verdanken hat, welche ſeine Stimme mit dem Wiehern des Pferdes hat. Uns iſt aber doch als gewiß erzählt, daß ſein Geſchrei mit des Elephanten ſeinem Aehnlichkeit habe, oder vielmehr mit dem Lallen eines taubgebornen Menſchen.

Dem ſey, wie ihm wolle, ſo macht das Flußpferd noch einen andern ſchnarchenden Ton, wenn es ſchläft, wodurch man es in der Ferne entdecken kann. Der Gefahr, die es dadurch läuft, zu entgehen, legt es ſich gewöhnlich in moraſtigen Gegenden im Schilf, wo man kaum hinzukommen kann.

Ich finde nirgends den beſondern Umſtand, welchen ich von dem Enkel des Marais, die große Geſchwindigkeit dieſes Thiers betreffend erfahren haben. Man verſichert im Gegentheil beſtändig, daß man es mehr zu Lande als in dem Waſſer angreife, welches ein Widerſpruch wäre, wenn es ſo ſchnell im Laufen wäre. Nach einigen andern Geſchichtſchreibern ſchneidet man ihm den Weg nach dem Fluſſe durch Bäume und Gräben ab, weil man weiß, daß es lieber das Waſſer zu erreichen ſucht, als auf der Erde kämpft oder fliehet.

Es

Es hat in dieſer Abſicht vielen Vortheil in dem Waſſer, wo es gar kein Thier zu fürchten hat. Der große Hai und der Krokodil gehen dem Flußpferde aus dem Wege, und wagen es nicht, ſich mit ihm in Streit einzulaſſen.

Die Haut des Flußpferdes iſt äußerſt hart auf dem Rücken, dem Kreuz, und auswärts auf den Lenden und Dickbeinen, ſo daß die Flintenkugeln darüber weggleiten, und die Pfeile abprellen. Sie iſt aber nicht ſo hart und dick unter dem Bauche und inwendig an den Lenden, woſelbſt man es zu ſchießen oder ihm den Wurfſpieß anzubringen ſucht. Es hat ein hartes Leben, und ergiebt ſich nicht leicht. Man ſucht ihm desfalls geſchickt die Füſſe mit Metall, womit man ihn ſchießt, zu zerſchmettern, und wenn ſolches glücket, iſt man, ſo zu ſagen, Herr von dieſem Thiere. Die Negern, welche die Hais und Krokodils mit langen Meſſern und Wurfſpießen angreifen, fürchten das Flußpferd, mit welchem ſie ſich vielleicht niemals in Streit einlaſſen würden, wenn ſie nicht ſchneller als daſſelbe liefen. Sie glauben aber doch, daß dieſes Thier feindſeliger gegen die weiße Menſchen als gegen die Negern ſey.

Das Weibchen des Flußpferdes wirft ſeine Jungen auf der Erde. Es ſängt und ernährt ſie daſelbſt, und lehrt ſie endlich, zur rechten Zeit bei dem geringſten Geräuſch in das Waſſer zu flüchten.

Die Negern von Angola, Congo, Elmina, und überhaupt an der ganzen weſtlichen Küſte vou Afrika ſehen das Flußpferd als eine von den Gottheiten an, die ſie Fetiſchen nennen; ſie eſſen aber doch ohne Schwierigkeit das Fleiſch davon, wenn ſie ſich dieſes Thiers bemächtigen können.

Ich weiß nicht, ob ich es wage, hier eine Stelle des Pater Labat anzuführen, worin er ſagt, daß dieſes Thier, welches ſehr vollblütig iſt, ſich ſelbſt auf eine beſondere Art die Ader zu öfnen wiſſe. Es ſuche, ſagt er, zu der Abſicht die ſcharfe Spitze einer Klippe, uud riebe ſich ſo lange daran, bis es ſich eine ſolche Wunde gemacht hat, daß das Blut daraus laufen könne. Darauf macht es viele Bewegungen, damit das Blut häufiger ausfließen möge, und wenn es glaubt, daß es genug davon verloren habe, wälzt es ſich im Kothe, um die Wunde, die es ſich gemacht hat, zu ſchließen. Man findet nichts unmögliches in dieſer Er-

zäh-

zählung, aber wie hat der Pater Labat dieſen Umſtand beobachten können? 7)

Außer dem angeführten Gebrauch der Haut und der Zähne verſichert man, daß die indianiſchen Maler ſich von dieſem Thiere des Bluts zu ihren Farben bedienen 8). Klocner. Buffon Suppl. a. a. O.

Herr

7) Plinius ſagt ſchon: Primus eum et quinque crocodilos, Romae aedilitatis ſuae ludis M. Scaurus temporario euripo oſtendit. Hippopotamus in quadam medendi parte etiam magiſter exiſtit. Aſſidua namque ſatietate obeſus exit in littus, recentes harundinum caeſuras perſpeculatus; atque ubi acutiſſimum videt ſtipitem, imprimens corpus venam qnandam in crure vulnerat, atque ita profluvio ſanguinis morbidum alias corpus exonerat, et plagam limo rurſus obducit. Plin. hiſt. nat. Lib. VIII. c. 26.

O.

8) Friedrich Bollingius ſagt in ſeiner indianiſchen Reiſe, daß die indianiſchen Maler das Blut des Wallroſſes unter ihre Farben miſchen, und daß man ſeine Zähne wider das Zahnweh gebrauche. Auch ſchreibt der Jeſuite Pater M. Boim dieſen Zähnen die Kraft zu, Blutflüſſe zu ſtillen. — Onomat. hiſt. nat. IV. p. 196. Plinius ſag, ſchon, daß das Blut mit Gummi verdickt, ſtatt Purpurfarbe gebraucht werden könne. Jonſt. quadr. p. 110. Orrelius. a. a. O.

Nach

Büff. N. d. Vierf. T. X. T.

Herr Sparrmann giebt einige gute Nachrichten vom Flußpferde in den ſchwediſchen Abhandlungen der Akademie zu Stockholm vom Jahr 1778 S. 229. deutſch p. 318. welche ich anführen muß. Er ſagt: das Flußpferd ſey bis jetzt, ob es gleich faſt ſo groß als ein Elephant ſey 9), doch wenig bekannt geweſen; ſo wie der Giraffe nur vor wenigen Jahren der erleuchteten Welt recht bekannt geworden ſey, und er habe Anleitung in Afrika gehabt, zu glauben, daß das Einhorn der Alten wirklich in der Welt lebe 10). „ Das Flußpferd iſt blos ein Ein=

Nach Müller ſoll das Fleiſch vom Flußpferde als Schweinefleiſch ſchmecken, und am Vorgebirge der guten Hoffnung das Pfund einen halben Thaler koſten. Nach Forſter iſt es nicht beſſer als feiſtes Rindfleiſch. Das Fett aber iſt delikat, und hat viel Aehnlichkeit mit Mark. Reiſebeſchreibungen 11. B. S. 176. Gatterer. a. a. O.

O.

9) Das weibliche Flußpferd des Zerenghi war ungefähr 11 Fuß, das männliche aber an 17 Fuß lang. Bruce hat welche von 20 Fuß lang geſehen. Der Elephant iſt 13 bis 14 Fuß hoch, und denn an 17 Fuß lang.

O.

10) Die Hottentotten, die nichts von dem, was für oder wider das Daſeyn dieſes Thieres geſagt iſt, wiſſen, zeichnen es an den Wänden ihrer

Einwohner von Afrika, und lebet ſowohl unter Waſſer als auf dem Trocknen. Des Tages verbirgt es ſich im Waſſer, auch in Strudeln kleiner Flüſſe; die Nacht geht es herum, manchmal über eine Meile weit und wohl noch weiter, theils von einem Fluſſe zu dem andern zu ziehen, theils um ſich hinreichendes Futter von Gewächſen und Gras, welches die einzige Nahrung des Thiers iſt, zu ſuchen. Dieſes ſtimmt mit dem überein, was man aus der Abbildung des Magens eines ungebornen Flußpferdes ſchließen kann, welcher in Buffons ſchönem Werke zu finden iſt. Gleichwohl meldet dieſer gelehrte Verfaſſer,

ihrer Hütten. S. Neue Beſchr. d. V. d. g. Hoffn. S. 170. Ludwig Barthema oder Vertoman ſagt, er habe neben dem Tempel von Mecca zwei Einhörner lebendig geſehen, welche dort ſelbſt als Wunderthiere angeſehen wurden, pferdeähnlich von gelbbrauner (weiſſer?) Farbe, Kopf und Beine von einem Hirſch, nebſt einem drei Ellen langen geraden Horn, eine Mähne, der Fuß wie an der Ziege geſpalten, und die vordere Seite der Hinterbeine ſtark behaaret. — Beide ſchienen muthig, aber dennoch nicht ſehr unbändig; ſie waren als eine große Seltenheit dem Sultan von Mecca aus Aethiopien geſchickt. Travels of Levis Barthema or Vertomann; in Purchas Pilgr. II. p. 1189. Zimmermann II. p. 157.

faſſer, das Thier jage Fiſche, und lebe von denſelben. Dieſe Meinung hat deſto weniger Grund, da ſich in den capiſchen Flüſſen wenig oder gar keine Fiſche des ſüſſen Waſſers finden 11), welche endlich auch für ſo viele und große Flußpferde, als ſich da aufhalten, wenig verſchlagen würden.

Die ſowohl von dem Herrn Grafen von Buffon als Adanſon angeführte Meinung, daß dieſe Thiere im ſalzigen oder Meerwaſſer nicht gedeieten, iſt gleichfalls ungegründet. Denn ich habe ſie nicht nur beim Auslaufe der Flüſſe in das Meer, wo das Waſſer ſehr ſalzig war, geſehen, ſondern ich bin auch aus den Spuren und Lägern dieſes Thieres an dem Strande, wie auch aus Berichten der Einwohner vollig von dem Gegen-

11) Es findet ſich daſelbſt nur eine geringe Anzahl capſcher Karpen (Cyprinus Gonorynchus Lin. Syſt. I. p. 528. Die Einwohner nennen ſie Baſtard Springers) die nicht größer als Heringe ſind. Außerdem giebt es eine kleine nur vier Zoll lange Art Karpen. Kapitän Covents Bericht bei Dampier im dritten Theile, daß die Negern die Flußpferde gleichſam mit Fiſchen, die ſie ihm vorwürſen, beſänftigten, iſt in mehrerer Rückſicht zu unglaublich. Sp.

gentheil überzeugt. Doch gebe ich nichts deſtoweniger dazu Beifall, daß das Flußpferd ſich vorzüglich und mehrentheils im ſüſſen Waſſer aufhalte, theils weil ſolches ſtiller, theils weil es dem ſchicklichen Futter näher, und zum Trinken nothwendig iſt; denn man hat mich berichtet, daß, wenn das Thier auch ſeine Zuflucht zum Meere nehmen müſſe, es doch in der Nacht an die nächſte Quelle zu weiden komme.

Kolbe giebt das Gewicht eines Zahns vom Flußpferde auf zehn Pfund an. Herr de la Caille tadelt S. 349. ſolches, und behauptet, er wiege kaum drei Pfund. Buffon nennet einen Backenzahn über drei Pfund, und einen Beiß-Hau-oder Hundszahn 12 Pfund ſchwer. Der größte Hundszahn, den ich habe finden können und mitgebracht habe, wiegt ſechs Pfund achtzehn Loth, und nach ſeinem vorderſten Bogen gemeſſen 27 Zoll lang.

Die Stimme des Thiers ſchien mir eine Miſchung vom Grunzen und Wiehern zu ſeyn, und war ſehr hart und durchdringend. An Stellen, da das Thier nicht geſcheucht oder mit Schießgewehr verfolgt wird, ſoll es bisweilen bei hellem Tage auf das trockne Land ge-

gehen, theils zu weiden, theils in der Sonne zu liegen. Wo es aber viel verfolgt wird, waget es nicht einmal die Naſe aus dem Waſſer zu ſtecken, um Athem zu holen, oder, wie man am Cap ſagt, zu blaſen, welches ſie ſonſt gewöhnlich alle Morgen und Abende zu thun pflegen. Hierbei habe ich geſehen, daß ſie den Kopf und bisweilen einen großen Theil des Leibes aus dem Waſſer ſtecken. Des Nachts pflegten ſie allezeit ſo zu blaſen, auch mit der Naſe nach allen Seiten um ſich her zu ſpüren, ob ſie mit ihrem feinen Geruche eine Gefahr bemerken können; bisweilen höret man ſie auch grunzen, ehe ſie ſich auf das Land wagen. In dieſer Uiberzeugung ſetzte ich mich mit einem afrikaniſchen Bauer und deſſen Söhne bei Nacht an einem Flußufer auf die Lauer nach Flußpferden, welche, wie wir hofften, da herauskommen ſollten. Aber wider unſer Vermuthen fuhr das Thier mit einemmal aus dem Waſſer heraus, und war uns auf dem Leibe; da vermuthlich mehr das Feuer als die Wirkung von der Kugel aus der Flinte verurſachte, daß ſich das Thier mit heftigem Geheule ins Waſſer zurückwarf. Wir wären ſonſt allerdings zertreten oder durchbiſſen worden, wie dem Berichte nach denenjenigen widerfahren ſoll, welche unglück-

licherweiſe von dem Hippopotamus überraſcht werden. Man glaubt, ein ſchneller Hottentot könne ihnen mit Mühe entlaufen.

Beigefügte Zeichnung eines Flußpferdes machte ich nach einem ungefähr acht Tage alten Kalbe, welches meine Hottentotten glücklicherweiſe in einer Morgenſtunde lebendig fiengen, wie es ſich gleich mit ſeiner Mutter in das Waſſer begeben wollte: welche ſich da kurz vorher wegen eines bekommenen Schuſſes verſteckt hatte. Dieſes Kalb war etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß lang und 2 Fuß hoch. So lange es gebunden war, ſchrie es ziemlich wie ein groſſes Schwein, aber doch viel gellender und durchdringender. Mit nicht geringer Stärke ſuchte es ſich los zu machen, war aber ſehr unbehilflich. Wie meine Hottentotten es einigemal mit der Hand über die Naſenlöcher geſtrichen, und es losgelaſſen hatten, war es ſtill, und fieng bald an, ſich zu ihnen zu halten. Dabei machte ſein Hunger, daß es friſchen Ochſenkoth nicht verſchmähete. Ich zeichnete es, wie es noch lebte, ab, darauf ward es geſchlachtet, zergliedert und aufgegeſſen in weniger als drei Stunden.

Das

Das Fleiſch und Fett war wegen der Jugend zu weichlich, und kam mir bei weitem nicht ſo gut vor, als das ſonſt in der That wohlſchmeckende Fleiſch ausgewachſener Flußpferde. Die Haut iſt des Nashorns ſeiner ähnlich, aber faſt dicker, die Karbatſchen aus derſelben werden auch ſtärker und geſchmeidiger, ihr Glanz iſt aber nicht ſo hornartig, als die nämlich aus Nashornhaut zubereiteten zu ſeyn pflegen. Die Haut des Kalbes, welche ich blos getrocknet, und der königlichen Akademie geſchenkt habe, iſt ungefähr ſo dick als eine dünne Sohle, aber ganz ſteif. Es finden ſich auf derſelben ungefähr $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Zoll lange, ſteife, rothbraune Haare in den Ohren und den Kanten derſelben, auch um die Naſe und oben auf dem Halſe, aber ſo ſparſam, daß ſie ungefähr einen viertheil, halben bis ganzen Zoll weit von einander entfernt ſtehen. Am Rücken ſelbſt ſind ſie noch dünner und kürzer, am Rande des Schwanzes etwas länger, und übrigens iſt die Haut ganz nackt. Im Magen war etwas Laub, Schlamm und geronnene Milch. Mehrere Umſtände, welche beim Schießen und Fangen dieſer Thiere vorfallen, wie auch die Beſchreibung und Ausmeſſung der Eingeweide des Kalbes werde ich in meinem Tagebuch oder bei anderer Gele-

genheit bekannt machen 12). Doch darf ich hier nicht unbemerkt laſſen, daß die Zeich-nung

12) Dieſes iſt jetzt geſchehen, da der Herr Sparrmann nachdem eine ausführliche Beſchreibung von dieſem Thiere, und deſſen Jagd in ſeiner Reiſebeſchreibung gegeben hat. Sie ſind über ein ziemlich unbekanntes merkwürdiges Thier von einem großen Naturkündiger und Beobachter dieſes Thiers gemacht, und da ſie das meiſte zur Geſchichte deſſelben beitragen, muß ich die Stelle aus der Reiſebeſchreibung ſelbſt hieher ſetzen. Herr Sparrmann ſagt nämlich: „Am 23ſten Jenner im Jahr 1776 kamen wir gegen Abend nach vielen Umwegen zu einem Strudel und tiefen Stelle des großen Fiſchfluſſes (bei Jan Koks Kraal) wovon unſere neuen Wegweiſer wußten, daß ſich daſelbſt verſchiedene Hippopotamus aufzuhalten pflegten. Es wurden daher alle die unterſchiedliche Wege, durch welche dieſe Thiere aus dem Fluſſe ans Land kommen konnten, mit Jägern beſetzt.

Den Hottentotten befahlen wir, auf der Seite, woher der Wind kam, mit Peitſchenklatſchen und anderm Lärm die Thiere zu ſchrecken, und zu uns hin zu jagen, wodurch ſie denn aller Wahrſcheinlichkeit nach einem von den auflauernden Jägern in den Schuß kommen mußten. Alle Hinterhalte waren etwas oberhalb des Ufers zwiſchen Schilf und Rohr, das hier an den ausgetrockneten Stellen wuchs, und dicht bei den ſchmalen Wegen, die das Thier an jedem Orte durch das viele Hin- und Hergehen gemacht hatte, beſetzt. Aus dieſer Urſache mußte es auf jedem Wege einen halben, höchſtens einen Fuß weit vor der

nung eines Hippopotamuskalbes, welche Herr Allamand herausgegeben hat, und die man

der Mündung unſerer Gewehre vorbei kommen. Wir ſetzten jetzt alſo zweierlei voraus: daß die Gewehre durchaus nicht verſagen, und daß der Schuß nothwendig tödtend ſeyn würde; denn ſonſt würde der Schütze entweder unfehlbar mit dem Leben haben büſſen müſſen, oder das Thier müßte dann vielleicht durch den Schuß ſo ſehr erſchreckt worden ſeyn, um auf den Feind los zu gehen.

Die tiefe Stelle des Fluſſes, welche wir auf dieſe Art belagert hielten, hatte faſt allenthalben ein hohes und ſteiles Ufer, und war eine halbe Viertelmeile lang. Mein und meines Reiſegefährten Poſten aber waren nur 30 bis 40 Schritt von einander entfernt. Nachdem wir nun die großen Thiere anderthalb Stunden mit äußerſter Stille bewacht hatten, kamen ſie denn auch an, und unterſuchten unſre beiden Poſten. Sie hatten ſchon auf der andern Seite des Fluſſes bemerkt, daß man ihnen auflaure, und gaben jetzt durch Hin- und Herſchwimmen, Schnauben, durchdringendes Grunzen oder Wiehern ihren Unwillen zu erkennen. Ich glaube, Herrn Immelmann ſchlug aus mancherlei Urſachen das Herz eben ſo ſtark als mir, da wir nun jede Minute erwarteten, mit einer ungeheuren Beſtie handgemein zu werden, wenn ich ein Thier ſo nennen kann, das, wie wir wußten, einen Menſchen mittendurch beißen kann. Mittlerweile waren wir auch nicht weniger eiferſüchtig auf einander, ein ſo anſehnliches Wild zu ſchießen. Allein die Seekühe verließen uns wieder, und bezeigten ſich, wie wir hernach er-

in dem Supplement zu des Herrn Buffons Werk findet, nicht ganz richtig ſey, nämlich in

erfuhren, bei den Stazionen der Bauren eben ſo. Doch hörten wir, daß, mittlerweile dies vorgieng, einer von den Hottentotten ſchoß. Die recht ſchwarze Dunkelheit der Nacht, das Blitzen des Gewehrs, der außerordentlich heftige Knall (denn wir hatten ſehr ſtark geladen) und der noch lautere Widerhall vom nächſten Gebirge machte für uns einen feierlichen Auftritt, dem bald ein in ſeiner Art närriſches Nachſpiel folgte, indem eine Menge Baviane ſich hören ließ, die durch das Zurufen und Antworten zu erkennen gaben, daß ſie auf einem ſteilen Felſen in der Nachbarſchaft ihr Lager, und zu beiden Seiten auf den Bäumen ihre förmlichen Schildwachen hatten. Einige Minuten lang herrſchte darauf wieder eine völlige Stille, bis wir um 2 Uhr von dem andern Hottentotten einen Schuß hörten, und ſogleich hernach zwiſchen den Poſten und dem Lager der Affen ein dem vorigen gleicher, aber nicht ſo lange anhaltender Lärm gemacht wurde. — Am folgenden Morgen, dem wir mit vieler Neugier entgegengeſehen hatten, erzählten uns die beiden Hottentottenjäger, ſie hätten, von Rohr, Laub und dicker Finſterniß umhüllet, das Thier kaum erkennen können, und wären daher nicht im Stande, von ihren Schüſſen Rechenſchaft zu geben. Der eine geſtand, er ſey etwas erſchrocken geweſen, weil er nicht gut habe ſehen können, und daher ſey es geſchehen, daß er ſeine Büchſe zu früh abgefeuert habe, ehe das Thier ganz aus dem Waſſer heraus, und vor ſein Gewehr gekommen ſey.

Der

in Anſehung der Magerkeit und der von ein=ander geſperrten Zehen oder Klauen u. d. gl.;

da

Der andere ſagte, er habe zwar Gelegenheit gehabt, ſowohl mit der Vorladung als der Kugel das Thier im Vorbeigehen zu treffen, habe aber nicht ſehen können, welcher Theil deſſelben vor der Mündung ſeiner Flinte geweſen ſey; darauf ſey er ſogleich weggeſchlichen, und habe gehört, daß das Thier kurz nachher wieder das Waſſer geſucht habe. Die übrigen Hottentotten erzählten, ſie hätten ein anderes von dieſen Thieren nicht verhindern können, auf eine längſt am Fluſſe hingehende Sandbank zu kommen, und ſich dadurch zu retten. — Hierauf verweilten wir hier noch bis nach Mittag, in der Hoffnung, die beiden verwundeten Nilpferde möchten geſtorben ſeyn, und im Waſſer in die Höhe kommen, aber unſere Erwartung war vergeblich. Wir reiſeten daher ab, und zu einen andern kleinern Seekuhſtrudel.

Hier, wo zugleich der Weg nach der Windſeite mehr offen war, lauerte einer von uns mit einem großen gezogenen Rohr auf; einen Poſten beſetzten die Hottentotten; einen andern Herr Immelmann und Cabeſkanie; der älteſte von den Bauern Potgieter und ſein Sohn Philipp nahmen den dritten ein, und ich ſtellte mich zwiſchen beiden letzten. Der Fluß hatte hier ein ziemlich hohes Ufer, und war in der Nähe einer langen Düne ausgetrocknet, wo er eine mit kleinen runden Steinen bedeckte Ebene bildete. Wir ſetzten uns nahe bei einander auf einen von Seekühen getretenen Weg, verſichert, daß wir hier irgend ein Nilpferd mit einer Salve von drei Schüſſen ge-

wiß

da ſie nach einer trocknen und ausgeſtopften Haut gemacht ſind. Daſſelbe läßt ſich von
den

wiß treffen und erlegen könnten. Allein wir lernten das Flußpferd bald mit der größten Lebensgefahr von einer andern uns vorher nicht bekannten Seite, nämlich der Geſchwindigkeit und des Muths, kennen. Denn indem ich ſaß, und halb im Schlaf darüber nachdachte, wie wir mit unſern Büchſen, jezt zwar Meiſter von Hiobs Leviathan oder Behemoth, die Mücken aber (eigentlich kleine Muskito) ſo ſehr unſere Meiſter waren, daß ich das Geſicht mit einem Schnupftuche bedecken mußte, kam eine Seekuh aus dem Waſſer hervor, und fuhr unter einer Art Geheul wie ein Pfeil auf uns zu. Der Bauer ſchrie aus aller Macht, zum Glück aber gab er auch Feuer, worauf das Thier, wiewohl mehr durch den Bliz und das Feuer als durch die Kugel, zum Weichen gebracht wurde, ein Geheul machte, und eben ſo ſchnell wieder ins Waſſer ſtürzte. Ich erſchrack hiebei nicht wenig, jedoch nicht ſo ſehr vor der wirklichen Gefahr, zertreten oder zerbiſſen zu werden, ſondern aus der ungegründeten Furcht zu erſaufen. Denn das ſtärkſte Rauſchen des Waſſers, als das Thier aus dem Fluß hervorſchoß, und über die Steine lief, erregte bei mir ſogleich den Wahn, das Waſſer trete jezt auf einmal plözlich aus; zumal da ich wußte, daß dergleichen ſich hier öfter als beim Chauritsfluſſe zutrage. Da außerdem der Hippopotamus, wenn er eben aus dem Waſſer gekommen, und naß und ſchleimig iſt, im Mondſchein wie ein Fiſch blinkt, iſt es kein Wunder, daß er mir, als ich das Schnupftuch vor den Augen weggezogen hatte: wie eine
hohe

den Zeichnungen des ausgewachſenen Thieres ſagen. Sparrm. a. a. O. Bei Gesnern

hohe Waſſerſäule vorkam, die uns im Augenblicke überſchwemmen und erſäufen zu wollen ſchien. Ich floh daher davon, ließ Büchſe und Kameraden im Stiche, und ſuchte das hohe Ufer zu erreichen. Als ich aber hier nicht hinaufkommen konnte, und bei dem allen ſah, daß ich und meine Genoſſen nicht ertrunken waren, fiel mir auch auf einige Sekunden der Gedanke ein, wir möchten wohl alle im Schlafe oder verwirrt im Kopfe ſeyn. Der Sohn des Bauern ſchlief auch wirklich noch recht tief, allein dieſer letztere, der aufgeſchreckt war, arbeitete auf die Füſſe zu kommen, und ſuchte ſich aus ſeiner großen Decke loszumachen, in welcher er verhüllt war. Ich fragte ihn, wo das Waſſer oder die Überſchwemmung geblieben ſey, und er antwortete blos mit einer andern Frage, ob ich toll geworden ſey; wofür ich beinahe eben dieſe Frage ihm vorgelegt hätte. Als ich endlich das ganze Räthſel aufgelöſet vor mir ſahe, zweifelte ich nicht länger daran, zumal die Büchſe des Bauern wirklich abgeſchoſſen war. Herr Immelmann und der Schwiegerſohn des Bauern waren aus Entſetzen vor demſelben von ihrem Poſten geflohen, wiewohl ſie von allem nichts geſehen, und kaum irgend in Gefahr hätten kommen können.

Dieſe Jagd, ſo wie die Nacht ſelbſt, endigte ſich damit, daß wir über einander lachten, zuſammen plauderten, und in Anſehung der hitzigen, erbosten und vielleicht anfangs eben ſo, als wir ſelbſt, unvorſichtigen und beſtürzten Seekuh manche Muthmaßungen an den

nern (quadr. p. 493.) iſt ein Hippopotamus vorgeſtellet, der einen Krokodil bei dem Schwan=

den Tag brachten. Auch rauchten wir ein Paar Pfeifen, unterdeſſen wir Löwen brüllen hörten, und den Anbruch des Tages erwarteten. Des Morgens früh erzählten uns einige Hottentotten, daß ſie kurz nach dem oben gedachten Geräuſche und Lärm eine Seekuh auf der Seite des Fluſſes, die nicht mit Poſten beſetzt geweſen, aus dem Waſſer ans Land hätten gehen ſehen.

Am folgenden Tage wurden wir durch Spuren von Seekühen, die wir nicht weit von einer andern Stelle antrafen, auf die Vermuthung gebracht, daß mehrere dieſer großen Amphibien in einem gewiſſen tiefen Strudel ihren Aufenthalt genommen haben möchten. Wir beſchloſſen daher, dieſen Platz auf alle mögliche Art zu belagern. Wir hielten für das rathſamſte, uns nebſt verſchiedenen unſerer Schützen in der folgenden Nacht bei jedem Lauerplatze in abgeſonderten Parteien zu ſtellen, und die Hottentotten theils durch ſtarkes Geräuſch, theils durch große Feuer die Seekühe ſcheu machen zu laſſen. Vielleicht waren ſie vorhin ſchon einmal ähnlich eingeſperrt geweſen, weil ſie dieſe Nacht ſich faſt gar nicht hören ließen. Inzwiſchen ſchmeichelten wir uns, ſie würden bei fortgeſetzter Belagerung wenigſtens durch Hunger genöthiget werden, ihre Freiſtätte zu verlaſſen. Vom folgenden Tag wandten wir die Vormittagsſtunde von 10 bis 11 Uhr und den Abend dazu an, auf dieſe Thiere zu lauern, um ſie auf die Naſe zu treffen, ſobald ſie in einiger Nähe dieſelbe aus dem Waſſer ſtecken würden, um Luft zu ho-

Schwanze hält. Es iſt dieſe Abbildung aus einer Vorſtellung des Nils im Vatican zu Rom

holen, oder (wie die Koloniſten es nicht unſchicklich nennen) um zu blaſen Um den Schuß tödtlich zu machen, muß man ihn ſo richten, daß die Kugel längs der Naſenhöle ins Gehirn dringt. Allein wir fanden dieſe Thiere allezeit zu ſcheu, unſern Endzweck erreichen zu können. Denn ob ſie gleich an Oertern, wo ſie nicht ſo oft geſchreckt und verwundet werden, am lichten Tage mit dem ganzen Kopfe und einem Theile des Leibes ſich über das Waſſer zu erheben pflegen, wagten ſie es jetzt kaum, ein Naſenloch allein in die Höhe zu richten, um ganz unvermerkt zu athmen, und dies noch dazu meiſtentheils nur an ſolchen Stellen, die durch herunterhangende Zweige von Bäumen vor uns verdeckt wurden. Dem ungeachtet ſchienen ſie uns zu wittern, wenn wir auf der Windſeite waren, und begaben ſich alsdenn ſogleich nach der andern Seite. — In der folgenden Nacht hielten wir wieder auf unſern Poſten Wache. In der Dämmerung wurde ich ein kleines Thier, vermuthlich eine Otter, gewahr, die den Kovf übers Waſſer hervorſteckte, eine kleine Weile ſchnob, und Luft holte, und einige Augenblicke vom Strom, da wo er vorzüglich ſtark floß, den Fluß hinabgetrieben wurde. — Ungefähr um 8 1/2 Uhr, als es ſchon ganz finſter war, fieng eine Seekuh an, zu wiederholtenmalen den Kopf über das Waſſer hervorzuhalten, und ein grimmiges und durchdringendes Geſchrei zu erheben, das ein Mittelding von Grunzen und Wiehern zu ſeyn ſchien, und mit Heörch, hörch, höh = höh (di beiden erſten Wörter langſam, heiſer, aber

durch-

Rom genommen. Jonſtons Abbildung des Hippopotamus in der zweiten Figur, auf der

durchdringend, erſchütternd; das dritte oder zuſammengeſetzte hingegen ſehr geſchwind und gleichſam wiehernd ausgeſprochen) vielleicht am richtigſten, und auch richtiger, als in der ſo vieles Schmatzen gegen den Gaumen enthaltenden Sprache der Hottentotten ſich ausdrücken läßt. — Um 11 Uhr kam ebendieſelbe oder eine andere Seekuh, und beſuchte auf gleiche Art die von uns bewachten Poſten; allein ſie unterſtand ſich doch nicht, ans Land zu gehen, ſondern zu unſerm größten Verdruſſe hörten wir ſie von den ins Waſſer hangenden Zweigen, wie auch Gras und kleines Gebüſche, das hie und da am Ufer ſtand, freſſen. Wir hofften jedoch, dieſer Vorrath ſollte für Thiere, wovon ein einziges beinahe eine größere Porzion als ein Spann Ochſen bedarf, nicht lange hinreichen. — Den 27ſten September trug ſich das Unglück zu, daß einer von unſern Hottentotten unvorſichtigerweiſe die Mündung ſeiner Büchſe gegen einen Felſen ſtieß, ſo, daß ſie losgieng, und ihm den Fuß und verſchiedenen andern die Beine übel verwundete. — Außerdem daß wir in aller Eile, obwohl vergeblich, einem Löwen wie auch einer Hyäne nachſetzten, glückte es uns, ein junges Boſch Varken (Waldſchwein) zu fangen, und ein Hirſchthier zu ſchießen. Allein als nach dem Verlauf von einigen Stunden die Hottentotten hingiengen, um das Fleiſch zu holen, hatten die Adler und andere aasfreſſende Vögel ſchon den größten Theil davon verzehrt. — Nachmittags hatten wir ein Gewitter. Die folgende Nacht brachten wir wieder auf unſern vorigen Poſten zu, und

der 49. Kupfertafel iſt wohl nach keinem Thiere gemacht, die 3te Figur iſt aber der bei

und wir machten auch beinahe gleiche Beobachtungen von den Seekühen als das leztemal. — Als wir beim Aufgange der Sonne von unſern Poſten zu Hauſe, das heißt, zu unſern Wagen gehen wollten, kam eine Seekuh mit ihrem Kalbe von einem andern Fluſſe, um ſich in denjenigen, welchen wir jezt eingeſchloſſen hielten, zu begeben. Indem ſie bei einer ziemlich ſteilen Stelle des Ufers wartete, und ſich nach ihrem trägen etwas hinkenden Kalbe umſah, bekam ſie einen Schuß in die Seite, worauf ſie ſich ſogleich in den Fluß hinabſtürzte. Sie war aber nicht ganz tödtlich verwundet, denn der Schüze, der oben erwähnte feſt ſchlafende Philipp, welchen jezt zwei Hottentotten mit Mühe hatten aufwecken können, war noch halb im Schlafe, als er Feuer gab. Ein Glück wars, daß das große Thier nicht den Weg zu ſeiner Schlafſtelle genommen, und ihn überraſcht hatte. Sein Schuß half doch ſo viel, daß einer meiner Hottentotten es wagte, das Kalb anzupacken, und am Hinterbeine feſt zu halten, bis die übrigen ihm zu Hilfe kamen. Darauf wurde es gebunden, und mit vielem Frohlocken zu unſerm Wagen getragen. Als wir es indeſſen durch eine ſeichte Stelle des Fluſſes bringen mußten, war uns bange, die verwundete Mutter möchte durch das Schreien des Jungen gereizt zu ſeiner Rettung herbeieilen. Denn ſo lange es gebunden war, ſchrie es wie die Schweine, wenn ſie geſchlachtet werden ſollen, wiewohl das Geſchrei des Seekuhkalbes gellender und durchdringender war. Mit nicht geringerer Stärke verſuchte

bei Geſnern ſehr ähnlich, und Kolbens ſeine iſt von derſelben kaum verſchieden. Herr

Blu-

ſuchte es auch ſich los zu reißen, war dabei aber ziemlich unbehülflich. Seine Länge betrug ſchon 3 1/2 Fuß, und die Höhe 2 Fuß, ob es ſchon der Ausſage der Hottentotten zufolge erſt höchſtens zwei bis drei Wochen alt ſeyn konnte. Als es endlich losgelaſſen wurde, hielt es ſich ſtill; und nachdem die Hottentotten es mehrmals über die Naſe mit den Händen geſtrichen hatten, um es an ihre Ausdünſtungen zu gewöhnen, fieng es ſogleich an, ſich an ſie zu ſchmiegen. Ich entwarf unverzüglich eine Zeichnung von ihm, die den Abhandlungen der Akademie vom Jahr 1778, auch dieſer meiner Reiſebeſchreibung tab. 8. beigefügt iſt. Hernach wurde es geſchlachtet, anatomirt und aufgegeſſen: alles in einer Zeit von drei Stunden. Die Haut, welche ich getrocknet mitgebracht habe, hat die Dicke einer etwas dünnen Schuhſohle, und iſt ſehr ſteif: nichts deſtoweniger habe ich ſie zum Behufe des Kabinets der Akademie ausſtopfen laſſen, ſo, daß ſie jetzt einem lebendigen Thiere ziemlich ähnlich ſieht, ausgenommen, daß der Bauch nicht hinlänglich hat können ausgedehnt werden.

Hier iſt wohl die ſchicklichſte Stelle, eine umſtändlichere Beſchreibung und Geſchichte des Flußpferdes überhaupt einzurücken. Da man den Bauch der Haut nicht gehörig ausſpannen kann, hat die vom Herrn Allamand von einem ausgeſtopften Jungen genommene, und in Herrn Buffons Supplement kopirte Abbildung deſſelben nothwendig darin fehlerhaft ausfallen müſſen, daß das Thier ſo mager

er-

Blumenbach ſagt a. a. O. Die ſpätern rö- miſchen Kaiſer haben oft Nilpferde zur Schau

erſcheint: außerdem aber ſtehen in derſelben auch die Zehen oder Hufe von einander, und die Augen ſind zu groß vorgeſtellt. — Das Fett und Fleiſch des gedachten Kalbes war eckelhaft weichlich, mithin bei weiten nicht ſo gut, als von alten Flußpferden. Das Fleiſch von dieſen leztern habe ich mürbe gefunden, und das Fett hat mir wie Mark, und nicht ſo ſchmalzartig wie anderes Fett geſchmeckt. Aus dieſer Urſache ſehen die Koloniſten auch das Fleiſch und Fett der Seekühe als das geſundeſte Eſſen an, beſonders halten ſie das Gallertartige von wohl zugerichteten Seekuhfüſſen für ein ſehr leckeres Gericht. Geräucherte Zungen von dieſen Thieren pflegt man ſogar zu Cap als ein vorzügliches und ſchmackhaftes Eſſen zu betrachten. Bei meiner Zurückkunft nach Schweden habe ich die Gnade genoſſen, Seiner Majeſtät zum Behufe Ihrer Tafel mit einer geräucherten Seekuhzunge, die zwei Schuh und zwei Zoll lang war, aufzuwarten. Uibrigens iſt die Zunge eines alten Hippopotamus vorn ſehr ſtumpf und am breiteſten; wenn ſie aber, wie mir verſichert wurde, an der einen Seite ſchief und mit Lappen (lobi) bezeichnet iſt, ſo kann dies von nichts anders als ihrem Drucke gegen die Zähne auf der Seite, wo das Thier am meiſten kauet, herrühren; und ich muß geſtehen, daß an der von mir mitgebrachten geräucherten einige Spuren einer ſolchen ſchiefen Geſtalt zu bemerken waren. Die Haare ſind an der von mir ausgeſtopften Haut des Kalbes von der Länge 1/4 bis 1/2 Zolls, ſtraff und rothbraun, ſie wachſen theils in den Ohren,

nach Rom kommen laſſen, und wir haben Numos ſeculares der Ottacilla Severa vor uns,

theils um das Maul und am Hintertheil des Halſes, aber ſehr dünn, indem ſie 1/8 bis 1/2 Zoll von einander ſtehen. Auch finden ſich auf dem Rücken ähnliche Haare, die aber noch mehr aus einander und kürzer ſind. Die längſten ſind auf den Seiten des Schwanzes; dieſe fielen aber an dem gedachten Exemplare während des Ausſtopfens aus. Die übrige Haut iſt ganz kahl. Der Schwanz ſelbſt iſt an den Seiten platt, folglich nach oben und unten mit einem Rande verſehen, wie beim Rhinoceros. — Die Hau- oder Hundszähne ſind an dem Kalbe, wovon ich jetzt rede, ſchon zu der Länge 1/2 Zolls herausgewachſen. Die Hauzähne großer Seekühe aber wiegen nach Kolbens Angabe zehn Pfund, welches gleichwohl de la Caille (p. 349.) beſtreitet; Buffon ſchätzt dagegen (XII. p. 38. oder VI. 2. p. 23.) das Gewicht eines Backenzahns über drei Pfund, jeder Eckzahn aber ſey zwölf bis ſechszehn Zoll lang, und zwölf bis 13 Pfund ſchwer. Ich habe Gelegenheit gehabt, viele von den größten Seekuhzähnen zu ſehen, allein einer von den anſehnlichſten, den ich mitgebracht und der Akademie geſchenkt habe, wiegt doch nur 6 Pfund und 9 Unzen, und iſt, nach dem vorderſten Bogen gemeſſen, 27 Zoll lang, ſonach etwa doppelt ſo lang und leicht, als der, von welchem Buffon redet. Dieſer berühmte Schriftſteller wird alſo erlauben, daß ich die Richtigkeit ſeiner Angabe in Zweifel ziehe, beſonders da ſelbſt d'Aubenton die Länge eines ſolchen Zahns

(p.

uns, worauf dieſes Thier beſſer als von den mehreſten neuen Künſtlern abgebildet iſt.“

(p. 62. oder S. 38.) auf 2 Fuß und 2 Zoll oder 26 Zoll, alſo noch einmal ſo groß als Buffon angiebt. Ich habe zwar keinen Backenzahn eines erwachſenen Nilpferdes gewogen, glaube aber doch jetzt noch zweifeln zu müſſen, daß der Herr Buffon einen habe finden können, der 8 Pfund wiegt; denn der von mir mitgebrachte Backenzahn von einem Elephanten hält nur 4 1/2 Pfund an Gewicht, und 9 Zoll in der Breite, und iſt doch, nach dem Augenmaße zu urtheilen, in allem Betrachte wenigſtens dreimal größer, als irgend ein Backenzahn von irgend einer Seekuh: ich habe ſie verglichen, und in den Hirnſchalen, welche die Bauern am Fiſchfluſſe von den erlegten Seekühen liegen laſſen, der letztern recht viele geſehen. Aus dem bisher geſagten erhellet zugleich, daß Kolbe in dieſer Hinſicht der zuverläßigſte iſt; Buffon hat indeſſen darin Recht, (p. 48. S. 29.) daß Kolbe ſeine Abbildungen von andern geborgt, und ſeine meiſten Beſchreibungen aus dem Gedächtniſſe aufgeſetzt habe, daher man ihnen nicht ſehr trauen könne. — Das Maul des Flußpferdes iſt ſo groß, daß die anſehnlichen Eckzähne, obgleich ein Drittheil davon in dem untern Kinnbacken wie auch von verſchiedenen vorwärts geneigten Vorderzähnen aus dem Zahnfleiſche hervorſtehen, ganz davon bedeckt werden, und nicht anders zu ſehen ſind, als wenn das Thier den Rachen öffnet. Die Haut eines erwachſenen Nilpferdes hat mit der Haut

Des Grafen von Buffons Abbildung eines ungebornen Flußpferdes, wie auch des neu-
ge-

des Nashorns viel Aehnlichkeit, iſt aber faſt dicker. Die Nahrung des Flußpferdes beſtehet blos in Kräutern und Graſe. Dies hat Pater Lobo ſchon gewußt; man kann es auch aus dem, was ich vorhin angeführt habe, imgleichen aus der in Buffons und d'Aubentons vortreflichen Werke mitgetheilten Abbildung des Magens, der Leibesfrucht eines Hippopotamus ſehen. Ich halte es daher eben nicht für wahrſcheinlich, daß die Flußpferde, wie Buffon (p. 39. oder 25.) und Dampier in ſeiner Reiſebeſchreibung behaupten, Fiſchen nachjagen, um ſie zu ihrem Raube zu machen. Dies iſt um ſo viel unglaublicher, da in den ſüdlich afrikaniſchen Flüſſen, wo das Nilpferd ſich ſehr häufig und zu jeder Zeit aufhält, theils gar keine Fiſche, theils nur einige wenige ſogenannte Baſtard Springers oder capſche Karpfen gefangen werden, (Cyprinus gonorynchus) die kaum die Größe eines gewöhnlichen Herings erreichen. Es iſt zwar wahr, daß die Flußpferde ſich bisweilen bei dem Ausfluſſe der hieſigen Flüſſe ins Meer, welches reich an Seefiſchen iſt, ja ſogar zu Zeiten im Meere ſelbſt aufhalten. Man weiß aber auch, daß dieſe großen vierfüſſigen Thiere dem ungeachtet genöthiget ſind, herauszukommen, und auf trockenem Lande ihre Nahrung zu ſuchen. Sie ſcheinen auch das Seewaſſer nicht als Getränk vertragen zu können; wenigſtens hat man mir das Beiſpiel eines Nilpferdes dagegen angeführt, daß, nachdem es in den Flüſſen zu ſehr beunruhiget worden, und ſeine Zuflucht ins Meer genommen, doch jede Nacht an den Strand gekommen war, um zu freſſen,

und

gebornen in den Supplementen lehrt das Thier nicht genug kennen. Ich habe ſie des-

und aus einer in der Nachbarſchaft befindlichen Quelle friſches Waſſer zu ſaufen, bis es endlich von Jägern todtgeſchoſſen worden. Daß der Hippopotamus ſich wirklich im ſalzigen Waſſer aufhalte, davon habe ich ſelbſt deutliche Merkmale bei der Mündung ſowohl des krummen als des Kamtursfluſſes auf meiner Rückreiſe wahrgenommen, da verſchiedene dieſer Thiere am hellen Tage blieſen, und den Kopf übers Waſſer hervorſteckten, eins auch, das an der Naſe verwundet war, ſogar vor Grimm wieherte. In Krakekamma ſah ich am Strande ungezweifelte Spuren eines Flußpferdes, das aus der See heraufgekommen war, ſich aber ſogleich wieder zurückbegeben hatte. Kapitän Burtz, dieſer aufmerkſame Beobachter, deſſen ich vorhin bereits erwähnet habe, erzählte mir, er habe an der öſtlichen Küſte von Afrika Seepferde (vermuthlich Hippopotamus) geſehen, die den Kopf aus dem Waſſer gehalten, um zu blaſen und zu wiehern. Von der Begattung der Flußpferde erzählte mir ein Jäger, der weit und breit, und viele Jahre lang auf der Seekuhiagd umhergeſtreift war, daß er ſie einmal beobachtet habe, und daß ſie auf eben die Art als bei gewöhnlichem Rindviehe verrichtet werde; die Thiere hätten dabei auf einer ſeichten Stelle geſtanden, wo ihnen das Waſſer bis an die Knie gegangen ſey. — Die Größe des größten von zwei Flußpferden, die Zerenghi gemeſſen hat, iſt Herrn Buffon (p. 3. oder 17.) zufolge dieſe: die Länge 16 Schuh 9 Zoll, die Dicke 15 Schuh, die Höhe 6 1/2 Schuh, die Weite des Rachens 2 Schuh 4 Zoll, die Hundszähne waren

falls weggelaſſen, und hier nebſt der ſparr-mannſchen, die von Klocner aus Buffons Sup-

waren über 1 Schuh lang aus ihrer Einfaſſung hervorgewachſen. — Die Art, den Hippopotamus zu fangen, beſteht außer dem Schießen darin, daß man ihm da, wo er ſeinen Weg nach den Flüſſen hat, Gruben gräbt; allein dieſe Methode wird blos von den Hottentotten nur in der regnigten Jahrszeit gebraucht, weil ihnen das Erdreich des Sommers zu hart iſt. Mit vergifteten Wurfſpießen dies große Waſſerthier zu tödten, ſoll ihnen nie geglückt ſeyn, ob ſie ſich gleich dieſer Art der Jagd ſowohl gegen Elephanten als Rhinoceros mit Vortheil bedienen. Die hieſigen Pflanzer hatten auch einige Kenntniß von der in Aegypten üblichen und vom Haſſelquiſt beſchriebenen Art, dieſe Thiere zu fangen: dieſe beſteht nämlich darin, daß man ihnen ſo viele Erbſen oder Bohnen, als es nur aufzufreſſen vermag, hinſtreuet, wovon ihnen allezeit unfehlbar der Magen aufſchwillt, daß er platzen, und das Thier ſterben muß. Da aber dieſe Anſtalt koſtbar iſt, und man hier zu Lande ein ſolches Thier für einen Schuß Pulver und eine mit Zinn verſetzte und gut gezielte Kugel bekommen kann, hält man dies für den wohlfeilſten Preis, und bleibt gewöhnlich dabei. — Geſchwindigkeit, auf dem Lande zu laufen, beſitzt der Hippopotamus weniger, als die meiſten übrigen großen vierfüſſigen Thiere. So langſam und ſchwerfällig aber, als Herr Buffon (p. 39. oder 24.) ihn beſchreibt, ſcheint er auch nicht zu ſeyn, weil ſowohl Hottentotten als Koloniſten es für gefährlich hielten, auf dem Lande einem Nilpferde zu begegnen, zumal da ein ſolches Thier

einen

Supplementen, mit welcher letzten die in der neuen Beſchreibung des Vorgebirges der gu-

 ten

einen Hottentotten neulich mehrere Stunden lang verfolgt, und ihm einigemal von vorn entgegen gekommen, ſo daß es jenem ſchwer geworden, ſich vor ihm zu retten. Herr Kloc-ner beſtätiget meine Meinung durch Anführung der Erzählung eines Maratten. — Von der mediziniſchen Kraft dieſer oder jener Theile des Hippopotamus hegt man hier zu Lande ſolchen Wahn nicht, als in Anſehung gewiſſer Theile des Elephanten und Nashorns; ausgenommen, daß ein Koloniſt gefunden zu haben behauptete, daß das Felſenbein (Os petroſum) deſſelben zu Pulver gemacht, und innerlich, eine Meſſerſpitze voll gebraucht, ein vortrefliches Mittel gegen die Zuckungen bei Kindern (Stuypen) ſey. Daß das Fleiſch für ein vorzüglich geſundes Eſſen gehalten werde, habe ich oben ſchon angeführet. — Die Anatomie des gefangenen Seekuhkalbes hier umſtändlich einzurücken, würde den Grenzen dieſes Reiſejournals nicht gemäß ſeyn, zumal da zwiſchen den innern Theilen eines Kalbs und eines erwachſenen Thiers einiger Unterſchied ſtatt findet. Ich will daher nur kürzlich folgendes anführen. Es hatte vier Magen, mithin einen mehr als die von d'Aubenton unterſuchte Leibesfrucht. Die beiden erſten Magen, welche den von Buffon (Tab. IV. f. 1. H. L. 9.) unterſuchten etwas ähnlich waren, hatten ein jeder die Länge von ungefähr 7 Zoll, und einen Durchmeſſer von 3 Zoll. Der dritte war 9 Zoll lang, und etwas breiter als jene beide. Der vierte war 7 Zoll lang, und vorn 5 Zoll breit, wurde aber nach und nach an der einen Seite ſchmäler, bis er ſich in die untere Magenöf-

nung

ten Hoffnung ſehr übereinkommt, nachſtechen laſſen. So habe ich auch eine Abbildung von dem

nung endigte, welche einen Zoll weit, alſo ungefähr anderthalbmal weiter als der obere Magenmund war. Zwiſchen den beiden erſten und dem dritten Magen bemerkte ich keine ſolche Klappen, als d'Aubenton angegeben hat. Der erſte Magen war beinahe leer, außer daß ich einige Stücke geronnene Milch darin fand; er unterſchied ſich inwendig von den drei andern durch die feinere Haut. Die inwendige Haut des zweiten Magens war beinahe gröber, und hatte mehr keine Falten, enthielt auch mehr Klumpen geronnener Milch, und überdem eine Menge Sand und Schlamm. Der dritte hatte inwendig ſehr merkliche, ſowohl in die Länge als in die Queere gehende Falten, enthielt auch gelbere und härtere Klumpen geronnener Milch, ingleichen einige völlig ganze und friſche Baumblätter nebſt einigem Schlamm. Die inwendige Haut des Magens war ſehr platt, aber doch etwas in Falten gelegt; er hielte ſehr viel Schlamm, aber wenig Milch, welche außerdem weißer als in den vorhergehenden war. Dieſer vierte Magen bedeckte größtentheils die andern, und hatte ſeinen Platz in der rechten Seite des Bauchs, und an dem obern inwendigen Rande war der obere Theil der Milz feſtgewachſen. Dieſe letztere war 1 Fuß lang und 3 Zoll breit, und gieng von da in einer Beugung nach der linken Seite hinunter. Das Gedärme war 109 Schuh lang. Das Maß der Leber war 14 Zoll von der rechten nach der linken gemeſſen, und von hinten nach vorn etwa 8 Zoll. An dem vorderſten Rande hatte ſie eine große runde Aushölung, war übrigens un-

dem Herrn Forſter (in Sparrmanns Reiſen Tab. XIV.) hinzugeſetzt.

Nach=

ungetheilt, der Geſtalt nach aber ſchief, und auf der linken Seite, wo ich eine 5 Zoll lange Gallenblaſe entdeckte, am breiteſten. Bei der Mutter war eben nichts zu bemerken. Euter fand ich zwei. Das Herz war verhältnißmäſſig mit weit mehr Fett, als das oben beſchriebene Elenherz, (Antilope Oryx) umgeben: die Länge betrug 5 Zoll, und die Breite gegen 4 1/2 Zoll. Die ſogenannte eiförmige Oefnung zwiſchen den Herzohren hatte einen Durchmeſſer von einem Zoll. Jede Lunge war 11 Zoll lang und ungetheilt, die rechte aber hatte oben und nach außen dritthalb Zoll hohe Läppchen oder Fortſätze, und die linke oberwärts einen kleinen zugeſchnitzten Auswuchs; etwas unterhalb dieſes letztern fand ich einen halben Zoll großen Fortſatz; queer über der untern Verbindung war 1 Zoll hoher Kamm oder Stachel (Criſta) zwiſchen der rechten und linken Lunge. — Einer von den Jägern ſagte mir, er habe einmal eine ſonderbare Art Ungeziefer auf einem dieſer Thiere wahrgenommen. Auf dem oftgedachten Kalbe aber trafen wir blos eine Art Egel an, die ſich lediglich um den After und auch ziemlich tief in den Maſtdarm hinein aufhielten, wo ſie durch dienliches Abzapfen des Bluts dieſen großen Thieren nützlich, und ein Verwahrungsmittel gegen die Zacken ſeyn können. Die meiſten davon waren ſehr klein, dagegen war ihre Anzahl ſehr beträchtlich. Ein einziger war groß, und ungefähr einen Zoll lang; dieſen zeichnete ich ab, und ſetzte eine Beſchreibung von ihm auf; er bekommt unter dem Namen

des

Nachdem dieſe ſchon nachgeſtochen waren, fand ich die Abbildung eines großen männlichen

des capſchen Blutegels mit oberwärts ſchwärzlichem, mitten der Länge nach bräunlichem, unten gelbbraunem Leibe ſeinen Platz in einem ſehr ſchönen Werke von den Würmern, das Herr Adolf Modeer, erſter Sekretär der ſtockholmiſchen Geſellſchaft, ausarbeitet. Anſtatt der auf dem Rücken hellern oder weniger dunkeln Farbe bemerkte ich auf einigen eine, bisweilen zwei in der Länge laufende bräunliche ganz ſchmale Striche, die gegen ihre Endpunkte zu allmählig matter wurden. — Der Name Hippopotamus, welcher Flußpferd bedeutet, iſt dem Thier wohl ohne Zweifel nur ſeines Wieherns oder wieherartigen Geſchreies wegen gegeben. Denn ſein Bau und ſeine Geſtalt haben übrigens auf keine Art mit dem Pferde ſondern eher mit dem Schweine etwas gemein. Eben ſo wenig hat es mit der Kuh oder dem Ochſen Aehnlichkeit, und es können daher nur ſeine vier Magen Veranlaſſung gegeben haben, es zu Cap und in den Kolonien Seekuh zu nennen: vielleicht geſchieht es aus gleicher Urſache, als die Hottentotten es t'Gao heißen, welches dem Namen des Büffels t'Kau ſehr ähnlich lautet — Sowohl aus Bellonius Erzählung von einem zahmen Nilpferde, welches er als ein ſehr ſanftmüthiges und gutartiges Thier beſchreibt, als der Gemüthsart des von uns gefangenen Kalbes erhellet, daß dieſes Thier leicht nach Europa würde zu bringen ſeyn, wo es ehedem zu zwei verſchiedenen malen an den römiſchen Schauſpielen lebendig aufgeführt worden, wie Plinius (Lib. 8.) und Dio Caſſius (Lib. XI.) erzählen. Man könnte ſie zu dieſem

Ende

chen und eines ſolchen weiblichen Flußpferdes in dem zehnten Bande der buffonſchen Naturgeſchichte oder in den Supplementen 13), die ich hier noch nebſt der Beſchreibung anhän-

Ende am leichteſten am Konapsfluſſe fangen, wo ſie dem Berichte der Kaffern zufolge ſich in großem Uiberfluſſe aufhalten, und die zarten Kälber am beſten mit Milch auffüttern. Ich glaube übrigens, daß ſolche Jungen nicht lecker in Anſehung ihrer Nahrung ſeyn würden, weil der Hunger das von uns gefangene zwang, ſobald es beim Wagen losgelaſſen wurde, einen friſchen Ochſenfladen nicht zu verſchmähen.

Die meiſten werden es ziemlich ſeltſam finden, dergleichen von einem Thiere mit vier Magen zu hören. Ein ähnliches Beiſpiel trift man aber doch unter dem gemeinen Hornviehe an, daß, wie Herr Hülphers in ſeiner Beſkrifning om Norrland, (Beſchreibung von Norrland, III. p. 27.) erzählt, in Herjedalen zum Theil mit Pferdemiſt gefüttert wird. Ich weiß auch, daß dieſe Art, das Vieh des Winters auszuwintern, in Upland bei Mangel an Futterung mit großem Vortheil gebraucht worden, und daß dergleichen Kuhvieh hernach, ohne durch Hunger dazu gezwungen zu ſeyn, und ohne daß man etwas anders hinzugemengt, aus eigenem Antriebe dieſen Fraß gewählt hat. Sparrm. Reiſ. a. a. O.

O.

13) Buffon Animaux quadrup. Tom. X. (Suppl.) ed. in 12. p. 118. pl. IV. V.

hängen muß, weil ſie wahrſcheinlich zu den natürlichſten gehören, und durch den Herrn Gordon nach dem Leben gemacht, und im Jahre 1780 an den Herrn Allamand geſchickt ſind.

Es heißt in dieſer angeführten Stelle des buffonſchen Supplementbandes: Wie die vorhergehenden Blätter ſchon abgedruckt waren, erhielt ich von dem Herrn Schneider neue Beobachtungen über dieſes Thier, welche der Herr Profeſſor Allamand geſammlet, und im Anfange dieſes Jahrs 1781 zu Amſterdam bekannt gemacht hat. Folgendes iſt ein Auszug dieſer Beobachtungen.

Dasjenige, welches der Herr von Buffon im zwölften Bande ſeiner Naturgeſchichte von dem Hippopotamus anführt, war alles, was man mit Gewißheit zu der Zeit, da er dieſen Aufſatz ſchrieb, davon ſagen konnte. Es ſchien mir damals nichts weiter zu fehlen, als ein Kupferſtich, der es beſſer vorſtellete, als die Abbildungen, die verſchiedene Schriftſteller davon geliefert haben. Ich nahm mir die Freiheit, der buffonſchen Beſchreibung eine beizufügen, welche nach einer ausgeſtopften Haut gemacht war, die ſeit mehr

als

Männl. Hippotamus v. Gordon. T. CLXXXVIII.

Büff. N. d. Vierf. T. X. T.

als hundert Jahren in dem akademiſchen Kabinet zu Leyden iſt.

Zwei Jahre nachher lieferte ich eine beſſere. Dazu diente eine kurz zuvor in das Kabinet des Prinzen von Oranien geſchickte Haut. Sie war ſehr gut von dem Herrn Klocner bereitet, und ich begleitete ſie mit einigen wichtigen Bemerkungen, die mir von dem Herrn Kapitän Gordon mitgetheilt waren.

Ich glaubte, daß man daraus das Thier hinreichlich kennen könnte, wie mir eben dieſer Herr Gordon im Anfange dieſes Jahrs 1780 zwei Abbildungen ſchickte, die einen männlichen und einen weiblichen Hippopotamus vorſtellen, und damals, wie man ſie tödtete, nach dem Leben gemacht ſind. Ich erſtaunte, wie ich ſie mit den Zeichnungen, die ich geliefert habe, verglich, und ich ſahe deutlich, daß die Haut eines ſo großen Thiers, wenn ſie auch mit aller möglichen Sorgfalt bereitet und behandelt wird, doch bei weitem ihr Urbild nicht vorſtellen kann. Ich ließ dieſe beiden Zeichnungen auch ohne Bedenken in Kupfer ſtechen, wie man ſie auf der erſten und zweiten Platte (Buff. ed. in 12. tom. X. tab. 4. und 5.) ſiehet.

Der

Der Herr Gordon hat wiederum die Güte gehabt, Beſchreibungen und neue ſehr merkwürdige Beobachtungen, die er oft zu machen Gelegenheit gehabt hatte, hinzuzuſetzen. Sein unermüdeter Eifer zu neuen Entdeckungen und zum Fortſchritt in der Naturgeſchichte trieb ihn an, viel weiter in das Innerſte von Afrika einzudringen, als er ſchon gethan hatte. Und ſo ſelten die Flußpferde in der Gegend des Caps gefunden worden ſind, ſo häufig fand er ſie in der Gegend, wo er geweſen. Man wird daran nicht zweifeln, da er für ſeinen Theil neun derſelben tödtete, und da auf einer Jagd, in der er ein Gefährte von dem Herrn von Plettenberg, Gouverneur auf dem Cap, war, 21 derſelben in einigen Stunden getödtet wurden, und daß nur ſeine Vermittelung ſchuld war, daß kein gröſſeres Metzeln unter ihnen angeſtellet ward. Dieſe Jagd ward an dem Fluſſe, Plettenberg genannt, ungefähr im ſiebenten Grad der Länge öſtlich vom Cap, und dreißig Grad der ſüdlichen Breite vorgenommen. Die Anzahl dieſer Thiere muß daher ſehr groß in dem innerſten Afrika ſeyn, wo ſie von den Einwohnern wenig beunruhigt werden, hier iſt es, wo man ſie ſehen muß, um ſie recht kennen zu lernen, und dazu hat keiner ſchönere Gelegenheit gehabt, als der

Herr

Herr Gordon. Er hat ſie auch mit den Augen eines wahren Naturkündigers beobachtet. Indem ich einen Auszug, von dem, was er mir geſchrieben hat, liefere, ſetze ich voraus, daß die Leſer ſich des Abſchnittes in dieſem Werke erinnern werden, worin von dieſem Thiere gehandelt iſt *). Wenn die Flußpferde aus dem Waſſer kommen, ſind ſie oben auf dem Leibe bräunlichbraun, welche Farbe, ſo wie ſie an den Seiten heruntergeht, heller wird, und ſich in eine ſchwache Fleiſchfarbe verliert. Das untere am Bauche iſt weißlicht, aber dieſe verſchiedenen Farben werden überhaupt dunkler, wenn die Haut trocknet. Inwendig und am Rande der Ohren findet man ziemlich weiche rußbraune Haare; von gleicher Farbe ſind ſie auch auf den Augenliedern, und hin und wieder einige auf dem Leibe, beſonders an dem Halſe und den Seiten, die aber kürzer und ſehr ſteif ſind.

Die Männchen übertreffen die Weibchen allemal an Größe, aber nicht an ein Drittel, wie Zerenghi ſagt. Die Schneide- und Hundszähne ausgenommen, welche bei dem Weibchen wirklich ein Drittel kleiner als bei dem Männ-

*) Hiſt. nat. Vol. XII. pag. 22. bis 68. tom. 3. der Suppl. pag. 301. bis 320. in 4to.

Männchen ſeyn können. Herr Gordon tödtete ein weibliches Flußpferd, welches eilf Fuß lang war, und ein viel größeres männliches, das 11 Fuß 8 Zoll 9 Linien in der Länge betrug. Dieſe Ausmeſſungen ſind von denjenigen verſchieden, welche Zerenghi davon gegeben hat; denn wenn man nach der Ausmeſſung des Weibchens, die er gemacht hat, das Männchen ein Drittel größer annehmen wollte, ſo müßte ſolches ſechszehn Fuß neun Zoll lang ſeyn.

Sie unterſcheiden ſich noch mehr von den Flußpferden aus dem See von Tzana, von welchen einige, wie Bruce ſagt, über zwanzig Fuß lang ſind. Thiere von dieſer Größe würden außerordentlich ſeyn, man irret ſich aber leicht in der Größe eines Thiers, wenn man es blos in der Ferne beurtheilet und es nicht meſſen kann.

Die Anzahl der Zähne bei den Flußpferden iſt nach dem Alter, wie der Herr von Buffon vermuthete, veränderlich. Sie haben alle vier Schneide- und zwei Hundszähne in jeder Kinnlade; in der Zahl der Mahlzähne ſind ſie aber verſchieden. Dasjenige, von dem ich die Zeichnung geliefert habe, hatte überhaupt 36 Zähne. Herr Gordon hat ei-

nes geſehen, welches in der obern Kinnlade 22, und in der untern 20 Zähne hatte. Er hat mir einen Kopf geſchickt, der in der untern Kinnlade 18 und in der obern 19 Zähne hat. Dieſe überzähligen Zähne ſind gewöhnlich aber nur kleine Spitzen, die vor den wahren Mahlzähnen vorausgehen, und wenig Feſtigkeit haben.

Die Breite des Theils von der obern Kinnlade, welcher die Schnauze bildet, beträgt 16 Zoll und ein Viertheil, und deſſen Umriß von einem Winkel des Rachens bis zu dem andern beträgt 3 Fuß 3 Zoll; die obere Lefze ragt einen Zoll über die untere hervor, und bedeckt alle Zähne. An der Seite der vordern Schneidezähne oben giebt es zwei fleiſchigte Erhabenheiten, welche von zweien Hölungen in der untern Kinnlade aufgenommen werden, wenn das Maul zugeſchloſſen iſt.

Das Flußpferd hat kleine Augen; ihr gröſſter Durchmeſſer beträgt eilf Linien, und ihre Breite neun und einen halben Zoll. Der Augenſtern iſt dunkelblau, und von dem Weiſſen im Auge iſt wenig zu ſehen. Der Schwanz hat unterſchiedene Länge bei dieſen Thieren. Bei dem abgebildeten war er 1 Fuß 3 Zoll

 ſechs

ſechs Linien lang; der Umfang deſſelben an ſeinem Urſprunge betrug einen Fuß und ſieben Zoll. Er hat daſelbſt eine etwas dreieckigte Geſtalt, und eine flache Seite iſt unten, wenn er ſich ſenkrecht bewegt, ſo deckt er daher den After; gegen die Mitte zu werden ſeine Seiten flach, und da ſeine Gelenke eine wagerechte Bewegung zulaſſen, ſo kann er dem Thiere im Schwimmen eine Richtung geben; bei dem erſten Anblick ſcheint er mit Schuppen bedeckt zu ſeyn, welche aber nichts anders als Runzeln der Haut ſind. Die äußern Ränder dieſes Schwanzes laſſen wie rundliche Näthe.

Die männliche Ruthe aus ihrer Scheide gezogen iſt 2 Fuß 9 Zoll 6 Linien lang, und iſt der von einem Stiere ziemlich ähnlich; deſſen Umfang nahe am Leibe beträgt 9 Zoll, und einen Zoll von ſeinem Ende 3 Zoll 9 Linien. Wenn ſie ganz eingezogen iſt, ſo iſt deſſen Spitze mit fleiſchigten Ringen und Falten bedeckt, welche am Ende der Scheide ſind. An dem Anfange dieſer Scheide nach dem After zu ſitzen die Zitzen. Bei den mehreſten Flußpferden, die Herr Gordon unterſucht hat, hat er gefunden, daß die Scheide ſelbſt ganz nach dem Leibe hereingezogen war, eben ſo wie die Ruthe, und

Weibl. Hippotamus v. Gordon. T. CLXXXIX.

Büff. N. d. Vierf. T. X. T.

und daß der Bauch völlig ganz war. Wenn ſie bei andern zum Vorſchein kam, ſo war ſolches von der Bewegung entſtanden, wenn man ſie aufs Land gezogen hatte. Die Hoden ſind in keinem Sack eingeſchloſſen, ſondern liegen inwendig im Leibe, und ſind auswärts gar nicht zu ſehen. Man kann ſie durch die Haut fühlen. Alle dieſe Theile liegen alſo inwendig verborgen, ausgenommen zur Zeit der Brunſt. Bei dem Weibchen iſt unter dem Eingange der Mutterſcheide eine Taſche, welche ungefähr zwei Zoll tief iſt, woſelbſt man aber gar keine Oefnung inwendig ſehen kann. Sie gleicht ziemlich derjenigen, die bei der Hyäne iſt, ausgenommen daß ſie unter der Scham iſt, auſtatt daß ſie bei der Hyäne zwiſchen dem After und dem Schwanze liegt.

Das weibliche Flußpferd hat keine hängende Brüſte, ſondern blos zwei kleine Saugwarzen; wenn man ſie drückt, ſpringt aus denſelben eine ſüſſe und eben ſo gute Milch als wie von den Kühen heraus.

Die Knochen von dieſen Thieren ſind auſſerordentlich hart. In einem Lendenknochen, der queer durchgeſchnitten war, fand man eine fünf Zoll lange Röhre, die zehn Linien

im Durchſchnitte hatte, und ziemlich der Höle ähnlich war, darin das Mark lieget. Es war aber gleich nach dem Tode nichts darin, ſondern man ſahe da einen ſehr harten Körper, wo man Blut zu ſehen glauben ſollte.

Die Breite des Vorderfuſſes iſt gleich mit ſeiner Länge; jede von beiden beträgt zehn Zoll. Die Fußſohle des Hinterfuſſes iſt etwas kleiner, und beträgt nach beiden Durchmeſſern 9 Zoll 9 Linien. Dieſe Füſſe ſind zum Schwimmen geſchickt, denn die Zehen ſind beweglich, können ſich einander nähern, und nach unten biegen: die Nägel ſind ein wenig ausgehölet, wie die Klauen anderer Thiere. Das Untere des Fuſſes iſt eine ſehr harte Sohle, die von den Zehen durch eine tiefe Spalte getrennt iſt; ſie iſt nicht wagrecht, ſondern ein wenig ſchräg, als wenn das Thier im Gehen den Fuß von einer Seite mehr als von der andern gedrückt hätte. Sie ſind auch alle ein wenig nach außen gedrehet. Da es kurze Füſſe und bewegliche Gelenke hat, ſo kann es ſeine Füſſe an den Leib legen und drücken, welches auch noch die Bewegungen, die zum Schwimmen erforderlich ſind, erleichtert. Mit Hilfe einiger Menſchen rollte Herr Gordon einen groſſen Hippopotamus wie eine Tonne aus dem

Waſ-

Waſſer auf ein ebenes Land, ohne daß die Füſſe einen merklichen Widerſtand machten.

Herr Gordon überzeugte ſich durch die Oefnung verſchiedener junger und alter Flußpferde, daß dieſe Thiere nur einen Magen haben, und nicht wiederkäuen, obgleich ſie nichts als Kräuter freſſen, die ſie in Kugeln und ſchlecht zermalmet in ihrem Kothe auswerfen.

Ich habe ſchon zuvor geſagt, fährt der Herr Allamand fort, wie es mir ſehr zweifelhaft ſcheine, daß das Flußpferd Fiſche eſſe. Jetzt kann ich ſagen, daß es faſt gewiß ſey, daß es ſie nicht freſſe. In etwa dreißig dieſer Thiere, deren Magen der Herr Gordon in ſeiner Gegenwart öfnen ließ, fand man darin nichts als Kraut, und niemals einige Uiberbleibſel von Fiſchen; ich habe auch ſchon angeführt, wie es keine Wahrſcheinlichkeit habe, daß ſie an das Meer giengen. Man kann am angeführten Orte die Gründe ſehen, die mich ſo zu denken bewogen, und der Herr von Buffon ſcheint in gleicher Meinung zu ſtehen. Die neuen Beobachtungen des Herrn Gordons haben mir meinen Irrthum benommen; er tödtete ein Flußpferd am Ausfluſſe des Gambusfluſſes,

wo das Waſſer ſalzigt war. Er ſahe ſie in der St. Helenenbai, und andere ſahe er zwei Meilen von allen Flüſſen aus dem Meere kommen. Sie entfernten ſich in der That nicht weit vom Lande, wozu ſie die Nothwendigkeit, daſelbſt ihr Futter zu ſuchen, zwingt; und ſie gehen längs den Küſten von einem Fluſſe zu dem andern. Dieſes beweiſet indeſſen doch, daß ſie in ſalzigtem Waſſer leben können, und rechtfertigt einigermaßen diejenigen, die ihnen den Namen Meerpferd gegeben haben, wie auch Kolben, der es vorausſetzt, daß ſie eben ſo gut in dem Meere als in den Flüſſen leben. Diejenigen, die im Inneren des Landes leben, kommen wahrſcheinlich niemals dahin; und wenn diejenigen, die nahe am Meere ſind, hineingehen, ſo geſchieht es nicht, um weit fortzuziehen, aus angeführten Gründen, die ſie auch bewegen, die Flüſſe vorzuziehen.

Wenn ſie ſich am Grunde des Waſſers begegnen, ſuchen ſie ſich einander auszuweichen. Auf dem Lande geſchieht es wohl, daß ſie erſchrecklich mit einander kämpfen. Man ſieht auch ſehr wenige, die nicht einige Zähne zerbrochen oder einige Narben am Leibe hätten, (wie die 1ſte und 2te Kupferplatte oder 4te und 5te in der Ausg. in 12.

zei-

zeigen). Wenn ſie mit einander kämpfen, ſetzen ſie ſich auf den Hinterfüſſen, und in dieſer Stellung beißen ſie ſich.

An den Orten, wo ſie wenig beunruhigt werden, ſind ſie nicht mehr furchtſam; wenn man nach ihnen ſchießet, ſo kommen ſie heran, um zu ſehen, was das ſey; wenn ſie aber einmal die Wirkung des Feuergewehrs kennen gelernet haben, ſo fliehen ſie vor dem Menſchen in einem ſchweren Trapp, wie die Schweine, bisweilen laufen ſie wohl in Springen, aber doch allemal nur ſchwer; ein Menſch muß aber doch ſehr ſchnell laufen, um es folgen zu können. Der Herr Gordon verfolgte eines einige Zeit, aber es würde ihm zuvorgekommen ſeyn, wenn ſie länger gelaufen, obgleich er ſehr ſchnell lief.

Der Graf von Buffon bezweifelt es mit Grunde, daß das weibliche Flußpferd, wie einige Reiſebeſchreiber ſagen, mit drei bis vier Jungen trächtig gehe. Die Aehnlichkeit mit andern großen Thieren machte dieſes ſchon ſehr verdächtig, und die Beobachtungen zeigen, daß es falſch ſey. Herr Gordon hat verſchiedene trächtige weibliche Flußpferde öfnen geſehen, und niemals mehr als ein einziges Junges gefunden. Er hat eines

aus der Mutter genommen, und die Güte gehabt, mir ſolches zu ſchicken; dieſes ungeborne Junge war beinahe ganz ausgebildet, und 3 Fuß 2 Zoll lang. Der Nabelſtrang war mit kleinen rothen Knöpfchen ſtreifweis beſetzt. Die Nägel waren ſtumpf und elaſtiſch; man konnte ſchon die Zähne ſpüren, und die Augen hatten beinahe ihre Geſtalt und völlige Größe. Sobald ein Flußpferd geboren iſt, ſo führt es ſein Naturtrieb zum Waſſer zu laufen, und bisweilen ſetzt es ſich da auf den Rücken ſeiner Mutter.

Das Fleiſch des Flußpferdes iſt, wie geſagt, von gutem Geſchmack und ſehr geſund. Die gebratenen Füſſe und der Schwanz ſind vorzügliche Leckerbiſſen. Wenn man den Speck kocht, ſchwimmt ein Fett oben, das die Landleute ſehr hoch ſchätzen. Es iſt ein Heilmittel, welches man am Cap ſehr hoch hält, aber doch zu viel aus deſſen Eigenſchaften macht.

Um recht die Größe und das Verhältniß zwiſchen dem Männchen und Weibchen betrachten zu können, führe ich hier die Ausmeſſungen derſelben an, wie Herr Gordon ſie von zwei der größten, die er zu ſehen Gelegenheit hatte, genommen hat; ſie ſind von de-

denen, die man nach der ausgeſtopften Haut machen kann, ſehr verſchieden; man wird ſich aber wundern, daß ſie ſo ſehr mit denen übereinkommen, die Zerenghi davon geliefert hat. Ich habe ſie auch nach einer Haut eines großen männlichen Flußpferdes richtig befunden, welches der Prinz von Oranien mir gegeben hat, um es in das Naturalienkabinet, das ich auf der Univerſität zu Leiden errichtet habe, aufzuſtellen. Dieſe Haut, die friſch vom Cap abgeſchickt war, iſt ganz und wohlbehalten angekommen. Ich bin ſo glücklich geweſen, ſie nach der Zeichnung, die ich vom Herrn Gordon bekommen, aufzuſtellen, ſo daß ſie, ſoviel möglich, die Geſtalt des lebendigen Thiers vorſtellet.

Ausmeſſungen eines männlichen Hippopotamus.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge des Leibes vom Ende der oberſten Lefze bis zum Anfange des Schwanzes — —	11	4	9
Höhe des Vordergeſchlepps in gerader Linie — — —	5	—	—
Nach der Rundung — —	5	11	—
Höhe des Hintergeſchlepps in gerader Linie — — —	4	8	—

Höhe

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Höhe nach der Krümme	5	7	—
Länge des Kopfs	2	8	—
Breite der Bruſt von der Mitte der Füſſe	1	11	—
Breite von hinten mitten über die Dickbeine	2	1	6
Abſtand des niedrigſten Theils des Bauchs von der Erde	2	—	9
Umfang des Leibes hinter den Schultern	10	5	6
Umfang vor den Hinterbeinen	9	8	—
Umfang des Halſes in der Mitte	6	8	6
Umfang des Vorderbeines an der Bruſt	3	4	4
Umfang des Vorderbeines an den Zehen	2	—	6
Umfang bei der Ferſe	1	10	6
Umfang der Hinterfüſſe nahe am Leibe	4	1	9
Umfang unter dem Knie	3	3	—
Länge des Schwanzes	1	3	6
Deſſen Umfang nahe am After	1	7	—
Länge der Ruthenſcheide, wie ſie hängt, wenn die Ruthe eingezogen iſt	—	4	—
Länge der Ruthe, wenn ſie außer der Scheide iſt, von der Spitze bis zum Leibe	2	1	6

Länge

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Långe des Hundszahns in der obern Kinnlade — — — —		2	6
Umfang dieſes Zahns nahe an der Wurzel — — — — —		5	—
Långe der Schneidezåhne in eben der Kinnlade — — — —		2	—
Umfang dieſer Zåhne an ihrem Urſprunge — — — — —		3	6
Långe der Hundszåhne in der untern Kinnlade nach ihrer Krůmmung gemeſſen — — —		8	9
Långe der Schneidezåhne — —		7	6
Umfang der Hundszåhne an ihrem Urſprunge — — — —		7	3

Ausmeſſungen eines weiblichen Hippopotamus, welches 1778 am 22. Jenner von dem Herrn Kapitån Gordon im ſalzigen Waſſer bei dem Ausfluſſe des Gambusfluſſes iſt getődtet worden. Man brauchte 200 Stunden, um mit einem Fuhrwerke, das Ochſen zogen, vom Cap nach dem Ausfluſſe dieſes Fluſſes in das őſtliche Meer vom Cap zu fahren.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Långe des Leibes vom Ende der obern Lefze bis zum Anfange des Schwanzes — —	11	—	—

Hőhe

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Höhe des Vordergeſchlepps in gerader Linie — — —	3	10	9
Höhe nach der Krümmung —	4	11	6
Höhe des Hintergeſchlepps in gerader Linie — — —	3	8	9
Höhe in krummer Linie — —	5	1	6
Länge des Kopfs — — —	2	4	—
Von dem niedrigſten Theil des Bauchs bis zur Erde —	1	1	—
Umfang des Leibes hinter den Schultern — — —	9	2	—
Umfang vor den Hinterfüſſen —	9	6	—
Umfang mitten über den Leib —	11	5	—

Büff. N. d. Vierf. T. X. T.

Das Männl. Rennthier. T. CXCI.

Büff. N. d. Vierf. T. XI.

Das weibl. Rennthier. *T. CXCII.*

Büff. N. d. Vierf. T. X. T.

LXXXII.

Das Elen: b) 1) *) 2)

Buff. VI. II. Taf. VII. und Taf. VIII. fig. 2, (ſteht ſchon in Berl. Mannigf. 1771. p. 421,

und

das Rennthier. b) 3)

männlich. Gr. Mellin Berl. Geſellſch. Schrift. B. I. Tab. I. weiblich. Buffon Suppl. en 12. Tom. VIII. pl. XIX.

Obgleich das Elenthier und das Rennthier zwei Thiere von unterſchiedenen Gattungen ſind, ſo habe ich doch dafür gehalten, daß

a) L'Elan; in der celtiſchen Sprache Elch; im Lateiniſchen und neuen Griechiſchen Alce, 'Αλ-

daß ich ſie zuſammen abhandeln müßte, weil es faſt nicht möglich iſt, die Geſchichte des ei-

'Αλκή, im Deutſchen Elendthier, Elen; im Polniſchen Loß, Los; im Schwediſchen Aelg; im Engländiſchen Elk; im Ruſſiſchen Lozzi, Los; in Norwegen Elg, Elsdyr, Aelg; in Aſien Han-ta-han; in Canada Orignal.

W.

1) Ital. und Span. Alce; Holl. Eland; in Amerik. Engl. Mooſe-deer, black Moſe-deer, Waskeſſe; Däniſch. Elsdiur; in Sibir. Sochat; Tunguſ. Took; Burätiſch Bogu; Tatar. und Tſchuwaſch. Bulan; Tſchermiſ. Schorda; Wotiak. Puſché; Morduan. Sjärda; Syrjän. Lötf, Jöra; Lettiſch. Breedis; Eſthniſch Pödder; Ungariſch Javor.

O.

*) Alce Gesner, Hiſt. quadr. pag. 1. fig. p. 3.
Elan. Memoires pour ſervir à l'hiſtoire des animaux, P. I. p. 179. fig. pl. XXV. (weibl.)
Cervus palmatus. Alce vera et legitima. Magnum animal vulgo. Klein de quadr. pag. 24.
Cervus cornibus ab imo ad ſummum palmatis. — Alces, l'Elan. Briſſon regn. anim. p. 93. n. 9.
Alces. Cervus cornubus acaulibus, palmatis, caruncula gutturali. Linné Syſt. nat. Edit. X. p. 66. n. 2.

W.

2) Alces Caeſ. bell. gall. VI. cap. 27.
Alce Plin. hiſt. nat. VIII. c. 15. (c. 16. Hard.)

Achlis

einen vor zutragen, ohne ein Vieles aus der Geſchichte des andern zu entlehnen, indem die

Achlis Plin. hiſt. nat. VIII. c. 15. (c. 16. Hard.)
Alce Schwenckf. theriotr. p. 53.
A certain Beaſt, that the Natiues call a Moſſ. Purch. Pilgr. IV. p. 1829.
Moſſe Laet Amer. p. 68.
Alce Aldrov. biſulc. p. 866. männl. p. 869. weibl. p. 870. (ſchlecht.)
Alces Jonſt. quadr. p. 92. tab. 30.
Alce Elendgeſchlecht Jonſt. quadr. tab. 30. fig. fem. peſſima.
Alce Mas Jonſt. quadr. tab. 31. fig. med.
Alce Elend Jonſt. quadr. tab. 31. fig. maris peſſim.
Alce Muſ. Wormian. p. 336.
Elend Gesner Thierb. p. 84. fig. männl. p. 84. 86. 88. fig. fem. p. 85. 87.
Alces Scheff. Lapp. p. 336.
Alces Charlet. exerc. p. 12.
The Moſe-Deer in America Dudley: Philoſ. tranſact. n. 368. p. 165.
The Moſe-Deer of New-England Dale, Philoſ. tranſact. n. 444. p. 384. c. fig. corn.
Alce Rai. ſyn. quadr. p. 86. n. 3.
Alce Heinſ. monogr.
The Elle Lawſon. Carol. p. 123.
L'Orignal ou l'Elan Dierev. Acad. p. 122.
Alce ſeu Alces Rzaz. Polon. p. 212. auct. p. 304.
Alce maxima americana nigra, the Mooſe or Elk, Cateſb. Carol. app. p. XXVII.
The Elk Brick. North. Carol. p. 108. (Abbild. ſchlecht.)

die meiſten alten Schriftſteller, und ſogar die neuern gröſtentheils dieſelben mit einan- der

Cervus cornubus acaulibus palmatis Linn. Syſt. nat. 2. p. 50.
Orignal Charlev. nouv. Fr. III. p. 126.
Cervus cornubus acaulibus palmatis Linn. fn. ſuec. I. p. 13. n. 37.
Olear. Muſ. tab. IX. f. 2.
Cervus cornubus acaulibus palmatis. Linn. Syſt. nat. 6 p. 13. n 2.
Cervus cornubus acaulibus palmatis. The Cervus with the horns palmated, and without a ſtem: the Elk. Hill. anim. p. 577. tab. 28 (Abbild. mittelm v. männl.)
Elendsthier Kalm. Amer. III. p. 582.
Das Elendthier, Elendkuh Hall. vierf. p. 338. tab. 8.
Elende, Elendthiere Mull. Samml. III. p. 552.
Alce Dictionn. anim. I p. 88.
Elan Dictionn. anim. II. p. 82.
Moſe Dictionn. anim. III. p. 126.
Eland: Hert met Hoornen, die van den Wortel af breed en plat zyn, en aan de Keel een Kwab hebbende. Houtt. nat. hiſt. III. p. 40.
Cervus (Alces) cornubus acaulibus palmatis, caruncula gutturali. Linn. fn. ſuec. 2. p. 13. n. 39.
Elk Bell. trav. I. p. 5. 221.
L'Elan Buff. hiſt. nat. XII. p. 79. tab. 7. männl. tab. 8. 9. Hörner.
Elan ou Ellend Bom. Dictionn. II. p. 84.
Moſe ou Moos Bom. Dict. III. p. 126.
Cervus (Alces) cornubus acaulibus palmatis, caruncula gutturali. Linn. Syſt. nat. 12. I. p. 92. n. 2.

The

der verwechſelt, oder durch zweideutige Benennungen, die man beiden beilegen könnte,

The Elk Penn. Syn. quadr. p. 40. n. 35. tab. 7. fig. 1. feminae americanae, fig. 2. cornuum.
Alce Aleſſ. quadr. III. tab. 130. fig. aus Buff.
Das Elendthier Müll. Naturſ. I. p. 381.
Cervus (Alces) cornubus acaulibus palmatis, caruncula gutturali. Müll. Dan. prodr. p. 5. n. 34.
Cervus (Alces) cornubus acaulibus palmatis, Erxleben Mammal. p. 298. n. 2.
Elenthier Pallas Reiſen I. p. 198. II. p. 258. III. 12. 89.
Elendthier allgem. Hiſt. d. Nat. VI. 2. p. 49. tab. 7. (die Hörner tab. 8. 9.)
L'Elan Buffon anim. quadr. en 12. tom. V. p. 226. pl. 17. fig. 1. tom. VII. p. 215.
Das Elen. Straſſ. Magaz. V. p. 382. fig.
Elendth. Geſammlete Nachr. von d. preußiſchen Elendth. Berl. Mannigf. II. p. 413. (m. e. Abb. aus Büff.)
Allgem. Reiſ. V. p. 86.
Merklins Thiergeſch. p. 37.
Pontoppid. Norweg. II. p. 20. m. K.
Beckmanns Beſchr. der Mark. Brandenburg I. p. 786.
Allgem. Magaz. XII. Th. 290.
Das Elen. Leske Naturg. I. p. 178. n. 2.
Cervus Alces Elenthier. Elch. Blumenbach Naturg. 2. Augsb. p. 121. n. 31. 1.
Elend. Fiſcher Naturg. v. Livland. p. 63. n. 30.
Elend, Elendhirſch, Elendthier, Ellend. Onom. Venator I. p. 576.

Alce

bezeichnet haben. Die Griechen kannte weder das Elenthier noch das Rennthier. Ariſtote-

Alce Bom. Dict. d'hiſt. nat. ed. 3. Tom I. p. 146.
Elan Bom. Ebend. Tom. III. p. 292.
Moſe ou Moos Bomar. Ebend. Tom. V. p. 473.
Elend. Neuer Schauplatz der Natur. II. p. 568.
Alce. Onomatol. hiſt. nat. I. p. 274.
Das Elendthier. Oekonom. Zool. p. 40.
Elent. Kleins Geſch. d. vierſ. Th. v. Behn. p. 80.
Cervus Alces. Graumann introd. p. 51. XXX. 2.
Cervus Alces. Das Elendthier. Ungar. Javor. Sklav. Los. Severini Tentam. zool. hung. p. 43. 1.
Elenn. Zimmerm. geogr. Geſch. d. M. u. vierſ. Th. I. p. 263.
Das Elend. Ebend. II. p. 127. n. 40. III. p. 157. n. 10. p. 161. n. 21. p. 173. n. 11. p. 264.

b) Das Rennthier war den Griechen nicht bekannt; es hatte im Altfranzöſiſchen den Namen Rangier oder Ranglier. Es heißt im Lateiniſchen Tarandus; in Norwegen Rehen; in Lappland Boetſoi; nach der Meinung des Friedrich Hoffberg Collections de differens morceaux &c. par M. de Keralio Paris 1763. T. I. p. 240. im Deutſchen Rennthier; im Schwediſchen Rhen; im Engländiſchen Raindear; in Canada Caribu; im neueren Latein Rangifer. — In partibus magnae Lapponiae beſtia eſt de genere cervorum. — Rangifer duplici ratione dicta; una quod in capite ferat alta cornua velut quos quercinarum ar-

ſtoteles e) thut ihrer an keinem Orte Er-
wähnung, und bei den Lateinern iſt Julius

arborum ramos: alia quod inſtrumenta cornibus pectorique, quibus hiemalia plauſtra trahit impoſita. Raucha et Locha patrio ſermone vocantur. Olai Magni Hiſt. de gent. ſeptent. Antverpiae 1558. pag. 135.

Rangier ou Ranglier. Gaſton Phoebus. Venerie de Dufouilloux, feuillet 97.
Tarandus. Geſner. Icon. quadr. pag. 57. fig. p. 38.
Tarandus. Aldrovand. de quad. biſul. p. 859. fig. p. 861.
Cervus palmatus. Aldr. de quadr. biſul. fig. p. 857.
Cervus mirabilis. Jonſton. de quad. fig. tab. 36. (ſchlechte Abbild.)
Cervus Rangifer. Ray. Syn. quad. fig. tab. 36.
Renne. Hiſtoire de la Lapponie, par Scheffer fig. p. 302.
Daim de Groenland. Edwards Birds, Tom. I. Tab. 51.
Cervus Rangifer. Klein de quad. pag. 23. fig. tab. I. (Klein vierf. d. B. p. 76.
Cervus cornuum ſummitatibus omnibus palmatis. — Rangifer. Lerenne. Briſſon. regn. anim. pag. 92. ed. in 8. p. 63. n. 8.
Tarandus. Cervus cornubus ramoſis teretibus, ſummitatibus palmatis. Linn. Syſt. nat. edit. X. pag. 67. n. 4.

B.

3) Tarandus. Plin. hiſt. nat. VIII. c. 34. (c. 52. Hard.)?
Ταρανδος. Aelian. animal. II. c. 16?

Cäſar der erſte, der den Namen Alce gebraucht hat. Pauſanias d), der ungefähr hun-

Rangifer. Gesn. quadr. p. 950. (Abbild. ſchlecht.)
Rangifer. Aldrov. biſulc. p. 863. (die ſchlechteſte Abbild.)
Tarandus. Jonſt. quadr. p. 90.
Rangifer, Reinthier. Jonſt. quadr. tab. 37. fig. (ſehr ſchlechte Abbild.)
Tarandus, Tarandthier, Reinthiers Geſchlecht. Jonſt. quadr. tab. 37. (ſehr ſchlechte Abb)
Rangifer. Muſ. worm. p. 37.
Reinthier. Gesn. Thierb. p. 206. fig. p. 206, 207. 208.
Tarandthier. Gesn. Thierb. p. 209. c. fig,
Eine ſeltſame Art Hirſch. Gesn. Thierb. p. 210. c.
Tarandus. Scheff. Lappon. p. 321. fig. p. 327. med.
Rangiferi ſylveſtres. Scheff. Lappon. p 338.
Hirſch den man Rehe nennt. Mart. Spizberg. p. 74. tab. O. fig. a. (Abbildung ſchlecht.)
Tarandus. Charlet. exerc. p. 12.
Rangifer. Charlet. exerc. p. 12.
Caprea Groenlandica. Raj. Syn. quadr. p. 90.
Rangifer Hulden, multifariae utilitatis Rangifer. Jenae 1696. 4to.
Rendieren. Bruin Reiz. I. p. 9.
Renſchicron. Rzacz. auct. p. 318.
Les Rénes. Egede Groenl. p. 43.
The Greenland Deer. Catesb. Carol. app. p. XXVIII.
Cervus cornibus ramoſis teretibus, ſummitatibus palmatis. Linn. hiſt. nat. 2. p. 50.
Le Renne. Maupert. oeuvr. III. p. 197.

The

hundert Jahre nach dem Julius Cäſar geſchrieben hat, iſt auch der erſte griechiſche

The Greenland Buck. Edw. birds I. tab. 51.
Le Caribou. Charlev. nouv. Fr. III. p. 129.
Cariboux. Dobbs Hudſ. p. 20. 22.
Cervus cornubus ramoſis teretibus, ſummitatibus palmatis. Linn. fn. ſuec. I. p. 14. n. 39.
Renthiere. Höchſtr. Lappl. p. 107.
Cervus cornubus ramoſis teretibus, ſummitatibus palmatis. Linn. hiſt. nat. 6. p. 13. n. 4.
Cervus cornubus ramoſis teretibus, ſummitatibus palmatis. The Stag with the horns ramoſe and cylindric, and their ends palmated: the Reideer. Hill. anim. p. 578.
Cervus (Rangifer) cornubus ramoſis teretibus, ſummitatibus palmatis. Linn. Muſ. Ad. Frid. I. p. 11.
Cervus tarandus. Linn. amoen. acad. IV. p. 144. tab. 1.
Le Cerf de Groenland: Cervus (groenlandicus) cornubus teretibus, ab imo ad ſummum cute piloſa tectis, naſo piloſo. Briſſ. regn. an. p. 88. n. 4. edit. in 8. tom. I. p. 60.
Le Karibou: Cervus cornubus tectis, ad baſin romo unico antrorſum verſo. Briſſ. regn. an. p. 91. n. 6. edit. in 8. p. 62. n. 6.
Cervus cornubus ramoſis teretibus, ſummitatibus palmatis. Kram. Auſtr. p. 319.
Das Rennthier. Hall. vierf. p. 348.
Rennthiere. Müller Samml. III. p. 553.
Caribou. Diction. anim. I. p. 434.
Rhenne. Diction. anim. III. p. 687.

Groen-

Schriftſteller, bei dem man eben dieſen Namen 'Αλκή findet, und Plinius e), welcher bei=

Groenlandſch Hert. Houtt. nat. hiſt. III. p 86. tab. 22. fig. 3. (ſchlecht.)
Rendier: Hert met ronde takkige Hoornen, aan de top-enden plat. Houtt. nat. hiſt. III. 95 tab 23. (Abbild. gut.)
Cervus (Tarandus) cornubus ramoſis teretibus, ſummitatibus palmatis. Linn. fn. ſuec. 2. p 14. n. 41.
Le Renne. Buff. hiſt. nat. XII. p. 79. tab. 10. 11. fig. cornuum tab. 12. ſceleti. Allgem. Hiſt. d. Nat VI. 1.
Caribou. Bom. Diction. I. p. 427. ed. 3. II. p. 210
Rhenne ou Renne, Rhantier, ou Ranglier, ou Ramſier. Bom. Diction IV. p. 1. ed. 3. tom. VII. p. 542.
Rennthier. Cranz Groenl. I. p. 95.
Cervus (Tarandus) cornubus ramoſis recurvatis teretibus, ſummitatibus palmatis. Linn. Syſt. nat 12. I. p. 93. n. 4.
The Rein Penn. ſyn. quadr. p. 46. n. 36. tab. 8. fig. 1.
Tarando. Aleſſ quadr. IV. tab. 200.
Der Groenländiſche Hirſch. Müll. Naturſ. I. p. 394. tab. 23. (Abb. aus Houtt.)
Rennthier. Stell. Kamtſch. p. 113.
Cervus (Tarandus) cornubus ramoſis recurvatis teretibus, ſummitatibus palmatis. Müll Dan. prodr. p. 5. n. 36.
Renne. Franz.
Renne. Deutſch.
Renn, Rens-Dyr, Hrein-Dyr, Graa-Dyr, Hals-buk. in Norwegen.
Godde. im Däniſch. Lappl.
Boetſoi. im Schwed. Lappl.

beinahe ein Zeitgenoſſe vom Pauſanias war, hat das Elenthier und Rennthier ziemlich dun-

ΟλεΗβ (Olen) (männl.) ΟλεΗΝηα (Olenitza) (weibl.) ruſſiſch.
Sagau, tunguſiſch und buràtiſch.
Pſchi, katariſch.
Putſche, tſcheremiſchiſch.
Bulàn, tſchuwaſchiſch.
Puſehè, wotiakiſch.
Olen, morduaniſch.
Kur,
Kör, ſirjäniſch.
Tukto, grönländiſch. Ein männliches Panguck; ein weibliches Kollanak; jung Norak.

In Lappland heißen die Rennthiere im erſten Jahre Meſſi; im zweiten das männliche Orrya, das weibliche Whenial; im dritten das männliche Wubbers, das trächtige Wattia, das unbefruchtete Whunialrothe; im vierten Koddutis; im fünften Koſſitur; im ſechſten Machanis; im ſiebenten Nammatappatachis; dieſe ſterben gewöhnlich nach der Brunſtzeit; die verſchnittenen werden älter. Linn. Cervus Rheno Diſ. p. 23.

Cervus (Tarandus) cornubus ramoſis recurvatis teretibus, ſummitatibus palmatis. Erxleb. Mammal. p. 304. n. 4.
Rennthier. Georgi Reiſen durch Rußl. I. B. p. 163. II. Tab. IV. (weiß. gezähmt.)
Rennthier. Pallas Reiſen, III. p. 25. 89. 470. 597.
Rennthier. Leske Naturg. I. p. 179. n. 3.
Tarandus. Rennthier. Blumenbach. Naturgeſch. 2. Ausg. p. 123. n. 8.

fel unter den Namen Alce, Machlis und Tarandus angezeiget. Man kann alſo nicht ſa=

Rennthier. Neuer Schauplatz der Natur. 7. Th.
Rangifer. Onomatol. Hiſtor. nat. Tom. VI. p. 795.
Rennthier. Oekon. Zoologie. p. 42. n. 51.
Cervus Tarandus. Fabricii Fauna groenland. p. 26. n. 16. Cartis Labrador.
Renthier. Adelung. 113. 708. Rehe Adel. 370.
Cervus Tarandus. Severini zool. hungar. p. 45. n. 3. Grauman. p. 52. 4.
Rennthier. Zimmermann geogr. Geſch. I. p. 259. II. p. 128. III. p. 157. n. 11. p. 162. n. 22. p. 263.

D.

e) Anmerk. Das Flußpferd des Ariſtoteles iſt nicht das Elendthier, wie unſere gelehrteſten Naturforſcher geglaubet haben. In dem Abſchnitt von dem Axis haben wir unterſucht, was der Hippelaphus und Tragelaphus für Thiere ſind.

B.

d) Argumento ſunt Aethiopici tauri et alces ferae Celticae, ex quibus mares cornua in ſuperciliis habent, femina caret. Pauſan. in Eliacis. — Alce nominata fera ſpecie inter cervum et camelum eſt, naſcitur apud Celtas; explorari inveſtigarique ab hominibus animalium ſola non poteſt, ſed obiter aliquando dum alias venantur feras, haec etiam incidit. Sagaciſſimam eſſe ajunt et hominis odore per longinquum intervallum percepto, in foveas et profundiſſimos ſpecus

ſagen, daß der Name Alce eigentlich griechiſch oder lateiniſch ſey; er ſcheint aus der

cel-

cus ſeſe abdere. Venatores montem vel campum ad mille ſtadia circumdant, et contracto ſubinde ambitu, niſi intra illum fera delitescat, non alia ratione eam capere poſſunt. Idem in Boeoticis.

V.

e) Septentrio fert et equorum greges ferorum, ſicut aſinorum Aſia et Africa; praeterea alcem, ni proceritas aurium et cervicis diſtinguat, jumento ſimilem; item notam in Scandinavia inſula, nec unquam viſam in hoc orbe, multis tamen narratam, Machlin, haud diſſimilem illi, ſed nullo ſuffragium flexu; ideoque non cubantem, ſed acclivem arbori in ſomno, eaque inciſa ad inſidias, capi; velocitatis memoratae. Labrum ei ſuperius praegrande; ob id retrograditur in paſcendo, ne in priora tendens, involvatur. Plin. Hiſt. nat. Lib. VIII. cap. XV. — Mutat colorem et Scytharum Tarandus — Tarando magnitudo quae bovi, caput majus cervino, nec abſimile; cornua ramoſa, ungulae biſidae; villus magnitudine urſorum, ſed cum libuit ſui coloris eſſe, aſini ſimilis eſt; tergoris tanta durities, ut thoraces ex eo faciant. — Metuens latet, ideoque raro capitur. Plin. Hiſt. nat. Lib. VIII. cap. XXXIV. — Anmerkung. Ich habe mich dazu verbunden gehalten, dieſe beiden Stellen des Plinius zuſammen anzuführen, in welchen er unter den Namen Alce, Machlis und Tarandus drei verſchiedene Thiere anzuzeigen ſcheinet; allein man wird aus den Gründen, die ich angeben will, ſehen, daß

die

celtiſchen Sprache genommen zu ſeyn, in welcher das Elenthier Elch oder Elk hieß. Der lateiniſche Name des Rennthiers iſt noch ungewiſſer als der Name des Elenthiers.

Verſchiedene Naturforſcher haben vermeinet, daß es der Machlis des Plinius wäre, weil dieſer Schriftſteller da, wo er von den Thieren Nordens redet, zugleich das Alce und

die Namen Machlis und Alce beide einem und ebendemſelben Thiere, nämlich dem Elendthiere beigeleget werden müſſen, und daß, wenn gleich die mehreſten Naturforſcher vermeinet haben, daß der Tarandus des Plinius das Elendthier wäre, ſo iſt es doch viel wahrſcheinlicher, daß er durch jenen Namen das Rennthier habe bezeichnen wollen. Indeſſen geſtehe ich, daß dieſe Anzeigen des Plinius ſo wenig genau, und ſogar in gewiſſen Abſichten ſo falſch ſind, daß es ſchwer genug hält, deutlich und beſtimmt dieſe Frage zu entſcheiden. Die Ausleger des Plinius waren ungeachtet aller ihrer Gelehrſamkeit in der Naturgeſchichte ſehr wenig bewandert, und aus dieſer Urſache trifft man in dieſem Schriftſteller ſo viele dunkle und ſchlecht ausgelegte Stellen an. Gleiche Bewandtniß hat es mit den Uiberſetzern und Auslegern des Ariſtoteles. Wir wollen, ſo wie ſich die Gelegenheit dazu finden wird, den wahren Sinn von verſchiedenen veränderten Wörtern und verdorbenen Stellen dieſer beiden Schriftſteller wieder herzuſtellen ſuchen.

V.

und den Machlis anführet, und von dem letzteren ſagt, daß es dem Lande Scandivanien eigen ſey, und daß man ſolches niemeder zu Rom, noch ſelbſt in dem ganzen großen römiſchen Reich geſehen habe. Man findet indeſſen doch in Cäſars Commentarien eine Stelle f), die man nicht füglich auf ein a:=

f) Eſt bos in Hercynia ſilva, cervi figura, cujus a media fronte inter aures unum cornu exiſtit excelſius magisque directum his, quae nobis nota ſunt cornubus; ab ejus ſummo ſicut palmae ramique late diffunduntur. Eadem eſt feminae marisque natura; eadem forma magnitudoque cornuum. Jul. Caeſar. de bello gallico. Lib. VI. Anmerkung. Dieſe Stelle iſt ziemlich beſtimmt. Das Rennthier hat wirklich vorwärts gerichtete Zinken, die ein Mittelgeweihe vorzuſtellen ſcheinen, ſein Geweihe iſt in viele Aeſte abgetheilet, die ſich oben mit großen Kronen endigen, und das Weibchen trägt wie das Männchen ein Geweihe, da doch im Gegentheil die Weibchen unter den Elendthieren, Hirſchen, Damhirſchen und Rehen gar keine Geweihe tragen. Man kann daher faſt nicht daran zweifeln, daß das Thier, welches Cäſar hier anzeigt, das Rennthier und nicht das Elendthier ſey, zumal da er in einer andern Stelle ſeiner Commentarien das Elendthier unter dem Namen Alce anzeiget, und davon folgendermaßen redet: Sunt item in Hercynia ſilva, quae appellantur alces; harum eſt conſimilis capris (capreis) figura et varietas pellium, ſed magnitudine paullo antecedunt mutilae quae ſunt cornubus et crura ſine

anderes Thier als auf das Rennthier deuten kann, und welche dem Anſchein nach beweiſet, daß damals ſich in den Wäldern Germaniens Rennthiere aufhielten, und 1500 Jahre nach dem Julius Cäſar ſcheinet Gaſton Phoebus von dem Rennthier unter dem

ſine nodis articuliſque habent, neque quietis cauſa procumbunt. — His ſunt arbores pro cubilibus: ad eas ſe applicant, atque ita paulum modo reclinatae quietem capiunt: quarum ex veſtigiis cum eſt animadverſum a venatoribus, quo ſe recipere conſueverint, omnes eo loco aut a radicibus ſubruunt aut abſcindunt arbores tantum, ut ſumma ſpecies earum ſtantium relinquatur; huc cum ſe ex conſuetudine reclinaverint, infirmas arbores pendere affligunt, atque una ipſae concidunt. De bello Gallico, Lib. VI. Ich geſtehe, daß dieſe zweite Stelle nichts beſtimmtes als den Namen Alce enthält, und daß man, wenn man denſelben auf das Elendthier deuten will, ſtatt des Worts capris das Wort capreis ſetzen, und dabei annehmen muß, daß Cäſar nur weibliche Elendthiere geſehen habe, welche in der That kein Geweihe haben. Das Uibrige iſt zu verſtehen. Denn das Elendthier hat ſehr ſteife Beine, das iſt, ſehr feſte Gelenke an denſelben; und da die Alten gewiß glaubten, daß es ſolche Thiere wie die Elephanten gebe, die weder die Beine biegen, noch ſich niederlegen könnten, ſo iſt es nicht zu bewundern, daß ſie dieſen Theil ihrer Fabel vom Elephanten auch dem Elendthier zugeſchrieben haben.

v. B.

dem Namen Rangier als von einem Thier zu reden, welches zu ſeiner Zeit ſich in den Wäldern von Frankreich aufgehalten hätte. Er macht von demſelben eine ziemlich gute Beſchreibung g), und lehret die Art und Wei-

g) Von dem Rangier oder Ranglier und ſeiner Natur. Der Rangier iſt ein Thier, der dem Hirſch ähnlich iſt, außer daß ſein Kopf gröſſer iſt, und mehrere Enden hat; er hat wohl achtzig Enden, und bisweilen auch weniger, je nachdem er alt iſt; er hat oben große Schaufeln wie der Hirſch, und außerdem vorwärts gehende Zinken, die ebenfalls Schaufeln haben. Wenn man ihn jaget, ſo fliehet er, nach Verhältniß der großen Laſt, die er auf dem Kopf hat. Wenn er aber eine geraume Zeit gelaufen und herumgeſtrichen iſt, ſo ſtellet er ſich mit dem Hintern gegen einen Baum, damit ihm alles, was an ihn will, von vorne kommen müſſe, ſenket den Kopf gegen die Erde, und wenn er in dieſer Stellung iſt, ſo wird es Niemand wagen, ſich ihm zu nähern, und ihn zu fangen, weil der Kopf ſeinen Leib decket. Wenn man auf ihn von hintenzu losgeht, ſo ſchlägt er, anſtatt daß die Hirſche mit den Enden an ihren Augſproſſen niederwärts ſtoſſen, mit denſelben aufwärts, aber nicht ſo heftig als der Hirſch. Dieſe Thiere ſetzen durch ihren ſeltſamen Kopf die Jagd- und Windhunde in große Furcht. Der Rangier iſt nicht höher als ein Damhirſch, aber dicker und ſtärker vom Leibe. Wenn er ſeinen Kopf hinten überlegt, ſo iſt er größer als ſein Leib vom Kopfe an. Er äſet wie ein Hirſch oder Damhirſch, und ſeine Loſung iſt entweder kugelicht oder blättrig; er

Weiſe, wie man es fangen und jagen müſſe. Da ſeine Beſchreibung auf das Elenthier nicht angewandt werden kann, und da er zugleich die Kunſtgriffe an die Hand giebt, mit welchen der Hirſch, der Damhirſch, das Reh, der Steinbock, die Gems u. d. m. gejaget werden müſſen, ſo kann man nicht ſagen, daß er in dem Abſchnitt von dem Rangier

er lebt ſehr lange; man fängt ihn mit Bogen, mit Garnen, in Teichen, Gräben und allerhand Jagdliſt. Er iſt fetter als der Hirſch zu ſeiner Zeit; er tritt nach den Hirſchen in die Brunſt gleich den Damhirſchen, und gehet ſo lange wie die Hirſchkuh trächtig, darum jagt man es.

Die Art und Weiſe den Rangier oder Ränglier zu fangen. Wenn ein Jäger auf dieſe Jagd ausgeht, ſo muß er einige von ſeinen Hunden loslaſſen, und den Rangier aufſpüren, aber nicht durch ſeinen Leithund in dem dicken Holz aufſuchen laſſen, wo ihm deucht, daß das Rothwild ſeinen Aufenthalt hat, und dann muß er das Thier mit Garnen und Zäunen einſtellen, je nachdem das Gehölz groß iſt, und hiernächſt muß er ſeine Leithunde in den Wald laufen laſſen. Da der Rangier wegen ſeines groſſen und hohen Geweihes ein ſchwerfälliges Thier iſt, ſo ſind wenige Herren und Jäger, die es Parforce oder mit Jagdhunden jageten. La Venerie de Jacques Dufouilloux, Paris 1614. feuillet. 97.

v. B.

gier habe von irgend einem dieſer Thiere reden wollen, oder daß er ſich in der Anwendung des Namens geirret habe. Durch dieſe gewiſſe Zeugniſſe dürfte es alſo den Anſchein gewinnen, daß es ehedem in Frankreich Rennthiere gegeben habe, wenigſtens auf den hohen Bergen, als den pyrenäiſchen, in deren Nachbarſchaft Gaſto Phöbus als Herr und Bewohner der Grafſchaft Foix, lebte, und daß ſie ſeit dieſer Zeit eben ſo wie die Hirſche vertilget worden ſind, die ſonſt in dieſer Gegend häufig waren, und doch gegenwärtig nicht mehr in Bigorre, in Couſarras und in den angrenzenden Provinzen angetroffen werden. Es iſt gewiß, daß das Rennthier ſich itzt blos in den nordlichſten Ländern findet. Man weiß aber auch, daß das Klima von Frankreich wegen der vielen Wälder und Moräſte vormals weit kälter und feuchter war, als es heutiges Tages iſt. Man ſiehet aus dem Briefe des Kaiſers Julianus, was für eine ſtrenge Kälte zu ſeiner Zeit zu Paris war; ſeine Beſchreibung des Eiſes der Seine, gleichet derjenigen vollkommen, welche unſere Canadier von dem Eiſe des Fluſſes bei Quebeck machen. Gallien, mit Canada in gleicher Entfernung vom Aequator, war vor zweitauſend Jahren das, was Canada in unſern Tagen iſt, nämlich

ein Klima, das ſo kalt war, daß es ſolche Thiere unterhielt, die man heut zu Tage nur in den nordiſchen Provinzen findet.

Wenn ich nun die Zeugniſſe vergleiche, und die angeführten Nachrichten verbinde, ſo kommt es mir ſo vor, als wenn es vormals in den Wäldern von Gallien und Germanien Elenthiere und Rennthiere gegeben habe, und daß die Stellen beim Cäſar blos von dieſen beiden Thieren verſtanden werden können. So wie man immer mehr und mehr die Länder urbar gemacht, und die Gewäſſer ausgetrocknet hat, ſo wird auch die Witterung des Klima gelinder geworden ſeyn, und dann werden eben dieſe Thiere, die nur die Kälte lieben, ſogleich das platte Land verlaſſen, und ſich nach der Gegend des Schnees auf die hohen Berge begeben haben, wo ſie noch zur Zeit des Gaſto von Foix waren; und wenn ſich daſelbſt heutiges Tages keine mehr finden, ſo kömmt es von der Witterung her, die durch die beinahe völlige Zerſtörung der Wälder, durch das allmählige Abnehmen der Berge, durch die Verminderung der Gewäſſer, durch die Vermehrung der Menſchen, durch ihre beſtändige Arbeiten, und durch die zunehmende Vollkommen-

heit

heit derſelben in allen Stücken immer wärmer geworden iſt. So deucht mir auch, daß Plinius faſt alles, was er von dieſen beiden Thieren geſchrieben, vom Julius Cäſar entlehnet habe, und der erſte Urheber von dieſer Verwirrung der Namen ſey. Er führet das Alce und den Machlis zugleich an, und hieraus ſollte man ſchließen, daß dieſe beiden Namen zwei unterſchiedene Thiere bezeichnen h). Wenn man aber nur bemerkt: 1) daß er blos das Alce nennet, ohne davon eine weitere Anzeige zu thun, oder eine Beſchreibung zu machen, daß er es nur einmal nennet, und nirgends weiter ein Wort davon ſagt. 2) Daß er allein den Namen Machlis geſchrieben, und daß ſonſt kein einziger lateiniſcher oder griechiſcher Schriftſteller dieſes Wort gebrauchet hat, welches ſogar neu-

h) Anmerkung. Verſchiedene Naturforſcher und ſelbſt einige der gelehrteſten, zum Beiſpiel, Herr Ray, ſind wirklich auf den Gedanken verfallen, daß der Machlis des Plinius, der bei dieſem Schriftſteller neben dem Alce ſteht, kein anderes Thier als das Rennthier ſeyn konnte. Cervus rangifer, the raindeer, Plinio machlis. Ray. Synopſ. quadrup. 88. — Weil ich nicht dieſer Meinung bin, ſo habe ich geglaubt, daß ich hier meine Gründe ausführlich angeben müßte.

W.

neugemacht i) zu ſeyn ſcheinet, und wofür nach der Angabe der Ausleger des Plinius in verſchiedenen alten Handſchriften das Wort Alce ſtehet. 3) Daß er dem Machlis alles beileget, was Julius Cäſar von dem Alce ſagt, ſo wird man nicht daran zweifeln können, daß die Stelle im Plinius verfälſcht worden ſey, und daß dieſe beiden Namen ein und ebendaſſelbe Thier bezeichnen. Iſt dieſe Frage einmal entſchieden, ſo kann darnach auch eine andere entſchieden werden. Iſt der Machlis das Elenthier, ſo wird der Tarandus das Rennthier ſeyn. Dieſer Name Tarandus iſt überdem ein Wort, das in keinem Schriftſteller vor dem Plinius vorkömmt, und von den Naturforſchern auf gar mannigfaltige Art ausgeleget worden. In-
deſ-

i) Man lieſet am Rande dieſer Stelle des Plinius achlin anſtatt machlin. Fortaſſis achlin, quod non cubet, ſagen die Ausleger. Mithin ſcheinet dieſer Name neugemacht, und nach der Vorausſetzung, daß dieſes Thier ſich nicht niederlegen könne, eingerichtet zu ſeyn. Verſetzet man hingegen das l in alce, ſo kommt acle heraus, das vom achlis nicht ſehr verſchieden iſt. Folglich läßt ſich auch gedenken, daß dieſes Wort von den Abſchreibern unrecht geſchrieben worden, um ſo mehr weil man in einigen alten Handſchriften alcem anſtatt machlin findet.

deſſen haben Agricola und Eliot kein Bedenken getragen, dieſen Namen dem Rennthiere beizulegen, und wir pflichten aus den angeführten Gründen ihrer Meinung bei. Uibrigens darf man ſich weder über das Stillſchweigen der Griechen von dieſen beiden Thieren, noch über die Ungewißheit, mit welcher die Lateiner von denſelben geredet haben, wundern, indem die nördlichen Gegenden den erſteren ganz und gar unbekannt, und den letzteren blos aus Erzählungen bekannt waren.

Gegenwärtig trifft man das Elenthier und das Rennthier alle beide blos in den nördlichen Ländern an; das Elenthier dieſſeits, und das Rennthier jenſeits des Polarzirkels in Europa und Aſien *). Man findet ſie in Amerika in geringern Entfernungen vom Aequator wieder, weil die Kälte daſelbſt gröſſer als in Europa iſt. Das Rennthier ſcheuet die Strenge derſelben, ſelbſt die allergrößte nicht; man ſiehet ſogar welche zu Spitzberg k),

 in

*) Das capſche Elen in Sparrmanns Reiſe, p. 496. tab. I. iſt eine Antilope oryx, und gar keine zu dem Elen gehörige Gattung.

D.

k) Man findet überall in den Gegenden von Spitzbergen Rennthiere, aber vornämlich zu Re-

in Grönland l), und in Lappland m) bis ganz hinauf gegen Norden, imgleichen in den nörd-

Rehenfeld, ein Ort, der ſeinen Namen von der großen Anzahl Rennthiere, die ſich dorten finden, bekommen hat. Man ſieht ſie auch in Menge zu Foreland ganz nahe bei dem Muſchelhafen. — Wir waren in dieſer Gegend im Frühling kaum angelanget, als wir einige von dieſen Rennthieren tödteten, welche ſehr mager waren. Hieraus kann man abnehmen, daß, ſo unfruchtbar auch das Land um Spitzbergen, und ſo groß auch die daſelbſt herrſchende Kälte iſt, dieſe Thiere doch den Winter über ſich daſelbſt aufhalten, und ſich mit demjenigen begnügen, was ſie da finden können. Sammlung der Reiſen nach Norden, Th. II. S. 113.

v. B.

l) Anmerkung. Der Kapitän Craycott brachte 1748 aus Grönland ein Männchen und ein Weibchen nach London. Man ſehe die Geſchichte der Vögel von Edwards S. 51. wo man die Figur und Beſchreibung dieſes Thiers unter dem Namen des grönländiſchen Damhirſches findet. Dieſer grönländiſche Damhirſch des Edwards ſowohl als das grönländiſche Reh oder caprea Groenlandica, wovon Herr Grew in der Beſchreibung des Kabinets der königlichen Sozietät redet, ſind nichts anders als das Rennthier. Wenn dieſe Schriftſteller die Hörner oder vielmehr die Geweihe dieſer Thiere beſchreiben, ſo ſcheinen ſie beide die weiche haarigte Haut, mit welcher das Geweihe bei dieſen beiden Thieren bekleidet war, für ein beſonderes Kennzeichen auszugeben. Allein dieſes iſt dem Rennthier, dem

nördlichſten Landſchaften von Aſien n) 4). Das Elenthier 5) kömmt dem Pol nicht ſo

dem Hirſch, dem Damhirſch und allen Thieren, die ein Geweihe tragen, eigen. Die Zeit über, da dieſes Geweihe wächſt, iſt es mit Haaren bedeckt, und da der Sommer die Zeit dieſes Wuchſes und auch die einzige Zeit im Jahr iſt, da man nach Grönland reiſen kann, ſo iſt es kein Wunder, daß die Geweihe von dieſen Thieren, wenn ſie in dieſer Jahrszeit gefangen werden, mit einer haarigten Haut bedeckt ſind. Dieſes Kennzeichen in der Beſchreibung dieſer Schriftſteller hat alſo nichts auf ſich.

Man findet auf den Küſten in der Meerenge Forbisher Hirſche, die mit unſern Eſeln beinahe gleiche Farbe haben, und deren Geweihe breiter und erhabener als an unſern Hirſchen iſt. Ihr Fuß hat 7 bis 8 Zoll im Umfange, und gleichet dem Fuß unſers Ochſen. Lades Reiſe, Th. II. S. 297. Anmerkung. Robert Lade ſcheinet dieſes aus einer alten Reiſebeſchreibung ausgeſchrieben zu haben. Dieſelbe hat folgenden Titel: Schiffahrt des engländiſchen Kapitäns Martin nach den weſtlichen und nordweſtlichen Ländern; Paris 1758. wo es S. 17. alſo lautet: „Ob es gleich in „den Oertern um die Rhede von Warwick Hir„ſche in großer Menge giebt, deren Haut „der von unſern Eſeln gleichet, ſo übertreffen „doch ihr Kopf und ihre Hörner ſowohl in „der Größe als in der Breite gedachte Theile „unſerer Hirſche gar weit; ihre Füſſe ſind „ſo dick als unſerer Ochſen ihre, und ſind, „wie ich verſichern kann, weil ich ſie gemeſ„ſen habe, acht Zoll breit.“ (Navigation du

nahe, es hält ſich in Norwegen o), in Schweden p), in Polen q), in Litthauen r), in

Cap. Martin anglois en Region d'weſt et de Nordweſt, Paris 1578. p. 17.)

m) Man findet in dem Lande der Samojeden und durch ganz Norden viele Rennthiere. Des Olearius Reiſebeſchreibung, Th: I. S. 126. Man ſehe auch Scheffers Geſchichte von Lappland, Paris 1678. S. 209.

V.

n) Die Oſtjaken in Sibirien laſſen gleich den Samojeden ihre Schlitten von Rennthieren und Hunden ziehen. Nouveau Mémoire ſur la grande Ruſſie, tome I. page 181. Man ſieht bei den Tunguſen Rennthiere, Elendthiere, Bären u. ſ. w. in großer Menge. Gmelins Reiſe Th. II. S. 206. — nach der von dem Herrn de l'Isle mitgetheilten Uiberſetzung.

V.

4) Es fängt, da wir kein höher liegendes Land kennen, mit Spizbergen an, wo es nur den weißen Fuchs und weißen Bär neben ſich hat. In Grönland iſt es eben ſowohl zu Hauſe, als in Lappland, Norwegen, bei den Oſtjaken, Samojeden, auf Neuzemlia, bei den Tunguſen, bei den Koräcken und Kamtſchadalen, und überhaupt längs dem Eismeere. Häuslich ſind ſie aber beſonders bei den Lappen, Oſtjaken, Samojeden, Koräcken, und nicht bei den eigentlichen Kamtſchadalen, wie Herr Pennant glaubt. Ob die Inſeln des ruſſiſchen Archipels Rennthiere haben, weiß ich nicht gewiß, aber Steller ſagt, er habe von

in Rußland s) und in den Provinzen Sibiriens, und der Tartarei t), bis gegen Nor-

von den Tſchacktſchen erfahren, daß landwärts einwohnende Amerikaner ebenfalls Rennthierheerden zögen, als die Koräcken; dies wäre auch nicht zu verwundern, da in allen kalten Ländern der neuen Welt wilde Rennthiere unter dem Namen des Karibou vorkommen. Pennant, Allamand und Erxleben treten dem Grafen Buffon hierin völlig bei, daß ſeine Beweiſe für das Einerleiſeyn des Rennthiers und des Karibou keine gültige Einwürfe übrig laſſen. Der Karibou lebt an der Hudſonsbai und in Canada bis gegen den 45ſten Grad der Breite herunter. Denn da es ſelbſt bei Quebeck und in den bewohnten Theilen Akadiens ſich findet, ſo glaube ich, daß es in den weiter nach Weſten liegenden unbebaueten Ländern völlig bis zu dieſem Grade, und vielleicht noch tiefer angetroffen werde.

In der alten Welt geht das Rennthier nicht ſo tief herunter. In Europa ſieht man ſie nur erſt jenſeits dem 61ſten Grad, aber in dem nordöſtlichen Aſien fand Gmelin bei den Tunguſen in Bratskoi im 56ſten, und Herr Pallas ſelbſt gegen den 55ſten Grad an der Ufa, und zwiſchen dem Uda und der Byregaßa theils wilde, theils zahme Rennthiere. Die zwiſchen der Ufa und dem Kamafluſſe ſollen kleiner fallen, als die nördlichen. Auch muß man freilich hier darauf Acht haben, daß dieſe letzten Gegenden Theile des uraliſchen Gebirges ausmachen, wo die Kälte gröſſer iſt. Noch weiter gegen Oſten in der großen Tartarei fängt das Rennthier ſchon gegen den 50ſten Grad an. Am Fluſſe Chiriki,

den in China; man findet es unter dem Namen Orignal, und das Rennthier unter dem Na-

riki, oder wie die Ruſſen ihn nennen, Zia, nördlich über dem Amur, leben die Orochon-Tataren.

„ Dieſe werden von denen Manchen-Tataren „ wegen des Thieres Oron, welche ſie vor „ ihre Schlitten ſpannen, ſo genannt. Es „ hat viele Aehnlichkeit mit dem Hirſch.“

Dieſes Thier Oron kann kein anderes ſeyn, als das Rennthier; denn die Miſſionarien unterſcheiden es ausdrücklich auch von dem Elen, welches ſich hier auch findet. Dies ſtimmet auch völlig mit der neuen Nachricht des Sokolof überein. Er fand das Gebirge längs der mongoliſchen Grenze an den Flüſſen Baldsja und Onon zwiſchen dem 49ſten und 50ſten Grad voll Rennthiere. Man ſieht alſo, daß die Grenzlinie des Rennthiers in Europa viel höher nördlich anfängt; ſie läuft alsdenn vom 61ſten Grade ſchief nach Nordweſt-Aſien herunter, und iſt in dem weſtlichen Amerika am ſüdlichſten, erhebt ſich aber dann etwas wieder gegen die Hudſonsbai, von dieſer Grenzlinie an geht dann die Verbreitung des Rennthiers bis zu dem äußerſten Norden fort; auf der Charte iſt ſie richtig gezeichnet, und man ſiehet, daß der Graf Buffon dieſem Thiere zu enge Grenzen anweiſet, wenn er glaubt, es komme das Rennthier in der alten Welt nie dieſſeits dem Polarzirkel. Zimmerm. a. a. O. I. p. 259.

Die Grenzlinie des Rennthiers, nämlich die Linie, jenſiits welcher nach dem Aequator hin-

Namen Karibu in Canada und dem ganzen nördlichen Theil von Amerika wieder. Die Na-

hingerechnet, ſich keine Rennthiere mehr finden, fängt heutiges Tages in Europa unter dem 61ſten Grade der Breite an, erreicht dann ſchief laufend gegen den 50ſten Grad der Breite in Aſien den Ural, und tritt bei den Kalkas-Tatarn ſelbſt bis zu dem 45ſten Grad hinunter.

In dem Aſien gegenüberliegenden Amerika fängt dieſes Thier zuerſt unter ein wenig veränderter Geſtalt, ſchon etwas über dem vierzigſten Breitengrad an, und läuft bei geringer Erhebung von wenigen Graden queer durch Amerika nördlich von Neuengland dem atlantiſchen Meere zu. — (Zimmermann III. p. 263.)

5) Dieſer obgleich größere Verwandte des Rennthiers widerſteht der Kälte bei weitem nicht ſo gut, als jenes. Die Reiſenden finden ihn weder auf Grönland noch Spitzbergen, Neuzemlia, noch bei der Hudſonsbai. Der Graf Buffon ſagt: das Elen überſchreite den Polarzirkel nirgends. Ich möchte ſagen, kaum den 64ſten Grad; denn die Gegenden, welche Pontoppidan für das Gehege des Elens in Norwegen hält, ſind dieſſeits dieſem Grade, und Scheffer ſagt ausdrücklich, daß Lappland ſeine wenige Elenthiere von dem ſüdlichen Finnlande und Carelien bekomme. Der nördlichſte Ort, wo des Elens gedacht wird, iſt Bereſof im 64ſten Grade. Herr Sujef führt es hier unter den Thieren dortiger Gegend an, allein er nennt es ausdrücklich unter denen, welche nicht weit gegen Norden von Be-

Naturforſcher, welche daran gezweifelt haben, ob das Orignal u), das Elenthier und der

Bereſof gefangen werden, auch ſagt er von der Jagd dieſes Thiers gar nichts; da er doch die Rennthierjagd der Samojeden weitläuftig beſchreibt; woraus ich denn mit Recht vermuthe, daß das Elen dort ſelten ſey, weil das Jagen dieſes Thiers gewiß wegen ſeiner Gröſse einträglicher wäre, als des Rennthiers. Vom 64ſten Grade aber findet es ſich in Europa in Liefland (Fiſcher) Preußen, Curland, Polen, Litthauen, im Kaſaniſchen und Orenburgiſchen bis zum 52ſten Grade; ferner in Sibirien bei Kraſnaiarſk, Irkuzk, Kußnetz längs der Bulanka, unweit Ublakit gegen die chineſiſche Grenze, in Daurien bis tief in der Mongolei oder chineſiſchen Tatarei bis zu den 45ſten Grad. Es heißt dort Han ta han, und dient zur Jagd.

In Amerika fängt das Elen mit Canada und Cap Breton an. Man weiß nicht nur durch Buffons Unterſuchungen, ſondern durch Vergleichung eines lebendigen Mooſe Deer der Engländer, daß das Orignal der Franzoſen mit unſerm Elen ein und daſſelbe Thier ſey. Es erwähnt kein Reiſender ihrer höher als an der Hudſonsbai. Dann gehen ſie von da herunter nach Neuengland, und gar bis Virginien.

Es nimmt alſo das Elen in beiden Welten einen anſehnlichen Streifen der nördlichen Länder ein, der wenigſtens gegen 15 Grade ausmacht. Man bemerke aber dabei, daß dieſer Streif oder Zone, eben wie bei dem Rennthiere in Europa höher in Norden anfängt,

der Karibu x) das Rennthier wäre, hatten die Natur mit den Zeugniſſen der Reiſebe-
ſchrei-

und auch höher aufhört, als in dem ſehr öſtlichen Aſien, und hier ebenfalls höher, als in dem gegenüberliegenden Amerika. Zimmermann a. a. O. I. p. 265. (Anmerk. 37.)

Das Elenthier binnen einem breiten Erdſtreifen, alſo zwiſchen zwei Grenzlinien eingeſchloſſen, lebt in Europa noch gegen den 65ſten Grad, in dem benachbarten Aſien ſchon um einen Grad tiefer, und jenſeits des Jeniſei läuft ſeine nordliche Grenzlinie nur bis etwa über den 61ſten Grad. In Amerika tritt ſie nirgends über den 53ſten Breitenkreis hinauf. Seine ſüdliche Grenzlinie fängt bei dem drei oder 54ſten Grade an, im Kaſaniſchen geht ſie ſchon bis gegen den 52ſten, und läuft dann ſtets ſchiefer, ſtets ſüdlicher bis zu dem 42ſten Grad gegen Korea hinab. Hingegen fängt ſie in Amerika über Californien an, und geht bei geringer Erhebung nach Neuengland fort. Zimm. III. p. 264.

o) Man ſehe die Beſchreibung eines Elenthiers, welche der Herr de la Martiniere in Norwegen angeſtellt hat, in ſeiner Reiſe nach den nördlichen Ländern, Paris 1671. Seite 10. u. d. f.

W.

p) Alces habitat in ſilvis Sueciae, rarius obvius hodie, quam olim. Linn. Fauna ſuecica, pag. 13.

W.

ſchreiber nicht genug verglichen; es ſind gewiß einerlei Thiere, welche nur gleich allen

an=

q) Tenent alces praegrandes albae Ruſſiae ſilvae, fovent Palatinatus varii, Novogrodenſis, Breſtianenſis, Kiovienſis, Volkinenſis circa Aepan, Sandomirienſis, circa Nisko, Livonienſis in Capitaneatibus quatuor ad Poloniae regnum pertinentibus, Varmia iis non deſtituitur. Rzaczynski auctuarium, pag. 303.

V.

r) Der Loß der Litthauer, der Lotzi der Moskowiter, der Oelg der Norweger, das Elenthier der Deutſchen, und das Alce der Lateiner bedeuten nur ein und ebendaſſelbe Thier, welches aber von dem Rehe der Norweger, nämlich dem Rennthier ſehr verſchieden iſt. — Lappland hält ſehr wenig Elenthiere, und bekömmt ſie gemeiniglich aus andern Ländern, beſonders aus Litthauen. — Es giebt auch welche in dem ſüdlichen Finnland, in Kareſien und in Rußland. Scheffers Geſchichte von Lappland, Seite 301.

V.

s) In der Gegend der Stadt Irkutzk findet man Elenthiere, Hirſche u. ſ. w. Gmelins Reiſe, Th. II. S. 165. — nach der von dem Herrn de l'Isle mitgetheilten Uiberſetzung. — Die Elenthiere ſind in den Ländern des Manheous und Solonstataren ſehr häufig. Ebenderſelbe an dem angeführten Orte.

V.

t) Das Thier in der Tartarei, welches die Chineſer Han-ta-han nennen, iſt nach unſerm

Be=

andern in dieſer neuen Welt kleiner als in der alten ſind 6).

Man

Bedünken mit dem Elenthier einerlei Thier. „Das Han=ta=han, ſagen die Miſſiona„rien, iſt ein Thier, welches dem Elenthier „gleichet; man jaget daſſelbe häufig in dem „Lande der Solons, und der Kaiſer Kamhi „nahm bisweilen Theil an dieſem Vergnü„gen; es giebt Han=ta=hans, die ſo groß „ſind, als unſere größten Ochſen: es fin„den ſich nur welche in gewiſſen Gegenden, „und vornämlich nach den Gebirgen Sewalki „zu, in den moraſtigen Landſchaften, wo ſie „ſich ſehr gerne aufhalten, und wo ihre „Jagd leicht iſt, weil ihre Schwerfälligkeit „ihre Flucht aufhält." Allgemeine Reiſegeſchichte, Th. XVI. S. 602.

B.

6) Die Elenthiere oder Orignale ſind in der Provinz Canada häufig, und in dem Lande der Huronen ſehr ſelten, indem dieſe Thiere ſich gemeiniglich in den kälteſten Ländern aufhalten, und nach denſelben zurückziehen. — Die Huronen nennen dieſe Elenthiere Sondareinta, und die Caribus Auſquoi; von letzteren gaben die Wilden uns einen Fuß, der hol, ſo leicht von Horn, und auf ſolche Art gebildet war, daß man leicht glauben kann, was von dieſem Thier geſagt wird, nämlich daß es auf dem Schnee gehe, ohne tief einzutreten. Das Elenthier iſt höher als das Pferd. — Es hat gemeiniglich ein gräuliches, und bisweilen rothfahles ungefähr fingerlanges Haar; ſein Kopf iſt ſehr lang, und trägt

ein

Man kann von der Geſtalt des Elenthiers und des Rennthiers ziemlich richtigere Begriffe

ein doppeltes Geweihe wie der Hirſch, das aber breit, und wie das Geweih eines Damhirſches geſtaltet und drei Fuß lang iſt; ſein Fuß hat geſpaltene Klauen, aber viel größere Hufſchalen; ſein Fleiſch iſt kurz und ſehr niedlich; er weidet auf Wieſen, und lebt auch von zarten Baumſpitzen. Nächſt den Fiſchen iſt dieſes Thier das überflüſſigſte Manna der Canadier. Des Sagard Theodat Reiſe, S. 208. — Es giebt Elenthiere in Virginien. Hiſt. de la Virginie. Orleans 1707. Seite 213. — Man findet in Neuengland ſehr viele Elenthiere oder Orignals. Denys Beſchreibung von Nordamerika Th. I. S. 27. — Die Inſel Cap Breton iſt wegen der Jagd des Orignals ſehr geſchätzet worden; daſelbſt waren ehemals dieſe Thiere in großer Menge, aber itzt ſind keine mehr da, die Wilden haben ſie insgeſamt vertilget. Ebenderſelbe Th. I. S. 163. — Das Orignal in Neufrankreich iſt eben ſo groß als ein Maulthier, ſein Kopf iſt faſt eben ſo als an dieſem geſtaltet, ſein Hals iſt länger, ſein ganzer Leib iſt magerer, ſeine Beine ſind lang, ſehr trocken, ſein Fuß hat geſpaltene Klauen, und ſein Schwanz beſteht in einem kleinen Zipfel; einige haben ein weißgraues, andere ein rothes und ſchwarzes Haar, und wenn ſie alt werden, ſo iſt das Haar hol, ſo lang wie ein Finger, und gut Matratzen daraus zu machen, oder Pferdeſättel damit auszuſtopfen, indem man es nicht niederdrückt, ſondern, wenn es geklopft wird, wieder in die Höhe kömmt. Das Elenthier trägt auf ſeinem Kopf ein großes Geweihe, das platt und wie eine Hand

flach

griffe bekommen, wenn man ſie beide mit dem Hirſch vergleicht. Das Elenthier iſt gröſ=

flach ausgebreitet iſt; man findet Geweihe die beinahe eine Klafter lang ſind, und an die hundert Pfund wiegen. Es fällt ihnen eben ſo ab wie den Hirſchen. Ebenderſelbe, Th. II. S. 321. — Das Orignal iſt eine Art von Elenthier, welches ſich in etwas von denjenigen unterſcheidet, die man in Moskau ſieht. Es iſt ſo groß wie ein Maulthier in Auvergne, und von ähnlicher Bildung, das Maul, den Schwanz und das große platte Geweihe ausgenommen, welches letztere an die drei und wohl gar vierhundert Pfund wieget, wenn man einigen Wilden glauben kann, die nach ihrer Verſicherung dergleichen Geweihe von dieſem Gewicht geſehen haben. Dieſes Thier ſucht gemeiniglich die unangebaueten Gegenden; das Haar des Orignals iſt lang und braun, ſeine Haut iſt ſtark und hart, wiewohl nicht recht dick; ſein Fleiſch iſt gut, aber das Weibchen hat das zarteſte Fleiſch. Voy. de la Hontan, Th. I. S. 86.

V.

x) Der Caribu iſt ein Thier mit dickem Mauſe und langen Ohren. — Da es breite Füſſe hat, ſo läuft es ohne Müh über den gefrornen Schnee davon. Hierin unterſcheidet es ſich von dem Orignal, welches, wenn es kaum aufgejagt iſt, ſogleich im Schnee ſtecken bleibt. Voy. de la Hontan, Th. I. S. 90 — Die Inſel St. Johann liegt in der großen Bai St. Lorenz; auf dieſer Inſel giebt es gar keine Orignale; es finden ſich aber daſelbſt Caribus, die eine andere Art von Orignalen ſind; ſie haben keine ſo ſtarke Geweihe,

größer, dicker und höher von Beinen; es hat einen kürzeren Hals, ein längeres Haar, ein

ihr Haar iſt dichter und länger, und beinahe ganz weiß. Sie ſind vortreflich zu eſſen, ihr Fleiſch iſt weißer als des Orignals ſeines. Deſcript. de l'Amerique ſeptentr par Denys, tom. I. p. 202. Der Caribu iſt eine Art von Hirſch, der einen ſehr langen Athem und viel Geſchicklichkeit zum Laufen hat. Voy. de Diereville, S. 125. Der Caribu iſt ein Thier, das ein wenig kleiner als das Orignal iſt, und in Anſehung der Geſtalt mehr vom Eſel als vom Mauleſel an ſich hat, und das wenigſtens in der Geſchwindigkeit dem Hirſch gleichet; vor einigen Jahren ließ ſich eines am Diamanten-Vorgebirge oberhalb Quebeck ſehen. — Man macht ſehr viel Weſens von der Zunge dieſes Thiers, deſſen wahres Land in der Gegend von der Hudſonsbai zu ſeyn ſcheinet. Charlevoix Hiſt. de la Nouv. France, tom. III. p. 229. — Die beſte Jagd in Nordamerika iſt die von dem Caribu, ſie dauret das ganze Jahr hindurch, und vornämlich im Frühling und Herbſt ſieht man ſie in Schaaren von drei, vier und mehr hunderten auf einmal. — Die Caribus haben, ihre Hörner ausgenommen, mit den Damhirſchen eine ziemliche Aehnlichkeit; wie die Matroſen das erſtemal welche ſahen, ſo erſchracken ſie davor, und liefen weg. Lettres édifiantes X. Recueil. page 312.

W.

6) Spielarten ſind bei dem Elen eben ſowohl als bei dem Rennthier. Die von Amerika ſind, überhaupt genommen, etwas größer, weil ſie, wie Pennant meinet, weniger beunruhi-

ein viel breiteres und ſtärkeres Geweihe als der Hirſch. Das Rennthier iſt niedriger und

T 2 un=

ruhiget, in ungeheuren Wäldern überflüſſige Nahrung finden. Dudly ſagt, die kleinern, welche Wampooſen heißen, wären weißlich-grau, die großen hingegen braun. Es iſt auch, wie bei allen Thieren des Hirſchgeſchlechts, bei dem Elen eine große Verſchiedenheit unter dem Geweihe anzutreffen. Aber die größte Abweichung wäre die, deren Pennant, Joſſelyn und Dudly gedenken. Sie geben die Höhe eines Mooſe-Deers zu 11 bis 12 Fuß an, da doch Diereville und la Hontan eben dies Thier nur dem Pferde an Größe gleich ſchätzen. So übertrieben indeß die Größe des joßelyniſchen Elens auch ſcheinet, ſo bezeugt dennoch Pennant, er ſey von Jemanden, welcher ſich lange an der Hudſonsbai aufgehalten habe, benachrichtiget worden, daß die Indianer dort von einer Art Mooſe-Deer reden, welche bei ihnen Waskeßen heißt, und deren Größe die der gewöhnlichen Elen ſehr anſehnlich übertreffe. Dieſe Waskeßen ſollen ſich gegen 150 deutſche Meilen hinter dem Fort York finden, welches im 57ſten Grad an der Hudſonsbai liegt. Eine Beſtätigung dieſer großen uns unbekannten Thiere des Hirſchgeſchlechts geben die ungeheuren Hörner, welche man jetzt in Irrland ausgräbt. Dieſe Hörner gehörten gewiß einem Thiere, welches dem Elen glich, ſie ſind aber weit größer als die Elengeweihe. Pennant giebt folgende Maße davon an:

Die

unterſetzter y); es hat kürzere und dickere Beine, und viel breitere Füſſe; es hat ein ſehr dichtes Haar und ein weit längeres Geweihe, das ſich in gar viele Aeſte z) mit fla-

	engl. Maß. Fuß.	Zoll.
Die Länge der Stange vom Stirnknochen bis zu den äußerſten Zinken	5	—
Die Stirnzinken (Browantlers) —	—	11
Die breiteſte Fläche einer Stange oder Schaufel oder Krone — —	—	18
Breite der Krone zwiſchen den beiden äußerſten Zinken — — —	7	9
Dies Maß übertrifft, ſo Herr d'Aubenton von unſerm Elen gegeben, ganz außerordentlich. Denn ihm zufolge iſt die Länge einer Stange eines großen Elengeweihes nur —	3 1/2	—
Breite der Stange oder Schaufel —	—	15
Breite oder Weite des Geweihes —	5	—

Das Maß des Herrn Pennants war indeß nur von einem kleinen Geweihe, da ich hingegen unter den d'aubentonſchen die großen ausgeſucht habe. Auch wiegen die letztern etwa 40 Pfund, da das Gewicht der ausgegrabenen Hörner oft über 300 Pfund ausmacht. Zimmerm. a. a. O. I. 265.

O.

y) Die Hirſche ſind höher von Beinen, aber kleiner vom Leibe, als das Rennthier. J. Scheffers Geſchichte von Lappland, Paris 1678. S. 205.

V.

z) Es giebt daſelbſt viele Rennthiere, die zwei Hörner haben, welche nach hintenzu ſtehen, wie

flachen Kronen theilet. Das Geweih des Elenthiers hingegen iſt, ſo zu ſagen, blos

wie gemeiniglich der Hirſchen ihre. Mitten zwiſchen dieſen beiden Hörnern geht ein kleinerer Aſt hervor, welcher aber eben ſo wie das Geweih eines Hirſches in verſchiedene Enden abgetheilet, vorwärts gerichtet iſt, und wegen dieſer Lage und Geſtalt für ein drittes Horn gehalten werden kann. Indeſſen trägt es ſich noch häufiger zu, daß jedes von den großen Hörnern aus ſich einen ſolchen Aſt treibt, daß auf dieſe Art jedes ein anderes kleines Horn nach der Stirne zu hat, und daß ſolchergeſtalt nun nicht mehr drei, ſondern vier Hörner zu ſehen ſind, wovon zwei nach hintenzu, wie beim Hirſch, und zwei vorwärts ſtehen. Dieſes iſt bei dem Rennthier etwas beſonders. — Man hat auch bisweilen befunden, daß die Hörner der Rennthiere folgende Lage hatten, zwei waren hinterwärts gekrümmt, zwei kleinere giengen in die Höhe, und zwei noch kleinere waren vorwärts gerichtet; alle hatten ihre Enden, und alle hatten doch nur eine Wurzel, indem diejenigen, welche über die Stirne hervorſtanden, eben ſowohl als die, welche in die Höhe giengen, eigentlich nichts weiter als die Sproſſen der großen Hörner waren, die beim Rennthier ſo wie beim Hirſchen hinterwärts gekrümmt ſind. Uibrigens iſt dieſes nicht ſehr gewöhnlich; man ſieht häufiger Rennthiere, die drei Hörner haben, und die Anzahl derer, welche vier haben, iſt, wie wir ſchon geſagt, noch größer. Alles dieſes iſt von den Männchen zu verſtehen, die große und breite Hörner mit vielen Aeſten haben; denn die

auf dem Schnitt gezackt und abgeſtutzt. Alle beide haben einen kurzen Schwanz und viel längere Ohren als der Hirſch. Sie hüpfen und ſpringen nicht, wie das Reh oder der Hirſch, ihr Gang iſt eine Art von Trab, aber ſo ſchnell und leicht, daß ſie binnen gleicher Zeit beinahe eben ſo weit kommen, als jene, und doch nicht ſo müde werden; denn ſie können ſolchergeſtalt ein bis zwei Tage a) traben, ohne ſtille zu ſtehen. Das Rennthier hält ſich auf Bergen b) auf. Das Elenthier hat ſeinen Aufenthalt in niedrigen Gegenden und in ſumpfichten Wäldern.

Bei=

Weibchen haben kleinere und nicht ſo viele Aeſte daran. Scheffer ebendaſelbſt S. 306.

V.

a) Das Orignal läuft nicht und hüpft auch nicht, allein ſein Trab kömmt beinahe mit dem Laufen eines Hirſchen überein. Die Wilden verſichern, daß es im Sommer drei Tage und drei Nächte traben kann, ohne ſich auszuruhen. Reiſebeſchreibung des la Hontan, Th. I. S. 85.

V.

b) Rangifer habitat in Alpibus Europae et Aſiae maxime ſeptentrionalibus, victitat Lichene Rangiferino. Alces habitat in borealibus Europae Aſiaeque populetis. Linné Hiſt. nat. ed. X. p. 67.

V.

Beide thun ſich in Schaaren zuſammen, wie der Hirſch, und gehen in Geſellſchaft; beide können zahm gemacht werden, aber das Rennthier doch weit mehr, als das Elenthier. Dieſes hat, wie der Hirſch, aller Orten ſeine Freiheit behalten, dahingegen das Rennthier bei dem ſchlechteſten Volk ein Hausthier geworden iſt. Die Lappländer haben kein anderes Vieh. Konnte der Menſch in dieſem eiskalten Lande, welches von der Sonne nur ſchiefe Stralen bekömmt, wo die Nacht wie der Tag ihre Jahreszeit hat, wo der Schnee die Erde vom Anfang des Herbſtes an bis zum Ende des Frühlings bedecket, und wo das Grüne des Sommers blos in Dornbüſchen, Wacholderbäumen und Moos beſtehen, wohl hoffen, Heerden zu unterhalten? Da das Pferd, der Ochs, das Schaf und alle unſere andern nützlichen Thiere daſelbſt weder ihren Unterhalt finden, noch die ſtrenge Kälte aushalten können; ſo hat man unter den Bewohnern der Wälder die am wenigſten wilde und nützlichſte Art ausſuchen müſſen. Die Lappländer haben das gethan, was wir ſelbſt thun würden, wenn wir unſer Vieh verlören. Wir würden alsdenn wohl, um dieſe Lücke auszufüllen, die Hirſche und Rehe in unſern Wäldern zähmen, und ſie zu Hausthieren machen müſ-

 ſen;

ſen; und ich glaube gewiß, daß wir damit zu Stande kommen würden, und daß wir bald eben ſo viel Nutzen davon würden zu ziehen wiſſen, als die Lappländer von ihren Rennthieren ziehen. Aus dieſem Beiſpiel müſſen wir erſehen, wie weit ſich die Freigebigkeit der Natur gegen uns erſtreckt; wir gebrauchen die Reichthümer, welche ſie uns darbietet, lange nicht alle; der Vorrath derſelben iſt weie unerſchöpflicher, als wir uns es vorſtellen. Sie hat uns das Pferd, den Ochſen, das Schaf und alle unſere andern Hausthiere gegeben, damit ſelbe uns dienen, nähren und kleiden ſollten; und ſie hat noch Gattungen aufbehalten, die den Mangel derſelben würden erſetzen können, und welche uns zu unterwerfen und dienſtbar zu machen blos auf uns ankommen würde. Der Menſch weiß nicht hinlänglich, was die Natur thun kann, und was er über ſie vermag. Anſtatt ſie in dem, was er nicht kennet, aufzuſuchen, mag er ſie lieber in allem, was ihm von ihr bekannt iſt, mißbrauchen.

Wenn man die Vortheile, welche die Lappländer von dem zahmgemachten Rennthier haben, gegen diejenigen hält, die wir von unſern Hausthieren ziehen, ſo wird man ſehen,

hen, daß dieſes Thier allein ſo viel werth iſt, als zwei bis drei der unſrigen. Man brauchet daſſelbe, wie das Pferd, zum Ziehen der Schlitten und anderer Fuhrwerke; es gehet viel ſchneller und leichter, legt ohne Mühe täglich dreißig Meilen zurück, und läuft eben ſo ſicher über den gefrornen Schnee, als über einen Platz, der mit kurzem dichtem Graſe bewachſen iſt. Das Weibchen giebt kräftigere und nahrhaftere Milch als die Kuh; das Fleiſch dieſes Thiers iſt ſehr gut zu eſſen; ſein Haar iſt ein vortrefliches Pelzwerk, und die zubereitete Haut wird ein ſehr ſchmeidiges und dauerhaftes Leder. Es liefert alſo das Rennthier allein alles dasjenige, was wir von dem Pferd, dem Ochſen und dem Schaf bekommen.

Die Art und Weiſe, wie die Lappländer dieſe Thiere aufziehen und regieren, verdienet eine beſondere Aufmerkſamkeit. Olaus c), Scheffer d)

 und

c) Hiſt. de Gentibus ſeptent. auctore Oleo Magno. Antverpiae 1558. pag. 205. et ſeq. V.

d) Hiſtoire de la Lapponie, traduite du latin, de Jean Scheffer, Paris 1678. p. 205. et ſuiv. V.

und Regnard e) haben uns davon wichtige Dinge umſtändlich gemeldet, welche wir glauben, hier im Auszug vorlegen zu müſſen, doch ſo, daß wir die Umſtände, in welchen ſie geirret haben, berichtigen oder weglaſſen. Das Geweihe des Rennthiers, ſagen dieſe Schriftſteller, übertrifft das Geweih des Hirſchen an Größe und an Menge von Aeſten ungemein weit, und iſt eine Art von wunderbarer und ungeheurer Seltenheit 7). Der Fraß dieſes Thiers iſt den Winter über ein weißes Moos, welches es unter dem dicken Schnee zu finden weiß, indem es daſſelbe mit ſeinem Geweihe aufwühlet, und mit ſeinen Füſſen aus dem Wege räumt. Des Sommers lebt es von Knoſpen und Baumblät-

e) Oeuvres de Regnard, Paris 1747. T. I. p. 172. et ſuiv.

D.

7) Man ſehe im Anhange, was Herr Gatterer von ihrem Nutzen geſammlet hat. Wie auch Linnei et Hoffberg Diſſert. Cervus Rheno. Vpſal 1754. Ein Rennthier dienet des Winters vier Lappen, wenn ihnen Fiſche u. d. gl. fehlen, zum Unterhalt. Die Hörner werden jetzt auch geraſpelt, und es wird Gallert daraus gekocht; ſogar die Harnblaſe dienet den Lappen ſtatt einer Brandweinsflaſche. Linné a. a. O.

D.

blättern mehr als vom Graſe, welches es vor den vorwärts geſtreckten Aeſten ſeines Geweihes nicht ohne Mühe abäſen kann 8); es

8) Wenn ſchnelle Kälte auf Regen und ſchlackiqtes Wetter im Herbſte folget, ſo legt ſich gleichſam eine Eisſchale auf das Feld, und das Rennthiermoos, dann hauen die Lappen ganze Tannengehölze nieder, damit die Rennthiere das Laub (oder das Schorfmoos auf denſelben, wie Linné ſagt) freſſen können. Da ſolches aber vielen Schaden thut, ſo hat der Archiater von Linné den Herrn Doktor Högſtröm zu unterſuchen, welche Kräuter die Rennthiere des Sommers freſſen, damit man verſuchen könnte, ſie des Winters damit zu futtern. Herr Högſtröm nennet nun folgende, außer dem Lichene rangiferino: Epilobium anguſtifolium, Geranium ſylvaticum, Menyanthes trifol. Comarum paluſtre, Solidago Virgaurea, Alchemilla vulgaris, Rumex acetoſa, Sonchus alpinus, Melampyrum criſtatum, Aria flexuoſa, Betula alba, Salix capraea, Cornus ſuecica, Rubus Chamaemorus, Angelica ſylveſtris, Carduus heterophyllus und Melica nutans. Högſtröm in den ſchwed. Abhandl. v. J. 1750. B. XII. p. 96.

Folgende Pflanzen freſſen die Rennthiere des Sommers auf den Alpen nicht:

Anthoxanthum odoratum, Dactylis glomerata, Avena pratenſis, Convolvulus arvenſis, Chenopodium, Bonus henricus, Parnaſſia paluſtris, Erica vulgaris, Vaccinium Myrtillus, Vacc. Vitis idaea, V. vliginoſum, Paris quadrifolia, Andromeda caerulea, Andr. hypnoides, Arbutus alpina, Alſine

es läuſt über den Schnee, und tritt nicht tief hinein, weil ſeine Füſſe breit ſind. — Dieſe Thiere ſind fromm; man macht Heerden daraus, und ſie bringen ihren Herren viele Vortheile ein; die Milch, die Haut, die Sehnen, die Knochen, die Hörner an den Füſſen, die Geweihe, das Haar, das Fleiſch, alles iſt an ihnen gut und zu gebrauchen. Die reichſten Lappländer haben Heerden von vier bis fünfhundert 9) Rennthie-

ſine media, Filipendula Ulmaria, Potentilla anſerina, Pot. verna, erecta, Dryas octopetala, Actea ſpicata, Aconitum lycoctonum, Anemone hepatica, Ranunculus acris, Caltha paluſtris, Trollius europaeus, Stachys ſylvatica, Antirrhinum Linaria, Pedicularis Sceptr. Carol. Pedic. paluſtris, Linnaea borealis, Thlaſpi arvenſe, T. campeſtre, Serratula arvenſis, Tanacetum vulgare, Artemiſia Abſinthium, Tuſſilago frigida, Erigeron acre, Satyrium viride, ſ. nigrum, Serapias Helleborine, Cypripedium Calceolus, Carex veſicaria, Pinus ſylveſtris, Pinus abies und Myrica Gale. Wie Herr Högſtröm bemerkt, und Linné in Diſſ. Cervus Rheno. p. 7. angeführt hat.

D.

9) Die Koräken ſollen gar Heerden von 40 bis 50000 haben. Wie wir aus dem ſtralſ. Magaz. p. 405. im Anhange leſen werden. Anmerk. 91.

Dividuntur vulgo Lappones in Alpinos et Sylvaticos. — Illi tranquillo, hilarique ani-

thieren, die Armen haben 10 bis 12 Stück; man jagt ſie nach der Weide, treibt ſie wieder zu Stalle, oder ſchließt ſie auf die Nacht über in Hürden ein, um ſie auf dieſe Art vor den Anfällen der Wölfe in Sicherheit zu ſetzen 10). Bringt man ſie in ein anderes Kli=

animo, hi pauperes, triſtes, melancholici. — Quum enim Alpinus trecentos vel quadringentos imo mille interdum poſſidet (rhenones) ſylvatico contra ultra centum vix adſunt. Linné Diſſ. Hoffb. p. 11.

Rennthiere ſind unter der Viehzucht (in Kemi Lappmarke) nicht am wenigſten vortheilhaft. Man hat ihrer wohl jetzt (in Kuſamo Kirchſpiel) nicht mehr ſo viel als ſonſt, aber doch finden ſich 100 Stück auf manchem Hemman und auf den meiſten 5 bis 30. Ohne empfindlichen Mangel kann man ſie nicht gänzlich entbehren. Lagus ſchwed. Abh. B. 35. p. 75.

D.

10) Sie kommen auch um gemolken zu werden, und durch den gemachten Rauch in den Hütten die Bremſen zu vertreiben, dahin. Sonſt ziehen die Lappen auf den Alpen ſelbſt im ſtrengen Winter mit ihnen in den Wäldern herum. Linné beſchreibt dieſes ſchön: Quum autem — ipſe ſibi eſcam quaerat Rangifer, non neceſſe eſt Lapponi ut hiemale pabulum illi colligat, ſed ut cum grege ſuo quotannis et quotidie, non aeſtate ſolum, verum hieme pariter, die nocteque vaſtiſſimis in ſylvis, intenſiſſimo licet frigore, imo ſub ipſa

Klima, ſo ſterben ſie in kurzer Zeit. Der ſchwediſche Fürſt Steno ſandte ehemals ſechs dem

ipſa bruma oberrare oporteat. Periret tantis difficultatibus vexandus paſtor, niſi natura largiente haberet ſolatia, quibus erectus omnia vincat. Splendent longam per noctem ſidera et ipſa nix demiſſos coelo radios reflectit. Charmata omni nocte mille figuris coelum et aera illuminant. Veſtes e pellibus hirſutis rangiferinis confectae, manicae item et calcei ex eadem materia facti, hique Carice veſicaria repleti, eum immunem ſervant contra vim omnem frigoris. In ipſis nivium acervis quieſcit paſtor oberrans per deſerta ſilvarum, fumo tabaci ſe oblectat, dumque canibus cum ſuis ludit, aeque contentus et animo tranquillo vivit ac Tityrus olim ſub tegmine fagi, licet nos quidem horrore percutiamur, ſi vel fando alicubi audiverimus, quanta in vehementia frigoris verſetur; adeo a teneris adſueſcere, multum eſt. Linné et Hoffberg Diſſ. p. 10.

Den Schaden, den die Wölfe thun, werden wir im Anhange aus den ſchwed. Abh. B. 36. p. 148. leſen.

In den Jahren 1756 bis 1762, da die Rennthiere von einer Menge Wölfe verfolgt wurden, mußte man Lappen (im Kuſamo Kirchſpiel in Kemi Lappmarken) annehmen, ſie zu hüten, aber nach Ausrottung der Raubthiere ſind alle Hüterknechte verabſchiedet worden, weil man fand, daß ſie die Rennthiere molken, wovon Mutter und Kälber in Abnahme kamen. — Verſpürt man einen Wolf, ſo

dem Herzog Friederich von Hollſtein über, und in neueren Zeiten, nämlich im Jahr 1533, ließ Guſtav, König von Schweden, zehn Männchen und Weibchen nach Preußen bringen, die man in Gehölzen laufen ließ. Alle verreckten, ohne ſich weder damals, wie ſie noch zahm waren, noch nachhin, da man ſie hatte wieder wild werden laſſen, vermehret zu haben. „Ich hätte ger„ne, ſagt Herr Regnard, einige leben„dige Rennthiere nach Frankreich gebracht; „allein verſchiedene Leute haben ſolches „vergeblich verſucht, und im vorigen Jahr „brachte man drei bis vier nach Danzig, „wo ſie ſtarben, indem ſie dieſes Klima, „das ihnen zu warm iſt, nicht vertragen „konnten.“ 11)

Es

ſo wird ihm unermüdet nachgeſtellet, bis er vor Büchſe oder Axt fällt. Manchmal findet man Wölfe von Rennthieren durchſtoſſen. Schwed. Abh. 1773. B. 35. p. 76. 77. D.

11) Wir werden im Anhange ein Rennthier von dem Grafen Mellin beſchrieben finden, welches in Deutſchland lebt; ſo ſoll nach meinem Aufenthalte in Upſala eines dahin gekommen ſeyn, und in Island pflanzen ſich diejenigen, die Herr Todal dahin gebracht hat, (wie Herr Brünnich im Le progres de l'hiſt. nat.

Es giebt in Lappland wilde und zahme Rennthiere 12). In der Brunſtzeit läßt man die Weibchen in die Gehölze laufen, und ſich wilde Männchen ſuchen, und da dieſe wilden Rennthiere ſtämmigter und ſtärker ſind als die zahmen, ſo ſpannet man diejenigen, die von dieſer Vermiſchung entſtanden ſind, vorzüglich vor den Schlitten. Dieſe Rennthiere ſind nicht ſo fromm als die andern, denn ſie

nat. en Dannemark, p. 94. anführt) gut fort.

D.

12) Herr E. Lagus ſagt, daß im Kirchſpiel Kuſamo in der Lappmark Kemi die Jagd der wilden Rennthiere ſonſt das vortheilhafteſte Nahrungsmittel geweſen ſey. Man verrichtete ſie meiſt mit aufgeſtellten Spießen, Pfeilen oder Schlingen, in Päſſen der Wälder, wo man fand, daß die Thiere ihren Weg nahmen, oder wohin ſie getrieben wurden. Durch zu gieriges Jagen und vielen Mißbrauch des Feuers in Wäldern ſind jetzt die wilden Rennthiere ganz ſelten geworden. Schwed. Abh. B. 35. p. 78.

Feri Rhenones cicuribus duplo majores ſunt et duriorem habent pellem. In alpibus quos habitant Lappones ita quidem illi ſunt exſtirpati, ut rariſſime obſerventur, verum in alpibus Dalekarlicis, quae incolis carent, centeni ſaepe catervatim vagantes apparent. Linné Cerv. Rheno, p. 24.

D.

ſie wollen nicht allein bisweilen ihrem Leiter nicht gehorchen, ſondern kehren ſich auf eine ungeſtümme Art gegen ihn um, gehen auf ihn los, und ſchlagen ihn mit den Füſſen, ſo, daß ihm kein anderes Rettungsmittel übrig bleibt, als ſich mit ſeinem Schlitten ſo lange zu bedecken, bis der Zorn ſeines Thiers vorüber iſt 12*). Uibrigens iſt dieſes Fuhrwerk ſo leicht, daß man daſſelbe ohne Mühe handhaben und über ſich umwenden kann; es iſt unten mit Häuten von jungen Rennthieren überzogen, ſo, daß das Haar gegen den Schnee gerichtet iſt, und hinterwärts glatt anliegt, damit der Schnee deſto leichter vorwärts glitſche, und am Berge nicht ſo leicht zurückweiche. Das angeſpannte Rennthier hat zur Halsſchnur blos ein Stück Haut, woran man das Haar ſitzen laſſen, und wovon nach der Bruſt zu ein Riem hinunter geht, der ihm unter dem Bauch und zwiſchen den Beinen durchgezogen, und in ein Loch gebunden wird, das vorne an dem Schlitten iſt. Der Lappländer hat keine andere Leitſtränge, als einen einzigen Strick, der

12*) Högſtröm ſagt, es finde ſich unter tauſend kaum eines von der Art, und ihm ſey es nie begegnet. Lapp. p. 120. §. 15.

der an der Wurzel von dem Geweihe des Thiers geknüpft iſt, und den er auf dem Rücken deſſelben bald nach der einen, bald nach der andern Seite wirft, je nachdem er es rechts oder links lenken will 13). Es kann alle

13) Hiberno tempore rhedam trahit Rangifer, fune inter pedes medio et regitur loro cornibus annexo. Unicam tantum perſonam aut X. Librarum pondus ferre poteſt, gravius enim raro ſuſtinet. Si urgetur, X. vel XII. milliaria poteſt currendo emetiri, at tum mox mactandus eſt, quoniam fatigatus immodico curſu vivere amplius haud ſolet. Et eſt ſaepe obſervatum, eum continuo curſu per VI. vel VII. mill. iter carpere, licet vix ullo momento ſub itinere quieſcat. In dorſo mollis eſt, ut ephippium ſi imponeretur, non ferat. Itaque aſſerculum quallbet a parte dorſi injungunt Lappones et levi onerant pondere, dum aeſtate ab uno in alium locum promovent. Diſſ. Linné et Hoffberg Cervus Rheno. Upſ. p. 23.

Högſtröm leugnet gegen Maupertuis, daß der Zaum an den Hörnern feſtgemacht ſey, und beſchreibt das Fuhrwerk ausführlich, p. 117. —

Laqus ſagt: Außer dem gewöhnlichen Fuhrwerke, das bei den Rennthieren gebraucht wird, der Pulka, in dem Leute fahren, und Akja, in dem man Laſten legt, werden hier (in Kemi Lappmark) die Rennthiere auch vor kleine Schlitten (Kälkar) geſpannet, auf denen ſie Heu, Stroh, Holz u. d. gl. ziehen müſſen. Aber dieſe braucht man nicht zu Reiſen in

alle Stunden vier bis fünf Meilen gehen 13*); allein je geſchwinder dieſe Art zu reiſen iſt,

U 2 deſto

in die Stadt. — Sie thun gute Dienſte bei Fuhren, ſo lange ſie leben. — Schwed. Abh. B. 35. p. 76.

Eine Pferdeladung giebt vier Rennthierladungen. Ebend. p. 82. Weil die Rennthiere nicht ſtärker ſind, als daß der Lappe einem Rennthiere 10 bis 12 Zentner, einem andern aber eine Perſon aufladet, ſo muß er ein leichtes Fuhrwerk haben. Högſtröm p. 115.

D.

13*) Wir werden im Anhange bei Anm. 24. ſehen, daß die Tunguſen ſie auch zum Reiten gebrauchen. S. auch Georgi Reiſen I. p. 256.

Das geſchwindeſte Rennthier, welches Pictet gebrauchte, lief in einer Sekunde 25 3/4 Pariſer Fuß, oder in einer Minute 1545 Pariſer, oder 1648, 9 engl. Fuß, oder in 18, 34 Minuten eine ſächſiſche Meile. Ein engliſches Pferd, das doch die Wette noch verlor, lief auf kurze Zeit ſchneller, würde es aber vielleicht nicht ſo lange ausgehalten haben. Die Geſchwindigkeit zu Schrittſchuhen war viel größer. Käſtner in dem neuen Hamburg. Magaz. VI. Band p. 382. M. ſ. Holſtein. ſchwed. Abh. B. 36. p. 139. und Anhang. Anm. 103.

Högſtröm zweifelt, daß die Rennthiere in 24 Stunden 50 Meilen, oder wie Scheffer ſagt; in 10 Stunden 12 bis 16 ſchwediſche Meilen laufen, es ſey denn mit Abwechſelung von guten Rennthieren. Doch ſey es oft mit

ihm

deſto unbequemer iſt ſie auch, man muß derſelben gewohnt ſeyn, und beſtändig arbeiten, um ſeinen Schlitten zu halten, und das Umwerfen deſſelben zu verhüten.

Die Rennthiere haben im Aeußerlichen viele Dinge mit den Hirſchen gemein 14), und die Einrichtung der innern Theile iſt, ſo zu reden, ebendieſelbe f). Aus dieſer natürlichen Gleichheit entſpringen gleiche Eigenſchaften und Wirkungen. Das Rennthier wirft, wie der Hirſch, ſein Geweihe alle Jahre ab, und ſetzt, wie dieſer, Fett an; es tritt in ebenderſelben Jahrszeit in Brunſt, nämlich gegen den Ausgang des Septembers; die

Weib-

ihm 6 bis 7 Meilen in einem Laufe geſprungen. Mit gemeinen Rennthieren auf weiten Reiſen und gutem Wege rathe er, alle Stunde nur eine Meile zu fahren, bei tiefem Schnee könne man froh ſeyn, wenn man mit ihnen in 2, 3 bis 4 Stunden eine Meile fortkomme. Högſtröm Lapp. p. 118.

D.

14) Linné et Hoffberg Diſſ. Cervus Rheno. p. 4. 6.

D.

f) Vide Rangifer. Anatom. Barth. Act. 1671. No. CXXXV.

B.

Weibchen von beiden Gattungen gehen acht Monate trächtig, und werfen nur ein Junges 15). Die Weibchen unter den Rennthieren haben in dieſer Brunſtzeit gleichfalls einen ſehr übeln Geruch, und unter den Weibchen, ſo wie unter den Hirſchkühen giebt

15) A feſto Mathei usque ad Michaelem, venere aeſtuant rangiferi, quo tempore cutem deponunt cornua et graviter feriunt Rhenones. Saepe eo usque procedit libido, ut hac exhauſti, macie plane extabeſcant et non nunquam inde moriantur. Feminae majores et fortiores mares prae ceteris admittunt, ad eos aufugiunt a junioribus agitatae, qui hos in fugam conjiciunt. Primo anno mares haud patiuntur feminae, raro ſecundo, poſtea vero quotannis. Neque ante hoc tempus feminis ſe jungere mares ſolent. Triceſima tertia poſt congreſſum hebdomade, id eſt circa diem Erici in Majo parit femina, duos ſaepius vitulos quolibet partu. Linné et Hoffberg, Diſſ. Cervus Rheno. §. XI.

Femina parit in medio menſis Maji et lac praebet a die 24. Junii usque ad feſtum Michaelis vel medium Octobris. — Quaelibet libram circiter lactis praebet. Ebend. §. X.

Sie bekommen (im Kemi Lappmark) ihre Jungen im Junius, paaren ſich im September. Lagus ſchwed. Abh. B. 35. p. 75. S. Anmerk. 100, 33. 39.

es einige, die nicht trächtig werden g); die jungen Rennthiere haben auch wie die Hirſchkälber in der erſten Zeit ein buntes Haar, anfänglich iſt es roth mit gelb vermiſcht, und wird mit den zunehmenden Jahren beinahe ſchwarzbraun h). Jedes Rennkalb bleibt zwei bis drei Jahre bei ſeiner Mutter, und dieſe Thiere haben erſt, wenn ſie vollkommen vier Jahre alt ſind, ihren Wachsthum erreicht; in dieſem Alter fängt man auch an, ſie abzurichten, und ſie in der Arbeit zu üben; um ſie biegſamer zu machen, läßt man ſie vorher verſchneiden. Dieſe Operazion verrichten die Lappländer mit den Zähnen 16). Die

g) Unter hundert Rennkühen finden ſich nicht zehn, die nicht trächtig werden, und wegen ihrer Unfruchtbarkeit Raones genennet werden. Dieſe haben gegen den Herbſt ein ſehr ſaftiges Fleiſch; gerade als wenn ſie mit Fleiß fett gemacht worden wären. Scheffer S. 204. V.

h) Die Farbe ihres Haars iſt ſchwärzer als des Hirſchen ſeines. — Die wilden Rennthiere ſind allemal ſtärker, größer und ſchwärzer als die zahmen. Regnard Th. I. S. 108. V.

16) Mares magnam partem, dum adhuc teneriores fuerint, caſtrant Lappones hoc modo: poſtquam frenulo eos ligarunt, ſcrotum dentibus mordent, ut contundantur teſticu-

Die unverſchnittenen Rennthiere ſind muthig, und zu ſchwer zu regieren, man gebraucht alſo blos die geſchnittenen, unter welchen man die munterſten und lebhafteſten ausſuchet, die vor dem Schlitten laufen müſſen, und die ſchwerfälligſten zu langſamen Fuhren nimmt, worauf die Lebensmittel und das Gepäck gefahren werden. Bei fünf bis ſechs Weibchen hält man nur ein Männchen, und die Verſchneidung wird vorgenommen, wenn die Rennkälber ein Jahr alt ſind. Dieſe Thiere bekommen, wie die Hirſche, in der rauhen Winterszeit Würmer, gegen den Ausgang des Winters erzeuget ſich davon eine ſo große Menge unter der Haut, daß dieſe dann von ihnen ganz durchgefreſſen iſt; dieſe Wurmlöcher heilen im Sommer wieder zu, und man ſchlachtet die Rennthiere auch nicht eher als im Herbſt, um das Pelzwerk

 oder

ſticuli, poſtea inter digitos eos magis magisque interne comminuunt, ita tamen, ut non vulneretur ſcrotum. Rangiferis ita caſtratis qui reliquis robuſtiores evadunt, ad vecturas utuntur demigraturi Lappones cum familia a loco in locum.. Pingueſcunt hi, ſi ceſſent a laboribus, alias admiſſarii plerumque ſunt pinguiores. Linné Diſſ. p. 17. §. XI.

D.

oder das Leder von ihnen zu bekommen 17).

Die Heerden von dieſer Art erfodern viele Wartung. Die Rennthiere verlaufen ſich leicht, und ſuchen gern ihre natürliche Freiheit wieder zu erhalten. Man muß ihnen nachgehen, und in der Nähe auf ſie Acht haben; man kann ſie auch nur an offenen Orten weiden laſſen; und wenn die Heerde nur ein wenig zahlreich iſt, ſo ſind verſchiedene Perſonen nöthig, die ſie hüten, zuſammenhalten, wieder herbeiholen, und denen nachlaufen müſſen, die ſich entfernen. Sie ſind alle gezeichnet, damit man ſie wieder kennen könne; denn es geſchieht oft, daß ſie ſich in den Wäldern verirren, oder zu einer andern Heerde gehen. Kurz, die Lappländer haben immer mit dieſer Wartung zu thun 18); die Rennthiere machen ihren gan=

17) Dieſe und andere Krankheiten der Rennthiere werden wir im Anhange ausführlicher beſchrieben finden. S. Anmerk. 106.
V.

18) Im Sommer gehen ſie (in Kemi Lappmarken) in den Wäldern oft viele Meilen von ihren Heerden, da ſuchen ſie ihre Nahrung vom Fieberklee, (Menyanthes trifoliata) Carex, Schwämme und desgleichen. — Wenn der Win=

ganzen Reichthum aus, und ſie wiſſen alle Bequemlichkeiten, oder beſſer zu ſagen, alle nothwendigen Bedürfniſſe des Lebens von ihnen zu bekommen. Sie bedecken ſich vom Kopf bis auf die Füſſe mit dieſen Pelzwerken, wodurch die Kälte und das Waſſer nicht dringen kann, dies iſt ihre Winterkleidung, des Sommers nehmen ſie Häute, von denen das Haar abgefallen; ſie verſtehen auch, dieſes Haar zu ſpinnen, ſie überziehen damit die Sehnen, welche ſie von dem Körper des Thiers bekommen, und die ihnen zu Seilen und Fäden dienen. Sie eſſen ihr Fleiſch, trinken ihre Milch, und ma-

Winter einfällt, müſſen ſie an ihren gewöhnlichen Weideplätzen mit großer Mühe aufgeſuchet werden, ſo viel man da findet, die werden heimgetrieben, und in den Wald einquartirt, ſo nahe bei den Gütern, als ſich thun läßt, wo ſich ihr Winterfutter, Rennthiermoos, findet. Eins oder mehrere werden da angebunden, von dem ſich die übrigen nicht gern entfernen. Doch muß ſie Jemand täglich beſuchen, die angebundenen abwechſeln und ſie an neue Stellen bringen, auch die, welche ſich verlaufen haben, zur Heerde treiben. Wird der Schnee im Frühjahre ſo hart, daß ſie nicht zum Rennthiermoos durchkommen können, ſo muß man Laubbäume für ſie niederhauen. Lagus ſchwed. Abh. B. 35. p. 75.

D.

machen aus dieſer ſehr fette Käſe. Die geläuterte und geſtoſſene Milch giebt ſtatt der Butter eine Art von Talg. Dieſer beſondere Umſtand ſowohl als der große Umfang des Geweihes an dieſem Thier und die überflüſſige Fettigkeit, welche es in der Brunſtzeit an ſich hat, ſind eben ſo viele Anzeigen von dem Uiberfluß der Nahrung, und daß dieſer Uiberfluß übermäßig oder wenigſtens größer als bei irgend einer andern Art von Thieren ſey, wird auch dadurch bewieſen, daß das Rennthier das einzige Thier iſt, wovon das Weibchen ein Geweihe hat 19), wie das Männchen, und auch das einzige, deſſen Geweihe, der Verſchneidung ungeachtet i), abfällt und wieder wächſt; denn bei den

19) Der weibliche Hirſch oder die Hindin hat doch bisweilen, wiewohl ſelten, Gehörn. Buffons vierf. III. p. 63.
D.

i) Uterque ſexus cornutus eſt. — Caſtratus quotannis cornua deponit. Linn. Syſt. nat. edit. X. p. 67. Anmerkung. Blos auf das Zeugniß des Herrn Linnäus führen wir dieſen Umſtand an. Wir wollen daran nicht zweifeln, weil er nicht nur in den nördlichen Ländern gereiſet, ſondern auch in Schweden gewohnet hat, und daher im Stande geweſen iſt, von allem, was das Rennthier betrifft, genau unterrichtet zu ſeyn. Indeſſen geſtehe ich, daß dieſe Ausnahme den Schein der Son-

den Hirſchen, Damhirſchen und Rehen, die dieſe Operazion ausgeſtanden haben, bleibt

der

Sonderlichkeit an ſich haben muß, weil die Verſchneidung bei allen andern Thieren dieſer Art das Abfallen oder Wiederwachſen des Geweihes verhindert, und weil man überdies dem Herren von Linnäus ein widerſprechendes und beſtimmtes Zeugniß entgegenſetzen kann. Caſtratis rangiferis Lappones utuntur. Cornua caſtratorum non decidunt, et cum hirſuta ſunt, ſemper pilis luxuriant. Hulden, Rangifer, Jenae, 1697. Allein Herr Hulden hatte zur Angebung dieſes Umſtandes vielleicht keinen andern Grund als die Analogie; und das Zeugniß eines ſo geſchikten Naturforſchers, als Herr von Linnäus iſt, gilt allein mehr, als das Zeugniß vieler andern Leute, die nicht ſo viele Kenntniß von der Sache haben. Der ſehr gewiſſe Umſtand, daß das Weibchen ein Geweih gleich dem Männchen trägt, iſt eine andere Ausnahme, welche die erſtere unterſtützet. Die Gewohnheit, welche die Lappländer haben, dem Rennthier die Hoden nicht abzulöſen, ſondern blos zu verdrehen, indem ſie die Gefäſſe, die dahin gehen, mit den Zähnen zuſammendrücken, begünſtiget jene Ausnahme noch mehr; denn die Wirkung der Hoden, die zur Hervorbringung des Geweihes nöthig zu ſeyn ſcheinet, iſt hier nicht gänzlich vernichtet, ſie iſt nur geſchwächt, und kann ſich bei einem Männchen, dem die Mannheit durch die Verdrehung der Hoden genommen worden, wohl äußern, da ſie ſich ſogar bei den Weibchen zeigt.

B.

der Kopf dieſer Thiere immerfort in ebendemſelben Zuſtande, worin er zur Zeit der Verſchneidung war.

Es iſt alſo das Rennthier unter allen Thieren dasjenige, an welchem der Uiberfluß der nahrhaften Materie am ſichtbarſten iſt, und dies kömmt vielleicht nicht ſowohl von der Natur des Thiers, als von der Beſchaffenheit der Nahrung her k) 20). Denn das weiße Moos, welches vornämlich den Winter über ſein einziger Fraß iſt, iſt ein Schorfmoos (Lichen), deſſen Subſtanz der Subſtanz der Morchel oder des Ziegenbarts gleich kömmt, und weit mehr organiſche

Theil-

k) Man ſehe dasjenige, was ich hiervon in dem 2ten Bande dieſer Naturgeſchichte in dem Abſchnitt von dem Hirſch geſagt habe. Allg. Hiſt. III. 2.

V.

Buffons Naturg. d. vierf. in 8. B. III. p. 65.

O.

20) Dieſes iſt doch eine bloſſe Muthmaßung des Herrn Grafen Buffon, die durch Verſuche mit verſchiedenen Nahrungsmitteln leicht widerlegt oder eingeſchränket werden kann. M. ſ. Stralſ. Mag. a. a. O. p. 402. ſ. Anmerk. 88.

O.

Theilchen in ſich enthalten, als das Gras und die Blätter oder Knoſpen von den Bäumen haben l). Dies iſt die Urſache, warum das Rennthier ein größeres Geweihe und mehr Fett hat, als der Hirſch, und warum die Weibchen und geſchnittenen auch damit verſehen ſind. Daher kömmt auch die große Mannigfaltigkeit, die ſich in der Größe, Geſtalt und Anzahl der Enden und Aeſte an den Geweihen der Rennthiere findet. Die Männchen, die weder gejagt, noch in die Enge gebracht worden, und dieſes kräftige Nahrungsmittel in Uiberfluß, und ſo oft es ihnen gefällt, zu ſich nehmen, haben ein ungemein großes Geweihe, welches ſich nach hintenzu über ihr Kreuz, und nach vornezu über ihr Maul ausbreitet; das Geweih der ge=

l) Dies iſt beſonders merkwürdig, daß das Rennthier, ob es gleich im Winter weiter nichts als dieſes Moos in ſehr großer Menge frißt, doch immer davon fetter wird, reiner, und mit einem ſchönern Haare bedeckt iſt, als wenn es im Sommer das beſte Gras genießt, alsdann ſieht es ſcheußlich aus. Die Urſache, warum dieſe Thiere ſich im Herbſt und Winter beſſer befinden, iſt dieſe, weil ſie die Wärme gar nicht vertragen können, weshalb ſie im Sommer nichts als Sehnen, Haut und Knochen haben. Scheffers Geſchichte von Lappland S. 206.

geſchnittenen iſt kleiner, wiewohl es oft noch größer iſt, als das Geweihe unſerer Hirſche; das Geweih endlich, das die Weibchen tragen, iſt noch kleiner 21). Auf dieſe Art ſind dieſe Geweihe von mannigfaltiger Art, nicht nur wegen des Alters, wie andere Geweihe, ſondern auch wegen des Geſchlechts, und der Verſchneidung der Männchen. Dieſe Geweihe unterſcheiden ſich demnach ſo ſehr von einander, daß man ſich darüber nicht wundern darf, daß die Schriftſteller, welche ſie haben beſchreiben wollen, ſo wenig mit einander übereinſtimmen.

Noch

21) Rheno cicur, a calce ad extremitatem dorſi plerumque eſt ulnas 1 1/2 altus; longitudo ejus a cornibus ad caudam ulnae 2; ab umbilico ad ſpinam dorſi ulnae 3/4. — Cornua ad ulnam 1 1/4 in longitudinem extenduntur, in medio recurva, teretia cum brevi ramo in poſtica parte; Summitates compreſſae et plurimis digitis palmatae. Ante frontem ramus unus, raro duo, e baſi fere cornu, recti prominent, capitis ſaepe longitudinem aequantes, apice compreſſi et in plures ramulos diviſi. In Summitate a ſe invicem diſtant cornua ſpatio aequali ei, quod eorundem efficit longitudo. Feminis cornua ſunt ejusdem ſtructurae cum maribus, minora tamen, tenuiora et minus ramoſa. Cervus Rheno Lin. Diſſ. p. 6. S. Anmerk. 116.

D.

Noch eine andere ſonderbare Sache, die wir nicht übergehen können, und die dem Elenthier ſowohl als dem Rennthier eigen iſt, iſt dieſe, daß, wenn dieſe Thiere laufen, oder nur mit ſchnellen Schritten gehen, die Schalen an ihren Füſſen m) bei jeder Be-

m) Rangiferum pulices, Oeſtra, tabani ad alpes cogunt, crepitantibus ungulis. Linn. Syſt. nat. edit. X. p. 67. — Das Rennthier unterſcheidet ſich von dem Hirſche auch dadurch, daß es kürzere und viel dickere Füſſe hat, die den Büffelfüſſen gleichen. Daher hat es ein Huf oder Horn am Fuſſe, das natürlich in zwei Klauen geſpalten, und faſt rund iſt, wie bei den Kühen oder Stieren. Es mag gehen, wie es will, es mag langſame Schritte thun, oder laufen, ſo machen die Gelenke ſeiner Beine ein ziemlich groſſes Geräuſch, gerade ſo, als wenn Kieſelſteine auf einander fielen, oder als wenn man Nüſſe aufknackte, und dieſes Geräuſch hört man, ſobald man das Thier nur erblicken kann. Scheffer Seite 202. — Fragor ac ſtrepitus pedum ungularumque tantus eſt in celeri progreſſu, ac ſi ſilices vel nuces collidantur; qualem ſtrepitum etiam in alce obſervavi. Hulden Rangifer. Jenae 1697. — Es iſt merkwürdig bei dem Rennthier, daß alle ſeine Knochen, und beſonders die Gelenke an den Füſſen knacken, als wenn man Nüſſe umrühre, und ein ſo heftiges Geklapper machen, daß man dieſes Thier faſt eben ſo weit höret, als ſiehet. Regnard Th. I. S. 108. S. Anm. 80.

Bewegung ein ſo ſtarkes Geklapper machen, daß es einem ſo vorkömmt, als wenn die Beine aus allen ihren Gelenken gebracht werden. Wenn die Wölfe dieſes Geräuſch hören, oder durch den Geruch das Thier verſpüren, ſo laufen ſie demſelben entgegen, packen es an, und überwältigen es, wenn mehrere beiſammen ſind; denn gegen einen einzigen Wolf wehret ſich das Rennthier; dies thut es aber nicht mit ſeinem Geweihe, welches ihm im Ganzen mehr ſchadet als nützet, ſondern mit ſeinen Vorderfüſſen, welche ſehr ſtark ſind; mit dieſen ſchlägt es ſo heftig auf den Wolf los, daß er betäubt wird, oder wegläuft, und fliehet darauf mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß es nicht mehr eingeholet werden kann. Ein gefährlicherer Feind für daſſelbe, der nur nicht ſo häufig und zahlreich erſcheinet, iſt der Roſomack oder der Vielfraß. Dieſes Thier, welches noch gefräßiger aber ſchwerfälliger als der Wolf iſt, verfolgt das Rennthier nicht, ſondern klettert auf einen Baum, verbirget ſich da, und lauert darauf, bis es vorbeikömmt. Sobald er ſieht, daß es nahe iſt, ſpringt er auf daſſelbe herab, ſchlägt ihm die Klauen n) in

n) Es findet ſich noch ein Thier, das braungrau, und von der Größe eines Hundes iſt, wel-

in den Rücken, und klammert ſich ſo feſt, hauet ihn mit den Zähnen in den Kopf oder Hals, und läßt nicht eher los, als bis er es erwürget hat. Auf gleiche Weiſe und mit eben ſolcher Liſt bekriegt er das Elenthier,

welches die Schweden Järt und die Lateiner Gulo nennen, welches gleichfalls die Rennthiere erwürget. Dieſes Thier ſteigt auf die höchſten Bäume, um unbemerkt zu ſehen, und ſeinen Feind zu überraſchen. Wenn es ein Rennthier entdeckt, es mag wild oder zahm ſeyn, das unter dem Baum geht, auf welchem es ſitzet, ſo ſpringt es auf ſeinen Rücken herab, ſchlägt ihm die Vorderpfoten in den Hals, und die Hinterpfoten in den Schwanz ein, ſtreckt und ſtreifet ſich hierauf mit ſolcher Heftigkeit, daß es dem Rennthier den Rücken aufreißt, ſteckt ſein Maul, daß außerordentlich ſpitzig iſt, in das Thier, und ſaugt ihm alles Blut aus. Die Haut des Järts iſt ſehr ſchön und gar fein, und man ſchätzt es ſogar dem Zobelfell gleich. Oeuvres de Regnard, Th. I. S. 154. — Der Caribu läuft über den Schnee beinahe eben ſo ſchnell als auf der Erde, weil er wegen ſeiner Klauen (Füſſe, die ſehr breit ſind) nicht tief hineintreten kann. Wenn er ſich in einem dicken Walde aufhält, ſo macht er ſich im Winter daſelbſt Bahnen, wie das Orignal, und wird darin, eben ſo wie dieſes, von dem Carcaju angefallen, Hiſtoire de l'Academie des Sciences, année 1713. p. 14. Anmerk. Der Carcaju iſt einerlei Thier mit dem Järt oder Vielfraße.

thier, welches noch gröſser und ſtärker als das Rennthier iſt. Dieſer Roſomack oder nordiſche Vielfraſs iſt mit dem Carcaju oder Guinquaju in Nordamerika einerlei Thier. Seine Kämpfe mit dem Orignal ſind berühmt, und das Orignal in Canada iſt, wie wir geſagt haben, einerlei Thier mit dem Elenthier in Europa. Es iſt beſonders, daſs dieſes Thier, das nicht viel gröſser als ein Dachs iſt, ein Elenthier bezwingt, welches ein groſses Pferd an Gröſse übertrifft, und dabei ſolche Stärke beſitzt, daſs es mit einem einzigen Schlage ſeines Fuſſes o) einen Wolf ums Leben bringen kann. Allein dieſer Umſtand wird von ſo vielen Zeugen bezeuget, daſs man nicht daran zweifeln kann p).

Das

o) Lupi et ungulis et cornubus vel interimuntur vel effugantur ab alce, tanta enim vis eſt in ictu ungulae, ut illico tractum lupum interimat aut fodiat, quod ſaepius in canibus robuſtiſſimis venatores experiuntur. Olai Magni Hiſt. de gent. ſeptent. pag. 135. B.

p) Quieſcentes humi et erecti ſtantes onagri maximi a minima quandoque muſtela guttur inſiliente mordentur, ut ſanguine decurrente illico deficiant morituri. Adeo inſatiabilis eſt haec beſtiola in cruore ſugendo, ut

Das Elenthier und das Rennthier gehören beide zu der Zahl der wiederkäuen-

X 2 den

ut vix ſimilem ſuae quantitatis habeat in omnibus creaturis. Olai Magni Hiſt. de gent. ſept. pag. 134. —

Anmerkung. 1) Olaus hat oft das Elenthier unter dem Wort Onager bezeichnet. 2) Er beſchreibt den Vielfraß nicht gut, wenn er ihn mit einem kleinen Wieſel vergleicht, denn dieſes Thier iſt größer als ein Dachs. — Der Guincaju ſteiget auf die Bäume, legt ſich, ſo lang er iſt, auf einen Zweig nieder, und lauret daſelbſt auf ein Orignal; wenn eines kömmt, ſpringt er auf deſſen Hals herab, hält es mit ſeinen Klauen feſt, ſchlägt ſeinen Schwanz um daſſelbe herum, naget ihm ein wenig unter den Ohren in den Hals ſo lange, bis es niederfällt; es mag ſo viel laufen, und ſich an den Bäumen ſcheuren, als es will, er läßt ſeinen Fang nie los. Denys Beſchreibung von Nordamerika S. 329. — Der Carcaju fällt das Orignal und den Caribu an, und tödtet ſie beide; das Orignal ſucht ſich im Winter eine Gegend aus, wo die Anagyris oder das Stinkholz in Menge wächſt, weil es ſich davon unterhält; und wenn die Erde mit fünf bis ſechs Fuß hohem Schnee bedeckt iſt, ſo macht es ſich in dieſen Diſtrikten Bahnen, welche es nicht verläßt, wenn es nicht von den Jägern verfolget wird. Wenn der Carcaju den Weg des Orignals wahrgenommen hat, ſo klettert er auf einen Baum, bei welchem es vorbeikommen muß, ſpringt von da auf daſſelbe herab, und reißt ihm in einem Augenblicke die Kehle auf; vergebens wirft ſich das Orignal auf die Erde nie-

den Thiere; ihre Art ſich zu nähren ergiebt ſolches, und die Beſichtigung ihrer inneren Theile leget es noch deutlicher dar q). Indeſſen haben Tornäus, Scheffer r), Regnard s), Hulden t) und verſchiedene andere geſchrieben,

nieder, oder ſcheuret ſich an den Bäumen, durch nichts läßt der Carcaju ſich bewegen, das, ſo er gehaſchet hat, loszulaſſen, und Jäger haben bisweilen handbreite Stücke von ſeiner Haut gefunden, welche an dem Baum, an welchem das Orignal ſich geſcheuret hatte, ſitzen geblieben waren. Hiſtoire de l'Academie des Sciences, année 1707. page 13.
B.

q) Die Vordertheile des Elenthiers hatten einige Aehnlichkeit mit des Ochſen ſeinen, beſonders was die vier Mägen und die Gedärme betrifft. Memoires pour ſervir à l'Hiſtoire des animaux, P. I. p. 184.
B.

r) Dies iſt noch von dem Rennthier zu bemerken, daß es nicht wiederkäuet, ob es gleich einen geſpaltenen Huf hat. Scheffer, Seite 200.
B.

s) Man bemerkt auch an den Rennthieren, daß ſie nicht wiederkäuen, wiewohl ſie geſpaltene Füſſe haben. Regnard, Th. I. S. 109.
B.

t) Sunt biſulci et cornigeri, attamen non ruminant Rangiferi. Hulden, Rangiferi &c.
B.

ben, daß das Rennthier nicht wiederkäuet. Ray u) aber hat Recht, wenn er ſagt, daß ihm ſolches unglaublich vorkäme, denn das Rennthier x) käuet wirklich wieder, wie der Hirſch und alle andere Thiere thun, die verſchiedene Mägen haben 21). Das

u) Profecto, inquit Peyerus, mirum videtur animal illud inſigniter cornutum ac praeterea biſulcum, cervisque ſpecie ſimillimum ruminatione deſtitui, ut dignum cenſeam argumentum altiore indagine curioſorum, quibus Renones fors ſubminiſtrat aut principum favor. Hactenus Peyerus; mihi certe non mirum tantum videtur, ſed plane incredibile. Ray. Syn. quad. pag. 89.
B.

x) Rangifer ruminat aeque ac aliae ſpecies ſui generis. Linn. Faun. Suecica, pag. 14.
B.

22) Pecora Lapponum, caſeoſa ruminantia absque domo. Linné Syſt. nat. ed. XII. 93.

Ruminare Rhenonem aeque ac alia pecora, dubium non eſt, quod quotidie perſpicitur, quum quieſcit ad caſam circa fumum, adeo ut Raius ex analogia congenerum hoc rectius conjecerit, quam negavit Schefferus ex profeſſo de hoc agens animali. Linné, Cervus Taranda l. c. p. 20.

Man ſehe im Anhange auch des Herrn Grafen Mellins Beſtätigung. Anmerk. 115.
D.

zahme Rennthier bringt ſein Leben nur auf funfzehn bis ſechszehn Jahre y), es iſt aber zu vermuthen, daß die Lebenszeit des wilden Rennthiers länger währet, indem dieſes Thier vier Jahre wächſt, und daher 28 bis 30 Jahre leben muß, wenn es in ſeinem natürlichen Zuſtande iſt 23). So wie die

y) Aetas ad tredecim vel ultra quindecim annos non excedit in domeſticis. Huld. — Aetas ſexdecim annorum. Linn. Syſt. nat. edit. X. pag. 67. — Die Rennthiere, die allen Unfällen entgehen, und alle Krankheiten und Unpäßlichkeiten überſtehen, leben ſelten länger als dreizehn Jahre. Scheffer, Seite 209.

V.

23) Ultra annos XIV. vel XVI. raro extenditur aetas Rhenonis. Quum circa auctumnum pingueſcere incepit mas juſtae aetatis, aut ſterilis evaſit femina, mactantur, nam alias lege ipſius naturae pereunt. Ex hoc tam exiguo vitae curriculo Rhenonum facile colligi poteſt, quanto errore veteres ſtatuerint cervum inter omnia animantia, ſummam aetatem attingere, imo ad mille annorum ſpatium vitam ejus continuari. Etenim ſi illud tempus, quo in utero vel extra illum a matre foventur ova, comparetur cum eo tempore, quo adoleſcit in juſtam ſtaturam juvenis, aetas ordinaria animalium plerumque invenitur. Huc accedit affinitas congenerum, qua Rangifero tam propinquus eſt Cervus vulgaris, ut facillime adducamur ad credendum, aetatem hujus XXX. annos haud ſuperare. Linné, Cervus Rheno, p. 17.

Wir

die Jahrszeiten verſchieden ſind, ſo jagen die Lappländer die Rennthiere auch auf verſchiedene Weiſe; ſie bedienen ſich in der Brunſtzeit z) der zahmen Weibchen, um die

Wir werden im Anhange aus dem Stralſ. Magaz. leſen (Anm. 84*.) daß man ihr Alter bis an 100 Jahre zählt, welches alſo doch großen Zweifeln ausgeſetzt iſt.

D.

z) Die Lappländer jagen die Rennthiere mit Netzen, Hellebarden, Pfeilen und Musketen. Dies geſchieht im Herbſt oder Frühling, im Herbſt gegen St. Mathäi, wenn die Rennthiere in Brunſt ſind. Die Lappländer begeben ſich in die Gegenden der Wälder, wo ſie wiſſen, daß ſich zahme Weibchen finden, dieſe binden ſie an Bäumen an; das Weibchen ruft das Männchen, und wenn er im Begriff iſt, es zu bedecken, ſo tödtet der Jäger das Männchen mit einem Musketenſchuß oder mit einem Pfeile. — Im Frühling, wenn der Schnee anfängt weich zu werden, und dieſe Thiere tief hineinfallen, und ſtecken bleiben, gehen die Lappländer mit ihren Schneeſchuhen ihnen nach, und erreichen ſie. — Bei andern Gelegenheiten jagt man ſie mit Hunden, welche dieſelben in die Netze treiben; endlich bedienet man ſich auch einer Art von Garn, welches aus Stangen beſteht, die durch einander geflochten ſind, wie zwo große Hecken auf dem Lande, die eine ſehr lange Allee bisweilen von zwei Meilen ausmachen, damit die Rennthiere, wenn ſie einmal da hinein gejaget und getrieben ſind, gezwungen werden, beim Fliehen in eine große Grube zu fallen, welche dazu mit Fleiß am Ausgang des Werks gemacht iſt. Scheffer S. 209.

W.

die wilden Männchen zu locken; ſie tödten ſie mit Musketenſchüſſen, oder ſchießen ſie mit einem Bogen, und werfen ihre Pfeile mit ſolcher Strammigkeit ab, daß, der erſtaunlichen Dicke des Haars und des feſten Leders ungeachtet, es oft nur eines einzigen Pfeils bedarf, um das Thier zu tödten 24).

Wir haben die Umſtände, die zur Geſchichte vom Rennthier gehören, mit ſo viel größerer Mühe geſammlet, und mit deſto mehrerer Behutſamkeit vorgetragen, da wir aus uns ſelbſt keine Nachricht von allem haben konnten, und es nicht möglich iſt, dieſes Thier hier lebendig zu bekommen. Wie ich hierüber gegen einige meiner Freunde geklagt habe, ſo hat Herr Collinſon, ein Mitglied der königl. Sozietät in London, der ſo wegen ſeiner Tugenden als ſeiner Verdienſte um die Wiſſenſchaften Lob verdienet, und mit dem ich über zwanzig Jahre in einer freundſchaftlichen Verbindung ſtehe, die Geneigtheit gehabt, mir einen Riß von einem Rennthiergerippe zu ſchicken, und aus

24) Man ſehe unſere 12te Anmerkung. Mehreres von der Jagd der Rennthiere wird man ausführlicher im Anhange finden.

D.

aus Canada habe ich einen Fötus von einem Caribu erhalten. Vermittelſt dieſer beiden Stücke und vieler Geweihe von Rennthieren, die wir von verſchiedenen Orten bekommen haben, ſind wir im Stande geweſen, die allgemeinen Aehnlichkeiten und die hauptſächlichſten Verſchiedenheiten, die ſich zwiſchen dem Rennthier und dem Hirſch finden, zu beweiſen, wie man aus der Beſchreibung des Fötus, des Gerippſ und der Geweihe dieſes Thiers ſehen wird *).

Was das Elenthier betrifft, ſo habe ich vor ungefähr funfzehn Jahren ein lebendiges geſehen, das ich abzeichnen laſſen wollte. Da es aber nur wenige Tage zu Paris blieb, ſo hatte man keine Zeit, den Riß zu vollenden, und ich ſelbſt hatte nicht mehrere Zeit, als die Beſchreibung zu unterſuchen, welche die Herren der Akademie der Wiſſenſchaften ehedem von eben dieſem Thier gegeben haben, und mich zu überzeugen, daß die-

*) Man ſehe den XXIV. Theil dieſer Naturgeſchichte der Ausgabe in 31 Bänden.

V.

Allg. Hiſt. d. Nat. VI. 2. p. 72. Tab. X. XI. (Geweihe.) Taf. XII. (Gerippe.)

dieſelbe richtig iſt, und mit der Natur ſehr übe einſtimmet.

„ Das Elenthier, ſagt der Sammler fol-
„ gender Memoires der Akademie a), iſt we-
„ gen der Länge ſeines Haars, der Größe
„ ſeiner Ohren, ſeines kleinen Schwanzes
„ und der Geſtalt des Auges merkwürdig,
„ deſſen großer Winkel ſehr weit geſpalten
„ ten iſt, gerade ſo wie der Rachen, der
„ noch eine größere Spaltung als der Ra-
„ chen an den Ochſen, Hirſchen und andern
„ Thieren hat, die geſpaltene Klauen ha-
„ ben. — Das Elenthier, das wir beſchrie-
„ ben haben, war beinahe ſo groß wie ein
„ Hirſch; ſein Körper war von dem Ende
„ des Mauls an bis zum Anfang des nur
„ zwei Zoll langen Schwanzes ſechſthalb Fuß
„ lang; ſein Kopf hatte kein Geweihe, weil
„ es ein Weibchen war, und der Hals war
„ kurz, indem er nur neun Zoll in der
„ Länge und Breite betrug; die Ohren wa-
„ ren neun Zoll lang, und ungefähr vier
„ breit. — Die Farbe des Haars war
„ von der Farbe des Eſelhaars, wovon
„ das

a) Mémoires pour ſervir à l'hiſtoire des ani-
maux. Partie I. page 178. et ſuivantes.
V.

„ das Graue bisweilen dem Grauen des „ Kameels nahe kömmt, nicht ſehr verſchie„ den. — Sonſt aber unterſcheidete ſich „ dieſes Haar weit von des Eſels ſeinem, „ welches letztere viel kürzer, und von dem „ Kameelhaar, das viel dünner. Dieſes „ Haar war drei Zoll lang, und ſeine Di„ cke glich der dickſten Pferdemähne; dieſe „ Dicke nahm immer mehr und mehr gegen „ das Ende ab, das ſehr ſpitzig war, und „ nach der Wurzel zu verminderte ſie ſich „ auch, aber auf einmal ſo, daß ſie gleich„ ſam den Schaft einer Lanze vorſtellete; „ dieſer Schaft hatte eine andere Farbe als „ das Haar, und war weiß und durchſich„ tig als Schweinsborſten. — Dies Haar „ war lang, wie das am Bären, aber ge„ rader, dicker liegender, und überhaupt „ von einerlei Art. Die Oberlefze zwar „ groß, und vom Zahnfleiſch abgeſondert, „ aber nicht ſo groß, als Solin ſie beſchrie„ ben, und Plinius bei dem Thier gethan „ hat, das er Machlis nennet. Dieſe „ Schriftſteller ſagen, daß dieſes Thier ge„ zwungen ſey, rückwärts zu weiden, da„ mit ſeine Lefze ſich nicht zwiſchen ſeinen „ Zähnen klemme. Allein wir haben bei „ der Zergliederung wahrgenommen, daß „ die Natur dieſes Hinderniß auf eine an-

„ der-

„ dere Art, und zwar durch die großen
„ und ſtarken Muskeln gehoben hat, die
„ beſonders dazu beſtimmt ſind, dieſe
„ Oberlefze in die Höhe zu ziehen; wir
„ haben auch gefunden, daß die Gelenke
„ am Bein durch Bandſehnen vergliedert
„ ſind, deren Härte und Dicke zu der Mei-
„ nung, daß das Elenthier nicht wieder
„ aufſtehen könne, wenn es einmal gefallen
„ ſey, mögen Anlaß gegeben haben. Seine
„ Füſſe waren den Hirſchfüſſen gleich, aber
„ viel dicker; außerdem hatten ſie nichts
„ Außerordentliches an ſich. — Wir haben
„ bemerkt, daß der große Augenwinkel nach
„ untenzu weit mehr geſpalten war, als
„ an den Hirſchen, Damhirſchen und Rehen,
„ aber auf eine ſeltſame Art, welche darin
„ beſteht, daß dieſe Spalte nicht die Rich-
„ tung der Augenöfnung verfolgte, ſondern
„ einen Winkel mit der Linie machte, die
„ von einer Ecke des Auges bis zur andern
„ gehet; die untere Thränendrüſe war andert-
„ halb Zoll lang, und gegen ſieben Zoll
„ breit. — In dem Gehirn haben wir ein
„ Stück gefunden, deſſen Größe auch zum
„ Sitz des Geruchs hinreichte, der nach des
„ Pauſanias Zeugniß bei dem Elenthier fei-
„ ner als bei irgend einem andern Thier iſt;
„ denn die Geruchnerven, die gemeiniglich
„ die

„ die warzenförmige Fortſätze heiſſen, wa-
„ ren ohne Vergleichung gröſſer, als bei ir-
„ gend einem andern Thier, welches wir
„ zergliedert haben, indem ſie vier Linien
„ im Durchmeſſer hatten. — Was das Stück
„ Fleiſch betrifft, das einige Schriftſteller
„ demſelben auf den Rücken und andere un-
„ ter das Kinn ſetzen, ſo kann man ſagen,
„ daß, falls ſie ſich nicht geirret haben, oder
„ nicht gar zu leichtgläubig geweſen ſind,
„ ſolches den Elenthieren, von welchen ſie
„ reden, eigen geweſen iſt 25).“ Wir können zu dem Zeugniß der Herren der Akademie über dieſe Sache unſer eigenes in Anſicht des Elenthieres hinzuſetzen, das wir lebendig geſehen, und das ein Weibchen war; wir haben nicht bemerket, daß unter dem Kinn oder an der Kehle ein Fleiſchbeutel geweſen ſey. Indeſſen erwähnet doch Herr von Linnäus, der die Elenthiere beſſer als wir kennen muß, weil er in einem Lande wohnet, wo ſie ſich aufhalten, eines ſolchen Knollens an der Kehle, und leget ſelbigen dem Elenthier als ein weſentliches Kennzeichen bei: Alce cervus cornibus acaulibus pal-

25) Ausführlichere Beſchreibungen vom Elen finden wir im Anhange. D.

palmatis caruncula gutturali. Syſt. nat. edit. X. pag. 66. Es iſt kein anderes Mittel, dieſe Behauptung des Herrn von Linnäus mit unſerer verneinenden Meinung zu vereinigen, als wenn man annimmt, daß dieſer Fleiſchbeutel oder dieſe Kehlgeſchwulſt dem männlichen Elenthier eigen ſey, das wir nicht geſehen haben; und wenn dem ſo iſt, ſo hätte dieſer Schriftſteller daraus kein weſentliches Kennzeichen in Anſehung der ganzen Art machen ſollen, indem das Weibchen den Fleiſchbeutel nicht hat. Vielleicht iſt derſelbe eine gemeine Krankheit unter den Elenthieren, eine Art von Kropf; denn von den beiden Figuren, welche Geßner b) von dieſem Thier liefert, hat die erſte, die kein Geweihe hat, eine dicke Geſchwulſt unter dem Halſe, und an der andern, welche ein männliches Elenthier mit dem Geweihe vorſtellet, findet ſich keine Fleiſchgeſchwulſt 26).

Uiber-

b) Gesner, Hiſt. quad. pag. . et 3.

B.

26) Der Herr Camper fand doch auch bei dem Rennthier einen Sack, wie bei den Affen, deſſen Oefnung zwiſchen dem Zungenbein und Schildknorpel den kleinen Finger durchließ, und überdies noch zwei auf ihm ſich verbreitende Muskeln empfieng. Wir werden dieſes

im

Überhaupt iſt das Elenthier ein viel gröſſeres und ſtärkeres Thier, als der Hirſch und das Rennthier c), es hat ein ſo ſteifes Haar

im Anhange aus Buffons Supplementen (Anm. 77.) angeführt finden, wie auch in den Naturkundige Verhandelingen van Camper, over den Orang-Outang en eenige andere Aap-ſoorten, over den Rhinoceros met den Amdubbelen Horn, en over het Rendier. Amſterd. 1782. 4to. Eben dieſen Sack fand Herr Profeſſor Blumenbach an dem ehemals zu Caſſel geweſenen Rennthier. Gött. Anz. 1773. St. 7.

D.

c) Das Elenthier übertrifft das Rennthier nicht wenig an Größe, indem es ſo groß iſt, als die größten Pferde; überdies hat das Elenthier viel kürzere und zwei Hand breite Hörner, die an den Seiten und vorne nicht recht viele Zacken haben; die Füſſe, und beſonders die vorderen, ſind nicht rund, ſondern lang, mit denenſelben ſchlägt es gewaltig um ſich, und tödtet Menſchen und Hunde. Es gleicht dem Rennthier in Anſehung des Kopfs eben ſo wenig, es hat einen längern Kopf, und dabei große und dicke hinunterhängende Lefzen. Seine Farbe iſt nicht ſo weiß als des Rennthiers ſeine, ſondern fällt durchgehends am ganzen Leibe in ein ſehr dunkles Gelbe, mit einer aſchgrauen Schattirung, und wenn es geht, hört man das Knacken der Gelenke an ſeinen Beinen nicht, wie bei allen Rennthieren geſchieht. Endlich wird ein jeder, der nur beide Thiere genau betrachtet hat, (wie ich mehrmalen gethan habe) an denenſelben ſo viele Verſchiedenheiten bemerket haben,

Haar und ein ſo hartes Leder, daß kaum eine Muskctenkugel dadurch gehen kann d) 27), es hat ſehr derbe Beine, und in denſelben, vornämlich aber in den Vorderfüſſen, ſo viel Bewegungskraft und Stärke, daß es mit einem einzigen Schlag einen Menſchen oder einen Wolf tödten, und ſogar einen Baum zerſchlagen kann 28). Indeſſen jagt man daſſelbe faſt auf eben die Art, wie wir den Hirſchen jagen, nämlich mit vielen Menſchen und Hunden 29). Man verſichert, daß es ihm, wenn es aufgetrieben oder verfolget wird, oft begegnet, daß es plötzlich nieder-fällt

den, daß man ſich wundern muß, wie ſich Leute finden, die beide für einerlei Thier halten. Scheffer S. 311.

V.

d) Alces ungula ferit; quinquaginta milliaria de die percurrit, corium globum plumbeum fere eludit. Linn. Syſt. nat. edit. X. p. 67. (edit. XII. p. 93.)

V.

27) Erxleb. Mammal. p. 301. Linné Syſt. a. a. O.

O.

28) Stralſ. Magaz. a. a. O. 386. M. ſ. den Anhang Anmerk. 40. 55.

O.

29) Pallas Reiſen III. p. 89.

O.

fällt e), ohne geſchoſſen oder verwundet worden zu ſeyn. Aus dieſem Umſtande hat man ge=

e) Wie Tages zuvor alles zur Jagd eingerichtet worden war, ſo waren wir noch nicht über einen Piſtolenſchuß in dem Gehölze, als wir ein Elenthier gewahr wurden, das vor uns hinlief, und plötzlich niederfiel, ohne daß es war geſchoſſen worden, oder ſchießen gehört hatte. Dies veranlaßte mich, meinen Führer und Dollmetſcher zu fragen, woher es käme, daß dieſes Thier auf ſolche Art niedergefallen wäre. Er antwortete mir darauf, es käme von der fallenden Sucht her, womit alle dieſe Thiere geplaget wären, und deswegen nennte man ſie Elende. — Und wäre dieſes Uibel nicht, das ſie zum Niederfallen brächte, ſo würde man ſie ſchwerlich erjagen können. Dieſes ſahe ich bald nachher, als der norwegiſche Edelmann dieſes in dem erwähnten Uibel liegende Elenthier getödtet hatte. Wir verfolgten hierauf ein anderes über zwei Stunden, konnten es aber nicht erreichen, und wir würden es nimmer bekommen haben, wenn es nicht wie das erſte gleichfalls durch den Antritt der fallenden Sucht umgefallen wäre, nachdem es drei von den ſtärkſten Hunden des Edelmanns mit den Vorderfüſſen getödtet hatte, welches ihn ſo ſehr verdroß, daß er nicht mehr jagen wollte. — Er gab mir zum Beweiſe ſeiner Freundſchaft die linken Hinterfüſſe von den Elenthieren, die er erlegt hatte, und gab mir dabei zu erkennen, daß dies ein unfehlbares Mittel für diejenigen wäre, die von der fallenden Sucht befallen würden. Hierauf antwortete ich lachend, daß ich mich wunderte, daß dieſer Fuß, der eine ſo große Kraft hätte, das Thier, dem er ge=

gemuthmaßet, daß es die fallende Sucht hätte 30), und aus dieſer Vermuthung (die nicht recht gegründet iſt, weil die bloße Furcht ebendieſelbe Wirkung hervorbringen kann), hat man den ungereimten Schluß gezogen, daß das Horn an ſeinen Füſſen das böſe Weſen heilen, und ein Vorbauungsmittel dawider ſeyn müßte.

Dieſes grobe Vorurtheil hat ſich durchgängig ſo verbreitet, daß man noch heut zu Tage viele unter dem gemeinen Volk Ringe, in deren Kaſten ein kleines Stück Elenshorn eingefaßt iſt, tragen ſieht 31).

Da

gehörte, nicht von ſeinem Uibel befreiete, da es denſelben doch immer bei ſich führete. Der Edelmann fieng gleichfalls an zu lachen, und ſagte, daß ich Recht hätte, er hätte dergleichen Füſſe verſchiedenen Perſonen gegeben, die mit dieſem Uibel geplagt geweſen, und doch nicht davon befreiet worden wären; er wüßte es eben ſo gut als ich, daß dieſe vermeinte Kraft des Elenthiers ein Wahn des Pöbels wäre. Reiſe des de la Martiniere, Paris 1671. S. 10. u. d. f.

D.

30) Dieſes wird auch im Stralſ. Mag. p. 388. geleugnet. M. ſ. d. Anhang und Anm. 53.

D.

31) Die Klauen der Elenne werden von den Drechslern zu verſchiedenen Dingen verarbeitet,

Da es in den nördlichen Theilen von Amerika ſehr wenig Menſchen giebt, ſo ſind daſelbſt alle Thiere und inſonderheit die Elenthiere in größerer Menge als in den nordiſchen Ländern von Europa. Die Wilden verſtehen die Kunſt, ſie zu jagen und zu fangen f), ſie gehen ihren Fährten nach, bisweilen mehrere Tage nach einander, und durch unermüdetes Nachſetzen und Liſt erjagen ſie ſie endlich 32). „Man zieht, ſagt „Denys, Schleifſchuhe an, vermittelſt de„rer man auf dem Schnee geht, ohne tief hin„einzutreten. — Das Orignal kommt nicht

Y 2 „weit

tet, z. B. zu Perlen und Ringen, die man ſonſt wider die Epilepſie für ſehr dienlich hielt. Müll. Naturſ. I. 388. Ludovici Kaufm. Lex. II. 1233. Gatter. a. a. O. p. 173. ſ. Anm. 58.

Auch in goldenen Ringen werden die eingeſetzten Stücke noch häufig getragen, wenn man gleich keine Heilkräfte davon mehr erwartet.

O.

f) Denys Beſchreibung von Nordamerika, Th. II. S. 425. u. d. f.

B.

32) Man ſehe im Anhange die Jagd der Jukagiren aus dem Stralſ. Mag. a. a. O. p. 390. und die folgende Anmerkung.

O.

„ weit, weil es tief in den Schnee eintritt, „ welches ihm das Gehen ſehr beſchwerlich „ macht; es frißt blos Holzſproſſen, die „ in dem Jahr gewachſen ſind: da, wo „ die Wilden abgefreſſenes Holz fanden, „ trafen ſie auch bald die Thiere an, die „ in der Nähe waren, und naheten ſich ih„ nen mit leichter Mühe, weil ſie nicht „ ſchnell gehen können. Sie warfen nach „ ihnen mit Wurfſpießen, welches große „ Stöcke waren, an deren Ende ein großer „ ſpitziger Knochen eingefuget iſt, der gleich „ einem Degen durchbohret. Wenn viele „ Orignale in einer Schaar waren, ſo jag„ ten ſie ſie in die Flucht; alsdann ſtellten „ ſich die Orignale alle Kopf gegen Schwanz „ hinter einander, machten einen großen „ Kreis von anderthalb bis zwei Meilen, „ und zu Zeiten von noch weiterm Umfang, „ und traten durch das viele Umwenden „ den Schnee ſo feſt, daß ſie nicht mehr „ hineinfielen; wenn der vorderſte müde iſt, „ ſo ſtellet er ſich hinten hin. Die Wilden „ in ihrem Hinterhalt lauerten auf ſie, „ bis ſie vorbeikamen, und dann ſchoſſen ſie „ dieſelben mit ihren Wurfſpießen; einer aber „ verfolgte ſie immer: allemal, wenn ſie „ herumkamen, blieb eines auf dem Platz;

„ end-

„ endlich aber verlieſen ſie ſich in die Wäl„ der.“ Wenn man dieſen Bericht gegen diejenigen hält, die wir bereits angeführet haben, ſo wird man ſehen, daß der Wilde und das Orignal in Amerika beide gleich genau das Ebenbild von dem Lappländer und dem Elenthier in Europa ſind. Buff. 33)

33) Herr Pallas beſchreibt in ſeinen Reiſen durch Rußland die Gegend zwiſchen Alexejeſsk und Borsk als eine der ſchönſten, die man ſich vorſtellen kann. „Die ſchönſten an vielen Orten mit Fichten vermiſchten Aeſpen und Birkenholzungen wechſeln mit kräuterreichen Höhen und Heuſchlägen ab, und es verdient gewiß keine Gegend ſo ſehr angebauet zu werden, als dieſe Strecke längs der Samara, wo vor eine Menge von Dörfern noch ſchönes Ackerland genug, kein Mangel an Holzung, und der ſchönſte Heuſchlag auf den Niedrigungen iſt. In dieſer Gegend halten ſich noch ziemlich häufig die ungeſchwänzten Rehe (Cervus Pygargus) und Elenthiere auf, welche im Winter, ſo weit die Samara und die darein fallenden Flüßchen und Bäche mit Buſchwerk verſehen ſind, wie auch gegen die bergigte Gegend der Steppe hin herumſchweifen. Die Elenthiere haben ihre meiſte Winternahrung von den jungen Zweigen und Rinden der Aeſpen und Pappeln, und ſolche finden ſie in dieſer Gegend reichlich, im Sommer aber Schutz und Nahrung in dem weiten unbewohnten Steppengebirge. Den Rehen ſind dieſe hüglichten Gegenden um deswillen die angenehmſten, weil der Wind allen Schnee

von den freien Höhen wegnimmt, ſo, daß ſie leicht zu dem noch vorhandenen Graſe gelangen können. Von beiderlei Thieren wird noch itzt in dieſen Gegenden jährlich eine nahmhafte Zahl von den Kaſacken erlegt. Die gewöhnliche Jagdzeit iſt ungefähr im März; alsdenn hat die Sonne ſchon Macht genug, um die Oberfläche des Schnees zu einer Rinde zuſammen zu ſchmelzen, auf welcher man mit großen hölzernen Schnee- oder Schlittſchuhen (Lyſhi) ſehr geſchwind fortkommen kann. Hingegen brechen gedachte Thiere mit ihren Klauen durch, und werden dadurch im Laufen ſehr verzögert. Man ſucht ſie zu dieſer Zeit nach der Spur auf, treibt ſie in Thäler, wo der Schnee oft einige Ellen hoch zuſammengeweht iſt, und bringt ſie daſelbſt entweder zum Schuß, oder ſie werden gar von den Hunden, welche auch auf der Schneerinde gut fortkommen, ſo lange aufgehalten, daß ſie der Jäger oft mit der Lanze erlegen kann. Beſonders pflegen ſich die Rehe auf der Flucht die Füſſe ſo zu verwunden, daß ſie gar bald zum Laufen unfähig werden. Die Elenthiere ſetzen ſich gegen die Hunde zur Wehre, und ſchlagen manchen mit den Hufen todt, welches die gewöhnlichen Waffen dieſer Thiere ſind. Der Bock davon wirft im November nach der Brunſt ſein ſchweres Geweih ab, und hat im Frühling junge Kolben aufgeſetzt. Das Weibchen ſoll ungefähr im April werfen, und gemeiniglich zwei Junge führen. Mit den Rehen iſt es faſt eben ſo; nur ſind ihre Geweihe im Frühling ſchon etwas mehr angewachſen, obwohl noch rauh und weich. Ihre Felle werden wohlfeil verkauft, und weil ſie ſehr leicht ſind, gut genug ausſehen, und die Feuchtigkeit abhalten, von einigen zu gemeinen Wildſchuren gebraucht, wozu ſelbige

noch geſchickter ſeyn würden, wenn ſie nicht das Haar ſo leicht verlören. Die Elenshäute hält man einen Rubel und etwas drüber werth, und das Fleiſch wird ſehr geringe verkauft.“ Pallas Reiſen I. p. 198.

D.

Anhang zum Elen.

Mit Grunde glaubt der Graf Buffon, daß das europäiſche Elen ſich auch in Nordamerika unter dem Namen des Orignal finde a). Wenn es einigen Unterſchied unter denen durch dieſe beiden Namen bezeichneten Thieren giebt, ſo beſteht derſelbe kaum in etwas andern als der Gröſſe, welche, wie man weiß, ſehr veränderlich nach dem Himmelsſtriche und der Nahrung iſt, und es nicht einmal entſchieden, welche von dieſen beiden die gröſten ſind.

Der

a) Buff. hiſt. nat. tom. XII. ed. in 4to. Holl. Ausgabe, p. 46.

Der Graf Buffon glaubt, daß es die europäiſchen wären b), und es iſt natürlich, ſolches zu glauben, weil man ſieht, daß eben dieſe Thiere viel kleiner in der neuen als in der alten Welt ſind, aber dennoch ſtellen uns die mehreſten Reiſebeſchreiber das Orignal größer als unſer Elen vor. Herr Dudley, welcher eine ſehr gute Beſchreibung davon an die königliche Sozietät geſchickt hat, ſaget, daß ſeine Jäger eines derſelben getödtet haben, welches über zehn Fuß hoch war c). Es bedarf auch ſolcher Größe, wenn es die außerordentlichen großen Hörner tragen ſoll, welche hundert und funfzig, und ſogar drei bis vierhundert Pfund ſchwer ſind, wenn man darin dem Hontan d) glauben ſoll.

Der Herzog von Richemont, der ſich ein Vergnügen daraus gemacht, zum allgemeinen Nutzen dasjenige zu ſammeln, welches zur

b) Buff. hiſt. nat. tom. XII. ed. in 4to. Holl. Ausgabe, p. 48. S. Anmerk. 36.
V.

c) Tranſactions philoſophiques pour l'année 1721. n. 368. p. 165.
V.

d) Tome XII. in 4to. pag. 47. Holl. Ausgabe.
V.

Vollkommenheit der Künſte und zur Vermehrung unſerer Kenntniſſe in der Naturgeſchichte beitragen kann, beſitzet ein weibliches Orignal, welches ihm von dem General Carlton, Gouverneur zu Canada, im Jahr 1766 geſchickt war. Es war damals nicht älter als ein Jahr, und hat neun bis zehn Monate im Thiergarten zu Goedvoed gelebt. Einige Zeit vorher, ehe es ſtarb, ließ er eine ſehr genaue Zeichnung davon machen, die er mir gütigſt mitgetheilt hat.

Man wird ſie, wie ich glaube, hier mit Vergnügen ſehen, (Pl. II. Holl. Ausg.) um das zu erſetzen, was der Graf Buffon zu Paris nicht zu thun vermochte.

Da dieſes Thier noch jung war, ſo war es kaum höher als fünf Fuß. Die Farbe deſſelben war oben auf dem Leibe dunkelbraun.

Ich habe auch von Canada den Kopf eines weiblichen ſchon ältern Orignals bekommen. Die Länge deſſelben von dem Ende der Schnauze bis zu den Ohren beträgt zwei Fuß zwei Zoll; der Umfang bei den Ohren zwei Fuß acht Zoll, und bei dem Maul ein Fuß zehn Zoll; die Ohren ſind neun Zoll lang;

lang; da dieſer Kopf aber ausgetrocknet iſt, ſo begreift man leicht, daß dieſe Ausmeſſungen kleiner als bei den lebendigen Thieren ſind. Allamand in Buff. Suppl. hiſt. nat. des anim. quadr. en 12. tom. 8. p. 215.

„ Man irret ſich, wenn man den deutſchen Namen dieſes Thiers, welches man Elend, Elendthier zu ſchreiben gewohnt iſt, von derjenigen Krankheit, womit dieſes Thier der gemeinen Sage nach oft befallen wird, und welche deſſen Klauen bei Abergläubiſchen zu einem Mittel in der fallenden Sucht und andern krampfigten Zufällen gemacht hat, herleiten will.

Da dieſes Thier eigentlich in dem nördlichen Europa und den kälteſten Strichen von Aſien und Amerika zu Hauſe iſt, ſo hat man den Urſprung ſeines Namens aus eben dieſen Gegenden herzuholen, und da kann wohl keine natürlichere Ableitung gefunden werden, als von dem ſklavoniſchen Worte Jelen 34), welches in der Bibelüberſetzung überall, einen Hirſch auszudrücken, ge=

34) Man ſehe auch unten Hagen a. a. O. Anmerk. 48.

D.

gebraucht worden. Man ſollte alſo vielmehr Elen als Elend ſchreiben, und dieſe Schreibart wird man mir zu gute halten müſſen.

Merkwürdig iſt gleichwohl hierbei, daß in den weſtlichen Ländern das Wort Jelen dem Elenthiere (Alce) zugeeignet worden, da hingegen die Ruſſen ihr Olénn, welches das Rennthier bedeutet 35), gemacht haben, und hingegen das Elenthier Loſs, und in Sibirien Sogada nennen.

Es giebt noch heutiges Tages Elenthiere in Preußen, Polen, Curland, Liefland, Finnland, Schweden Rußland, und durch ganz Sibirien bis an den Kolyma, und ſüdlich an den Amurſtrom. In Kamtſchatka giebt es deren wegen Mangel dicker Waldungen nicht. Hingegen findet man ſie nebſt dem Rennthier wieder in den nördlichen Theilen von Amerika, wo ſie von den Wilden Muehſe, in Canada aber Orignal genennet werden, und wegen ihrer außerordentlichen Größe berühmt ſind 36).

Es

35) Der Fluß Olenja hat davon ſeinen Namen. Pallas Reiſ. III. p. 597. O.

36) Graf Buffon hält die europäiſchen größer. S. not. b. O.

Es lieben dieſe Thiere wegen ihrer Nahrung die finſtern Waldungen, von wannen ſie im Sommer das Ungeziefer nach den Flüſſen treibt; daher man ſie denn vorzüglich in ſolchen Waldungen antrifft, die ſich in der Nachbarſchaft anſehnlicher Flüſſe befinden, wozu auch die ihnen nöthige Abkühlung vermuthlich vieles beiträgt; denn ſie lieben kalte und nördliche Gegenden, und ſind unter dem 45ſten Grad nördlicher Breite nicht mehr zu finden 37).

Sonſt würde die Nahrung dieſem Thiere keine Grenzen ſetzen. Es findet ſelbige überall, hauptſächlich beſteht ſie in der Rinde und jungen Schößlingen von Weiden, Birken, und vornämlich von Eberäſchen oder Vogelbeerbäumen 38).

Die Stämme dieſer Bäume ſchälet das Elenthier oft ſo hoch, als es auf die Hinterbeine gerichtet nur reichen kann, gänzlich ab; ja es iſt zu bewundern, wie ein Thier, welches nach Art aller wiederkäuenden Thiere in dem Oberkinnbacken gar keine Zähne hat, mit dem Abſchälen der Rinde ſo wohl und ſo geſchwinde umzugehen weiß. Nach den an den ab-

37) S. Anmerk. 5.

38) S. Anmerk. 33. D.

abgeſchälten Stämmen ſichtbaren Kennzeichen ſiehet man, daß es mit den breiten und ſcharfen Zähnen der Unterkinnbacken wie mit einem Meißel aufwärts die Rinde abſtößt, welche dem Thier alſo gleichſam in das Maul fällt. Gleichwohl beſtehet ſeine beſte Nahrung in den jungen Trieben der Zweige, welche zu erreichen es auch die Aeſte herunterbrechen und junge Bäume umwerfen ſoll. Von dieſer Nahrung wird es im Sommer über die Maßen fett, und iſt beſonders im September am feiſteſten; da es hingegen im Winter bei der bloßen Holz- und Rindennahrung, welche es mit dem Biber gemein hat, ziemlich mager wird. Und von dem mühſamen Nagen der Rinde trifft man auch im Frühjahr faſt bei allen Elenthieren die Kinnbacken kahl und von Haaren entblößt, ja oft wund und ſchurficht an.

Die Elenthiere werden im September brünſtig, und ſind es bis in den Oktober. Da ſie nun beinahe 9 Monate tragen, ſo werfen ſie ungefähr im April 39) und Mai, welches an abgelegenen Orten der Wälder, und, wie erfahrne Jäger wiſſen wollen, un-

39) Anmerk. 33: 100.

unter gewaltigem Aechzen und Stöhnen geſchiehet. Es iſt alſo zuverläßig, daß dieſe Thiere nur eine beſtimmte Brunſtzeit haben, da hingegen von den erfahrenſten Jägern bemerkt worden iſt, daß die Rehe zuerſt im Herbſt und darnach im Januar laufen. Wobei mir dieſes merkwürdig, und durch zuverläßige Erfahrungen und Zergliederungen bewieſen iſt, daß erſt im Januar die Befruchtung der weiblichen Rehe vor ſich gehen muß, indem man im Dezember und Anfang des Jahres bei keiner Rehkuh Merkmale der Empfängniß antrifft.

Das weibliche Elenthier wird gemeiniglich im dritten Jahre trächtig. Es iſt viel ſtärker und im Sommer feiſter, als das Männlein, auch ſo ſchnell im Lauf, daß es von den ſchnelleſten Pferden nicht eingeholet werden kann, wenn man ihm nicht auf weichen Boden oder in tiefen Schnee den Vortheil abgewinnet, wo es wegen ſeiner Schwere tief einſinkt, und nicht ſo wohl fortkömmt. Die Zahl der Jungen bei jedem Wurf pflegt zwei zu ſeyn, doch tragen die jungen Weibchen gemeiniglich nur eins 40*). Das Junge

40*) Anmerk. 33.

ge bleibt lange Zeit ſchwächlich, und vermag kaum nach zwei Wochen der Mutter zu folgen. Zur Brunſtzeit gehen die Elenthiere heerdenweiſe, und die Böcke kämpfen alsdann entſetzlich untereinander um die Weibchen. Bei dieſen Kämpfen, und überhaupt, wenn das Thier zornig wird, richtet es alle Haare auf, und bekömmt dadurch ein überaus wildes und fürchterliches Anſehen bei ſeiner Größe. Alle zur Brunſtzeit gefällte Thiere ſind wegen des geilen Geruchs und Geſchmacks ihres Fleiſches nicht eßbar, welches auch von dem Weibchen gilt. Man hat ſich aber zu dieſer Zeit wohl vor dieſen Thieren, beſonders den alten Böcken auf der Jagd zu hüten. Denn wenn man ſie anſchießet, und nicht tödtlich trifft, ſo gehen ſie, nach Art der Bären und wilden Schweine, gerade auf den Schützen los, und iſt alsdenn dieſer nicht ſo glücklich, ſich auf einen Baum zu retten, ſo iſt er verloren; denn das Elenthier ſchlägt ihn mit den Vorderläufen zu Boden, und tritt ihn ſo lange, bis alle Knochen zermalmet, oder kein Leben mehr in ihm iſt 40). Oft rettet einen ſolchen Unglücklichen noch ein Sprung auf die

Sei-

40) Anmerk. 28.

Seite, wenn das Thier bald an ihm iſt; denn es läuft alsdenn in der Wuth vorbei, und läßt dem Jäger Zeit, ſich wieder zum Schuß fertig zu machen.

Am Fleiſch wiegen die Elenthiere mit Haut und Fett ungefähr ſieben bis acht Zentner, auch wohl darüber. Das Elenfleiſch iſt ſehr ſchmackhaft, wie Rindfleiſch durchwachſen, und darin von dem Rennthierfleiſch ſehr unterſchieden. Dem ungeachtet hat das Elenthier noch überdies, wie der Hirſch, das ſogenannte hohe Rückenfett. Man ſchätzet daher an einem Elenthier, außer der Zunge, beſonders das Zimmer oder hintere Rückenſtück 41). In dem Magen dieſer Thiere fin-

41) Das Fleiſch derſelben wird in Rußland, Schweden, Preußen, Livland in Holand im Stifte Aggerhuus und andern Gegenden von Norwegen gegeſſen. Das Fleiſch der Jungen wird für wohlſchmeckend und leicht verdaulich gehalten. Das vom erwachſenen Thiere aber iſt grobfaſericht und trocken, und giebt eine herbe und anhaltende Nahrung, und wird auch für den Winter eingeſalzen.

In Rußland weiß man die Unverdaulichkeit eines Elensbratens durch ein Schälchen Branntwein, Burgunder oder engliſches Bier abzuhelfen. Die Kirgiſen eſſen ebenfalls das Fleiſch die-

ſindet man oft, wie bei dem Rindvieh, Hirſchen und Gemſen, diejenigen Haarbälle, welche Aegagropilae genannt zu werden pflegen, und wovon Velſchius einen Traktat geliefert hat. Außerdem hat das Elen im Herzen diejenigen Knochen, welche bei den Hirſchen gefunden, und in die Apotheken gebracht werden, auch erzeuget ſich bei demſelben in der vor den Augen befindlichen Hölen derjenige verdickte Eiterſtock, welcher bei

dieſes Thieres. Gatterer a. a. O. p. 170. ſ. Anmerk. 56.

Die Häute der Elenthiere liefern die Wogulen zum Tribut in die Kaſſe, und verkaufen den Uiberfluß. Das Fleiſch, welches ſie nicht friſch verzehren, wird in Riemen geſchnitten, und ohne Salz an der Luft, auch wohl im Rauch gedörret. Dieſes iſt ſowohl gekocht als auch aus der Hand trocken ihre gewöhnliche Nahrung. Und wenn ſie ſo unglücklich ſind, daß ſie in langer Zeit kein Wild bekommen, und der Vorrath meiſt verzehrt iſt, ſo zerſchlagen ſie die weggeworfenen Knochen, ſieden dieſelben im Waſſer, und behelſen ſich mit der Kraftſuppe. Doch kömmt es ſelten mit ihnen zu dieſer äußerſten Noth, weil ſie mit dem Bogen und Feuergewehr, womit die meiſten verſehen ſind, ſich noch daneben allerlei Wald- und Waſſergeflügel verſchaffen. Pallas Reiſen. II. p. 258.

bei jenen unter dem Namen Lacrima Cervi bekannt iſt.

Alle Jahre wirft das Elen ſein Geweihe, wie der Hirſch, und zwar im Dezember und Januar, folglich nach der Brunſtzeit ab. Im Frühjahr ſetzet es neue auf, welche anfänglich wie anderthalb Spannen hohe Keulen hervorbrechen, aus welchen ſich hernach die Aeſte vertheilen. Das ganze Geweih iſt mit einer ſcharfen, weichen und wolligten Haut überzogen, welche inwendig voller Adern iſt. Dieſe verſtirbt aber nicht gleich, wie bei den Hirſchen, ſondern, wenn ſie abtrocknet, und zu Anfange des Winters abſchälet, ſo fallen auch bald nachher die Hörner ſelbſt ab. Die Jäger ſagen, daß ſich unter der Haut der Geweihe Würmer erzeugen 43), welche durch ihr Nagen das Thier zu beſtändigem Reiben und Stoſſen der Hörner gegen die Bäume veranlaſſen, wodurch ſelbige endlich abbrechen. Durchgängig erwachſen die Geweihe der Elenthiere zu einer ungeheuren Größe 44); allein ſie zei-

43) Aehnliche Krankheit findet man bei den Rennthieren. D.

44) M. ſ. d. 6te Anmerk. D.

zeigen nicht, wie bei den Hirſchen, durch die Zahl ihrer Zinken oder Enden das Alter des Thieres genau an 45), obwohl dieſe mit dem Alter allerdings zunimmt.

Die merkwürdigſten Feinde dieſes mächtigen Thieres ſind der Bär, der Luchs, Wolf, Vielfraß, das Hermelin und die Inſekten. Die Bären haben Gefahr und Noth genug, ein ſolches Thier zu erlegen, und die Wölfe greifen es nie als in Geſellſchaft 5 bis 6 an der Zahl an, und büſſen dabei nicht ſelten ihr Leben ein. Dennoch fürchtet ſich das Elen ſehr für den Wölfen, und die Jäger ſagen, daß ein ſolches Thier, wenn es einmal hart von Wölfen gejagt worden, aber doch entronnen ſey, niemals wieder zu Fett und Kräften komme, ſondern ſchwach und kränklich bleibe. Hingegen will kein ſibiriſcher Jäger von der fallenden Sucht dieſes Thieres etwas wiſſen, obgleich ſie von dem Bären zu erzählen wiſſen, daß ein großes und unerwartetes Schrecken demſelben zuweilen einen plötzlichen Tod veruſache.

Ein

45) M. ſ. die Beſchreib. d. Hirſches, B. III. p. 95.

D.

Ein gefährlicher Feind des Elens ſowohl als Rennthiers iſt der ſogenannte Vielfraß, ein Thier in Bärengeſtalt, ſchwarz und gelblich, nicht viel größer als ein Dachs oder ein Schäferhund, aber ſtark und kurz vom Leibe und Füſſen. Dieſes Thier klettert in den Gegenden, wo ſich Elenne aufhalten, auf die Bäume, und ſpringt dem herankommenden oder vorbeigehenden Thiere auf den Rücken, und beſonders zwiſchen das Geweih auf den Kopf, kratzt demſelben die Augen aus, beißt ihm Wunden, aus welchen es das Blut ſaugt, und plagt das Thier ſo lange, bis es theils vor Entkräftung, theils durch das Stoſſen gegen die Bäume umkömmt, und ſeinem begierigen Feinde zum Raube wird. Eben dieſes thut der Luchs.

Allein kaum glaublich iſt es, was doch von den erfahrenſten Wildſchützen verſichert wird, daß nämlich das Hermelin aus beſonderer Feindſchaft gegen dieſes Thier ſelbigem beizukommen ſucht, und ſich in deſſen Ohr ſetzt, wodurch das Thier dergeſtalt geplagt werden ſoll, daß es ſich vor Wuth und Raſerei den Kopf gegen die Baumſtämme ſelbſt einſtöſſet. Der Fliegenplage des Elens, welche es zur Sommerszeit aus den Wäl-

dern in die Flüſſe treiben, habe ich bereits Erwähnung gethan.

Der Hauptfeind dieſes und aller brauchbaren wilden Thiere endlich iſt der Menſch, welcher demſelben auf allerlei Weiſe nachſtellt 46). Die Burăten, Tunguſen und Mungalen erlegen die Elenthiere mit andern auf ihren großen Klopfjagden. Am meiſten aber lauren ſie ſelbigem an der gewöhnlichen Spur und bei den Flüſſen auf, in welche

46) Man ſehe die Jagd bei Anmerk. 32. 33. 54. und in Döbels Jägerprakt. II. p. 73. D.

Stößt den Baſchkiren ein großes Wild auf, z. B. ein Hirſch, Elen, welche auf den Bergen nicht ſelten ſind, ſo verſammlen ſie ſich in großen Banden, und jagen zuweilen einen einzigen Hirſch eine ganze Woche; wenn ſie ihn erlegt haben, theilen ſie ihn zu gleichen Theilen, ſo, daß nicht ſelten nur ein kleines Stückchen Fleiſch auf einen kömmt. Dergleichen Ausbeute ſcheint zwar ſehr unbeträchtlich, und dürfte einigen vielleicht wohl gar lächerlich vorkommen; denn es geſchieht oft, daß ſie über dem langen Jagen nach dem Wilde ihre Pferde zu Schanden jagen. Dieſe mögen ſich aber an ihnen das Bild vornehmer reicher Leute vorſtellen; welche um eines einzigen Haſens willen oft viel Geld, auch wohl eher ihre Geſundheit zuſetzen. Lepechin Tageb. d. Reiſe durch Rußl. II. p. 4.

D.

che ſich, wie geſagt, im Sommer die Elenthiere, theils um vor den Inſekten ſicher zu ſeyn, theils um das aus dem Waſſer hervorwachſende hohe Gras abzuweiden, hineinbegeben. Denn auf der Erde zu weiden iſt ihnen wegen Kürze des Halſes und Länge der Läufte unmöglich. Im Winter, wenn der erſte Schnee gefallen, jagen dieſe Völker das Elen zu Pferde reitend, und holen es alsdenn, weil es im Schnee ermüdet, und ſich auf dem gefrornen Erdreich wohl gar die Klauen wund läuft, leichter ein.

Die Jukagiren und Anwohner am Kolymaſtrom jagen das Elen mit Hunden, und laufen mit Schneeſchuhen daneben her. Zur ſelbigen Zeit liegt das Thier in den Weidenwäldern, wo es die Rinde abſchälet, und mit dem klafterhohen Schnee wie mit einem warmen Stall umgeben iſt. Wenn es aufgejagt wird, läuft es aus allen Kräften, ungeachtet der Schnee beſtändig unter ihm einbricht, und ihm das Fortkommen ſchwer macht.

Vor Mattigkeit ſucht es endlich eine Lagerſtätte, und wenn es ein paarmal aus dem Lager aufgeſcheucht worden, ſo pflegt es gemeiniglich vor Entkräftung, ehe es noch

anderthalb Meilen gelaufen, niederzufallen, da es denn mit breiten Pfeilen oder einem Kurzgewehr niedergemacht wird. Oft iſt das Thier ſo matt gejagt, daß es der Jäger mit der Hand betaſten kann. Es geſchiehet auch wohl, daß ganze Heerden aufgejagt, und zugleich forcirt werden können; und an den nordoſtlichen Gegenden hat man einen ſolchen Uiberfluß dieſer Thiere im Winter, daß die Hunde damit gefüttert werden.

An der Lena werden die Elenthiere auch in Gruben gefangen. Man ſucht im dicken Wald einen Ort aus, wo viele Aeſpen, welche beſonders das Weibchen liebet, und Eberäſchenbäume ſind. Daſelbſt gräbt man ins Gevierte eine Grube, anderthalb bis 2 Faden tief, und 20 Faden oder mehr groß. Uiber dieſes leget man eines Fingers dicke Stangen, welche wie ein Roſtwerk kreuzweiſe gelegt werden, worüber man Gras und Moos wirft, bis es dem übrigen Boden völlig gleich iſt. Von jeder Ecke der Grube wird alsdenn in die Ferne ein Gehege gezogen, ſo, daß von allen vier Seiten gleichſam ein ſchmal zulaufender Weg auf die Grube zuläuft. Das Gehege beſteht blos in gefällten Bäumen oder liegenden Stangen von Lerchenbäumen, welche auf Böcken

ru=

ruhen, und wovon ſich das Elen nichts Böſes verſieht, da es ſonſt leicht überſpringen konnte. In dieſen Gruben werden vielerlei andere wilde Thiere von den größern Arten gefangen, und wenn ſie einmal angelegt ſind, dienen ſie 20 und mehr Jahre. Ja je älter ſie werden, je mehr fängt man, weil das Wild nicht mehr davor ſtutzet; da es in den erſten Jahren, ſo lange das gefällte Holz noch friſch, und Spuren vorhanden ſind, leicht flüchtig wird, beſonders die Elenne, welche einen ſehr ſcharfen Geruch und Geſicht haben. Wenn auch zuweilen ein Wolf oder Bär hineingerathen, ſo macht dieſe Spur andere Thiere auf lange Zeit ſchüchtern.

Sonſt hat der Herr einer ſolchen Grube nichts weiter zu thun, als daß er unterweilen darnach ſieht, die gefangenen Thiere herausnimmt, und das Roſtwerk wieder ausbeſſert.

Fällt ein Elen in eine ſolche Grube, und es ſind ſchon andere Thiere darinnen, ſo tritt es vor Wuth alles todt, und wie einen Brei zuſammen.

Sonſt werden die Elenne auch oft mit aufgeſtelltem Geſchoß oder mit Schlagbalken, welche zwiſchen Bäumen angelegt werden, erleget.

Die Vortreflichkeit der Elenhäute iſt jedermann bekannt 47). Der Handel, welcher

47) Man verarbeitet das Leder zu Kolletten für die Reiterei, zu Bruſtharniſchen, Sätteln, Beinkleidern, Handſchuhen, Pferdedecken, Küſſen, Degengehängen und andern Riemenwerk. Ludovici Kaufm, Lex. II. 1235. Carvers Reiſ. 366. 367. Leopold de Alce §. 19. Heinſius de Alce §. 26. Gatterer a. a. O. p. 171. ſ. Anmerk. 59.

Die Bewohner der Hudſonsbai bedecken mit dem Fell des Elens ihre Zelte, und machen aus dem Leder Schuhe. Ellis Reiſ. 186. 164. Gatt. a. a. O.

Auf der Inſel Kat-Jak bei Kamtſchatka trägt man Unterkleider von dieſem Fell. Berl. Samml. IX. 52.

Die Wogulen nehmen ihre Kleidung itzt gänzlich von den Ruſſen, ſo, daß ſie ſich nicht einmal Pelzröcke mehr zu gerben wiſſen. Die Elenspfoten, welche ſie ſich zu Handſchuhen bereiten, ſchmieren ſie mit ausgekochtem Fiſchfett, und würken ſie mit den Händen, bis ſolche weich ſind. Auf ihre Schneeſchuhe, womit ſie im Winter auf die Jagd laufen, bedienen ſie ſich gleichfalls der Haut vom Elen, welche ſie angefeuchtet darauf leimen, entweder

cher damit von Sibirien aus durch Rußland getrieben wird, iſt anſehnlich, und es iſt alſo allerdings der Mühe werth, die Art zu erzählen, wie dieſe Häute von den Ruſſen und Einwohnern Sibiriens bereitet zu werden pflegen.

Die Tunguſen, Jakuten und Jukajiren in Sibirien ſchneiden die Elenhäute in zwei Theile, und machen daraus die ſogenannte Polowinki, welche einen ſehr weichen, bequemen und über alle Maßen dauerhaften Stoff zu Beinkleidern, Kamiſölern und Kolletten geben. Man hat aber dieſe Polowinken zweierlei, die geräucherten und die ungeräucherten, wovon jene zwar nicht eine ſo ſchöne gelbe Farbe als die letztere bekommen, hingegen den Vortheil haben, daß ſie die

der mit dem Gummi von Lerchenbäumen, oder vermittelſt eines eigenen Leims, den ſie aus Rennthierblut und Mehl oder geſtampften Elenshorn bereiten, welcher Mengſel die Nacht über in einem heißen Ofen ſtehen muß. Pallas Reiſ. II. p. 258. Die Tataren bezahlen einen guten Theil ihres Tributs in Häuten von Elen und großen Hirſchen, die man in der Kaſſe zum Gebrauch der Kavallerie das Stück zu 60 bis 120 Kopeken annimmt. Pall. Reiſ. III. p. 12.

die Näſſe ungemein vertragen, und nachher getrocknet, nicht hart und brüchig wie die andern werden. Dieſe geräucherten Elensfelle ſind ganz wolligt und weich, beinahe wie Tuch oder Laken; ihre Bereitung aber iſt folgende: Zuerſt werden die rohen Häute aufgehängt, daß ſie etwas trocknen, alsdenn ſchabet man ſelbige auf beiden Seiten mit einem Eiſen, welches wie eine ſtumpfe Säge und zwiſchen zweien parallelen Hölzern eingeſpannt iſt. Nach dieſem werden ſie mit einer geſäuerten Maſſe von Rennthierhirn, Blut und dem in den Eingeweiden des Thieres enthaltenen Unrath beſtrichen, zuſammengewickelt, und auf einige Tage zum Schwitzen hingelegt, damit das Fett gänzlich ausziehet. Hierauf hängt man es abermalen zum Trocknen auf, ſchabet es von neuem auf beiden Seiten, wovon es dünn und wolligt wird, und bricht oder reibet es vermittelſt eines hölzernen Hakens oder der Hände ſo lange über einem Hirnſchädel eines Elens, Pferdes oder Rennthiers hin und her, bis es vollkommen weich, biegſam, und wie Sammet oder Tuch anzufühlen iſt. Will man dieſe Felle alsdenn geſchwind räuchern, ſo hängt man ſie über angezündetes faules Weidenholz, und räuchert ſie in ein Paar Tagen durch. Bei dieſer Prozedur bekom-

men

men ſie eine ſolche Geſchmeidigkeit, daß ſie ſich vom Regen weder zuſammenziehen, noch auch jemals hart und brüchig werden. Die Tunguſen nähen auch wohl dergleichen Felle zuſammen, überziehen damit eine Hütte, und wohnen einige Zeit darunter; da ſelbige denn von ſelbſt mehr als zu wohl durchgeräuchert werden. Eben dieſe Tunguſen haben den Ruhm, daß ſie die Elenhäute am beſten bereiten, daher ihnen auch erlaubt iſt, ihren Tribut damit abzutragen. P. St. Stralſund. Magaz. V. St. p. 392.

J. H. Hagen hat die Nachrichten vom preuſſiſchen Elenthiere geſammlet, und ſaget in den berliniſchen Mannigfaltigkeiten im zweiten Jahrgange St. 79. und 80.: „Das Elenthier iſt nach dem Bericht Hartknochs allhier ehemals von den alten heidniſchen Preußen göttlich angebetet und verehret worden. Die Abſtammung des lateiniſchen Wortes Alce iſt noch unbekannt. Die deutſche Benennung Elend, oder auch Elch, auf altdeutſch, ſcheinet zum Theil von der elenden und jämmerlichen Krankheit, da man dieſem Thiere ſchon von jeher die fallende Sucht angedichtet, herzurühren, zum Theil drückt ſolche Benennung auch die elende und furchtſame Natur deſſelben aus, weil es ſo ſchüchtern und ver-

zagt iſt, daß es vor viel kleinern und ſchwächern Thieren zu entlaufen pflegt. Der gelehrte preußiſche Biſchof, Johann Wigand, glaubt, der Name Elend käme vom Wort Gelen, welches auf polniſch ein Hirſch heißt, weil das Elend mit dem Geſchlecht der Hirſche ſehr nahe verwandt iſt, wohin auch die Benennungen Elge oder Elck gehören 48). Ich laſſe es unentſchieden, ob Luther und andere im vierten Buch Moſe Kap. 14. das Thier Zamer durchs Elen recht überſetzt haben oder nicht.

Dieſe Elenthiere halten ſich vorzüglich bei uns in Preußen, imgleichen auch in Sarmatien und Illyrien auf, und lieben ſchattichte, finſtere und bruchigte Wälder und Moräſte, wenn ſich graſichte und fette Triften da herum finden laſſen. Hier im Lande ſind beſonders die Kaporniſcheheide, zwo Meilen von Königsberg, beim friſchen Haff oder Friſchingwald, ferner die Heiden und Brüche bei Kutten und Ogonken unweit Angerburg und Cyll, und die große Heide bei Johannsburg, Ortesburg und Soldau ganz voll von dieſen Thieren.

Es

48) Anmerk. 34.

Es iſt dieſes Thier groß, anſehnlich und ſtark, vollkommen wie das preußiſche Pferd, und faſt wie ein Mauleſel geſtaltet. Der Kopf ſieht dem Kopfe des Mauleſels ſehr ähnlich, daher es auch niedergeſchlagen und blöde zu ſeyn ſcheinet; ſonſten iſt der Kopf länglicht, und, wie geſagt, dem Mauleſelkopfe an Geſtalt, Größe und Farbe faſt gänzlich gleich. Seine Beine ſind lang und ſtark, an ſeinen Füſſen hat es zweitheilige zugeſpitzte Hufe. Das Haar ſieht aſchfarbig oder als Eſelshaar aus; an den Beinen iſt es indeſſen bisweilen weißlicht. Das Fleiſch iſt härtlich, im Speiſen ſchmeckt es faſt wie Rindfleiſch, und eingeſäuert, wie anderes im Eſſig eingelegtes Wildpret, doch aber durchgehends beſſer, als Hirſchbraten 49).

Ein ganz friſches Elen koſtet hier in Königsberg zehn bis zwölf Thaler, welches man auf einem Zettel aus dem Jägerhofe vorauszahlet.

Die männlichen Elenthiere nennen unſere preußiſchen Jäger Elenochſen, und dieſe ſind größer als unſere Rinder; die weiblichen oder

49) Anmerk. 41.

oder die Elenkühe ſind mit den Rinderochſen gleich. Die jungen heißen Elenkälber. Die Elenochſen haben zwei Hörner, nicht in den Augenliedern, ſondern ein wenig hinter denſelben, welche ſie wie die Hirſche abwerfen, und wieder bekommen. Die Elenkühe haben keine Geweihe. Es ſind aber auch dieſe Geweihe nicht alle auf einerlei Art gewachſen. Manche haben etliche Spitzen, manche auch nicht; viele ſind ganz flach und breit, und haben nur an den Endungen wenige Zinken. Wir Preußen nennen ſie Schaufeln, und bezahlen ſie nach der Breite und Größe, um ſie auf den adelichen Höfen anſtatt Leuchterkronen in den Vorſälen aufzuhängen, und mit Lichtern zu beſtecken 50). Das Elen wirft ſeine Schaufeln alle Jahr ab, und bekömmt wieder neue, wie der Hirſch. Dergleichen abgeworfene Schaufeln finden ſich in den Wäldern, wo Elenthiere ſind; wie auch Wigand erzählet, daß ihm einsmal ſein Knecht, der nach Hopfenſtangen in den Wald gegangen, eine ſolche friſch abgeworfene Elenſchaufel mit nach Hauſe gebracht, welche zwo Zinken gehabt.

Der

50) Man macht zuweilen Leuchter in die Jagdſäle daraus. Müller Nat. Syſt I. 388. Gatt. a. a. O. D.

Der obere Theil des Maules iſt dick, und hängt ſtark über, ſo, daß er die untere Lefze umfaſſet und bedecket 51).

Die Naſenlöcher ſind weit und dergeſtalt groß und breit, daß man ohne viele Mühe beide Fäuſte bis über die Knöchel in beide Naſenlöcher einſtecken kann *). Im Gehirnknochen gehen zwar nur ganz kleine Gänge, die nur ſehr wenig Schmutz nach der Naſe abſondern; allein dieſe weiten Naſenlöcher ſcheinen mehr zur häufigen Einziehung der Luft für ein ſo gewaltiges Thier geſchaffen zu ſeyn, weil ſie über dem Gaumen nach dem Halſe zu gehen. Die Zunge iſt wie eine Ochſenzunge, und der Rachen wie bei andern wiederkäuenden Thieren geſtaltet; denn vorne hat das Elen in der untern Kinnlade acht Zähne, vier auf jeglicher Seite.

Dieſe

51) Die Naſe oder Oberlefze des Elenthiers, die ſehr groß iſt, wird für einen Leckerbiſſen gehalten, da ſie eine feſtere Konſiſtenz als das Mark hat, und gehörig zubereitet ein ſaftiges und wohlſchmeckendes Gericht giebt. Carvers Reiſ. 367. Gatt. 161.

O.

*) Man vergleiche die Naſenlöcher des Rennthiers. Anm. 74.

O.

Dieſe acht Zähne ſitzen vorne wie ein halber Mond; ſie ſind ganz ſpitz und ſcharf, damit ſie die Baumrinden geſchickt abfreſſen können. In der obern Kinnlade ſind faſt keine Zähne, unten aber, acht Finger breit von den Vorderzähnen, befinden ſich wie bei Rindern ſechs gedoppelte Backenzähne, womit es wiederkäuet. Dieſe Zähne ſind durchgehends ſtark und zugeſpitzt, nach der Natur der wiederkäuenden Thiere.

Eben ſo ſtark und feſt iſt der ganze Körper. Der Nacken iſt derb, die Bruſt mit den Schultern breit und ſtandhaft, der übrige Theil des Körpers aber nicht ſehr lang. Die Hüften an den hintern Schenkeln ſcheinen etwas herunter zu gehen, und ſind nicht ſo hoch und ſtark als die Vorderbeine: es fällt überhaupt bei dieſem Thiere die Breite der Bruſt am meiſten in die Augen. Oben am Halſe ſieht man die längſten Haare wie Mähnen hängen, die ſich bis über den Rücken herabziehen. Sie ſind mehrentheils auf dem ganzen Körper aſchfarb und ſchwärzlich, eines Fingers lang, ſo dick als Schweinsborſten, und unten weißlich gefärbet, wie Baummoos. Wigand vergleichet dieſes Thier immer mit der Geſtalt der Eſel oder Mauleſel, beſonders am Kopf und an der Farbe,

ob

ob es gleich ſtärkere und größere Füſſe und Beine hat, und nach den Schenkeln und Hufe der Bildung der Hirſche ähnlich ſiehet. Die Elenthiere zeigen indeſſen nicht alle einerlei Farbe. Einige haben Flecken unter dem Bauch und auf den Hüften, andere nicht; die meiſten ſind an den Beinen weißlicht. Etliche Elenochſen haben am Halſe lange herabhängende Bärte, wie zugeſpitzte Kegel. Ihr Schwanz iſt kurz, wie bei den Hirſchen.

An Fähigkeit iſt dieſes Thier ganz dumm und einfältig. Der Biſchof zu Samland, Johann Morlinus, hatte ſich einmal allhier, zu Königsberg in Preußen, ein junges Elenkalb erzogen, welches im Winter vor der Oefnung eines eingeheitzten Ofens ſo lange geſtanden, und die Hitze deſſelben an ſich genommen, bis ihm das Fell angebrannt, und es zugleich ſeinen Geiſt aufgegeben. Ferner iſt das Elen auch ein blödes und ſchüchternes Thier, das mit andern niemals einen Streit anfängt. Man hört ſelten, daß es einen Laut von ſich giebt, und es pflegt auch nur zu blöcken. Zu Ende des Auguſtmonats paaren ſie ſich a). Sie werfen wie die Hir-

 ſche

a) Sie tragen beinahe neun Monate, und werfen ungefähr im April und Mai. Dieſes geſchieht

ſche und Kühe, indem die Jungen ein Kalb, die Alten aber höchſtens zwei zur Welt bringen, welche ſie mit ihren Zitzen nähren b).

Die Kälber folgen der Mutter zwei bis drei Jahre nach c), und haben ſie ſo lieb, daß ſie ſolche nicht verlaſſen, wenn ſie auch gleich erſchoſſen vor ihnen lieget; wie man denn weiß, daß ſie die erſchoſſene und im Blute liegende Mutter ſo lange anſehen, bis ſie ſelbſt dabei niedergeſchoſſen werden. Die jungen Kälber können noch zahm gemacht werden, die erwachſenen aber nicht mehr. Der Biſchof Wigand berichtet, daß zu ſeiner Zeit ein Förſter im Oberlande in Preußen gelebet, der ein dergleichen zahmgemachtes Elen

ſchieht an abgelegenen Orten der Wälder, und zwar nach der Ausſage erfahrner Jäger, mit gewaltigem Aechzen und Stöhnen.

b) Im Sommer treibt ſie das Ungeziefer oft aus den finſtern Waldungen, wo ſie ihrer Nahrung nachzugehen pflegen, nach den Flüſſen, daher ſie, ſowohl aus dieſem Grunde, als auch zur nöthigen Abkühlung, ſolche Waldungen ausſuchen, in deren Nachbarſchaft ſich anſehnliche Flüſſe befinden.

c) Ein neugeworfenes Elen iſt kaum nach zwo Wochen vermögend, der Mutter zu folgen.

Elen beſeſſen, welches täglich mit dem Viehe aus dem Dorfe nach den nächſten Wäldern auf die Weide gegangen, und gegen Abend allemal mit nach Hauſe zurückgekommen; dies habe es aus freiem Antrieb gethan, und ſey ſehr lange bei ihm geblieben.

Mit ſeiner Fütterung hat es folgende Bewandniß. Vorzüglich ſucht es auf bruchigten und ſchattichten Orten die grünen Kräuter auf, die es mit Hilfe der Vorderzähne in der untern Kinnbacke und der Zunge klein machet. Dieſes verrichtet es, indem es vorwärts vor ſich hergehet, und die Kräuter erhaſchet, wie andere Thiere auch thun; und nicht im Zurückgehen, wie einige fälſchlich vorgeben wollen. Die Baumrinden ſind ihm beſonders wohlſchmeckend, und vorzüglich von der Zitterpappel, die wir hier Eſpe (Populus tremula) nennen, und bei uns ſehr häufig wächſet. Oefters ſtellet es ſich gerne bei die vom Winde umgeworfene Eſchenbäume, und naget ihre Rinde ab, wie eine Ziege. Daher pflegen die Jäger dergleichen Bäume zu fällen, damit ſie das Elen nach ſolchen friſchen Baumrinden locken, und dabei ſchießen oder fangen können. Mit Hilfe der Vorderzähne naget es dieſe Rinden oder Borken, und ſtreifet ſolche von unten nach

 oben.

oben. Das Elen hält ſich nicht in offenen und lichten Wäldern auf, ſondern allemal gerne in dichtem, ſchattichtem und bruchigtem Gehölze, wo viele Eichen, Buchen und beſonders Eſpen wachſen. In freien Feldern ſieht man es gar nicht, da es als ein melancholiſches Thier blos die Einöden liebet. Sie gehen allemal heerdenweiſe, und weiden immer mit mehrerer Geſellſchaft, wenigſtens mit zwei, drei und mehreren.

Die Elenthiere beſitzen beſonders eine ſehr große Behendigkeit, indem ſie vermittelſt ihrer langen Beine ſehr ſchnell davon fliehen können 52), wozu ihnen die ausnehmende Furchtſamkeit mit behilflich iſt. Sie ſetzen mit erſtaunender Geſchwindigkeit durch die tiefſten Moräſte, und laufen ſo ſchnell, daß ihnen weder Jäger noch Hunde oder Wölfe im Verfolgen nachkommen mögen. Im Schwimmen ſind ſie ſo geſchickt, wie die Hirſche, ſo, daß ſie in der Flucht die größten Flüſſe und breiteſten

52) Man kann das Elenthier zahm machen, und zum Schlittenziehen gebrauchen. Es ſoll in einem Tage 40 bis 50 Meilen zurücklegen können. Gatterer a. a. O. 173. Erxl. Mammal. 301. Linné ſagt, 50 Milliaria de die percurrit. Syſt. nat. a. a. O.

D.

ſten Landſeen ohne Gefahr durchpaſſiren. Es ſind indeſſen bloße Erdichtungen, wenn man von den Elenthieren glaubt, daß ſie in ihren Füſſen keine Krümmungen, Gelenke und Beugungen hätten, und dahero weder liegen noch aufſtehen könnten. Es beſitzet vielmehr in allen Stücken eben ſolche Knieſcheiben, Gelenke und Knöchel, wie ein Hirſch; es ſtreckt ſich zur Erden, und wenn es will, ſo ſteht es ganz leicht auf; überhaupt es ſchläft wie der Hirſch an der Erden, und lehnt ſich nicht des Nachts an die Bäume. Julius Cäſar und andere ſind daher durch lügenhafte Erzählungen betrogen worden, wenn ſie ſchreiben, daß dieſes Thier keine Gelenke an den Füſſen habe, und nicht wiederum aufſtehen könne, wenn es einmal niedergefallen, und alſo vermittelſt eingeſägter Baumſtämme, woran es ſich gerne im Schlafe anlehnte, am füglichſten gefangen würde. Man muß ſich wundern, daß auch ſelbſt neuere Schriftſteller, die dieſes Thier gewiß niemals geſehen oder unterſucht haben, dergleichen ungegründete Erdichtungen noch mehr erweitern. Als von der fallenden Sucht (Epilepſia) 53) weiß man in hieſigen Gegen-

53) S. Anmerk. 30.

D.

genden gar nichts, und noch vielweniger, daß es alsdenn durchs Kratzen am Ohre mit ſeinem Hufe ſeine vorige Geſundheit wieder erhielte: da das Elen allemal vielmehr als ein ſehr geſundes, friſches und ſtarkes Thier durchgehends bekannt iſt. „ Muß man alſo „ nicht erſtaunen, ſchreibt beſonders der „ Biſchof Wigand, daß ganz unerfahrne „ Leute ſich unterſtehen können, dergleichen „ Fabeln und allhier unerhörte Geſchichten „ in öffentlich gedruckten Schriften in die „ Welt zu ſchicken? So gehts aber, wenn „ man von ungeprüften Sachen ſchreiben „ will.“ u. ſ. w.

Die Jagd der Elenthiere iſt zweifach 54). Entweder man erſchießt ſie mit einer Muskete, und da muß ſich der Jäger vorſehen, daß er ja den Wind beobachtet, und gegen demſelben ſtehet, damit der Geruch von ihm nicht an das Thier komme; oder man fängt ſie vermittelſt der Jagdhunde mit Netzen, mit bedeckten Gräben oder andern Werkzeugen. Das Elen fällt nicht gleich nieder, wenn es auch ſchon vom Schuß getroffen wor=

54) S. Anmerk. 46. S. auch Forſt= Fiſch= und Jagdlexikon I. p. 580.

D.

worden, es ſey denn, daß es gerade durch die Bruſt geſchoſſen, oder in dem Eingeweide ſelbſt tödtlich verwundet würde; ſonſten aber läuft es immer fort, ſo weit es kann, dergeſtalt, daß der Jäger noch einmal darauf los ſchießen muß, wenn er es haben will. Iſt es alsdenn getroffen, ſo fällt es nieder, allein indem es ſeinen Tod vor Augen ſiehet, ſo verſucht es allemal noch einen Streich, ehe es ſtirbt, und ſchlägt mit den Vorderfüſſen ſo gewaltig um ſich, daß alles, was um ihn iſt, zu Trümmern gehet. Die Jäger pflegen ſich alſo gerne einem ſolchen gefällten Thier von hinten gegen deſſen Rücken zu nahen, damit ihnen dieſer letzte Schlag keinen Schaden thue. Das Elenthier beobachtet alsdann, ſobald es den tödtlichen Schuß bekommen, gemeiniglich den Jäger, ſieht ihn an, und ſpringt ihm gerade entgegen, und ſchleift ihn mit ſeinen Hufen, wo er nicht in der Geſchwindigkeit von neuem losfeuert, oder hinter einen Baum ſpringt, und der Wuth des Thieres entgeht d). Während der Regie-

 rung

d) Zur Brunſtzeit ſind die Elenthiere am gefährlichſten. Unter den Böcken entſtehen die entſetzlichſten Kämpfe um die Weibchen. Wenn das Thier bei einem ſolchen Kampf oder bei Verfolgung zornig wird, richtet es alle Haare auf,

rung unſers hochſeligen Königs weiß ich eine Geſchichte, daß ein gewiſſer Huſarenoffizier im Gefolge des Koniges bei einer Parforcejagd hier in der kaporniſchen Heide einem Elenthier unaufhörlich nachgefolget, und daſſelbe verſchiedentlich verwundet; endlich aber, als er ſeine Verfolgungen immer mehr verdoppelt, iſt dieſes geängſtigte Thier auf einmal in voller Wuth aufgeſprungen, und hat mit ſeinen Vorderfüſſen den ganzen Offizier mit Sattel, Zaum und der Haut des Pferdes von hinten bis nach dem Halſe fortgeſtreift, und würde den allzuhitzigen Jäger jäm=

auf, und bekömmt dadurch bei ſeiner Größe ein überaus wildes und fürchterliches Anſehen. Die zur Brunſtzeit gefällte Thiere ſind wegen des geilen Geruchs und Geſchmacks ihres Fleiſches nicht eßbar. Auf der Jagd hat man ſich zu dieſer Zeit, beſonders vor den alten Böcken zu hüten. Ein nicht tödtlich getroffener Bock gehet, nach der Art der Bären und wilden Schweine, gerade auf den Schützen los, der alsdann, wo er ſich nicht an einen Baum rettet, verloren iſt; denn das Thier, wenn es ihn mit den Vorderläuften zu Boden geſchlagen, tritt ſo lange auf ihn herum, bis es alle Knochen zermalmet hat, und bis kein Leben mehr in ihm iſt. Ein glücklicher Seitenſprung, wenn das Thier bald an ihm iſt, rettet zuweilen das Leben eines unglücklichen Jägers. Das Thier läuft denn in der Wuth vorbei, und läßt dem Jäger Zeit, ſich wieder zum Schuß fertig zu machen.

jämmerlich zerſchlagen haben, wenn nicht noch der König und die Jäger ſchleunig dazu gekommen wären. Dieſes Schlagen und Streifen mit den ſpitzigen Hufen der Vorderfüſſe iſt dem Elenthier, ſo wenig es ſonſt zur Grauſamkeit geneigt iſt, in der gröſten Noth ſehr eigen, welches unſere preußiſche Jäger nach ihren Jagdausdrücken Schellen heißen 55). Wenn das Elen mit Netzen gefangen werden ſoll, ſo führt es gemeiniglich die Jäger, die es verfolgen, durch tiefe Gründe, durch ganz grundloſe Brüche und Sümpfe, woſelbſt es überall mit ſeinen geläufigen und breit ausſetzenden Füſſen ſehr behende durchkömmt, und ſeine Verfolger in den unwegſamſten Moräſten zurückläßt, die öfters mit großer Mühe ſich durcharbeiten, und endlich doch unverrichteter Sache zurückkehren müſſen. In dieſem Stücke hat das Elenthier recht ſeine natürliche Stärke, womit es dem Jäger Tort thun und ihm entrinnen kann. Unſere preußiſche Elenthiere haben dieſes mit den nördlichen nicht gemein, daß man ſie ſchwerlich auffinden könnte, vielmehr laſſen ſie ſich, wie die Hirſche, ſehr ſelten einzeln, gemeiniglich immer zu zwei, drei und

55) Anmerk. 28. 40.

D.

und mehrern in Geſellſchaft antreffen, wenn ſie auf den bruchigten Wieſen, und beſonders in ſchattichten Gehölzen und Moräſten, die ſie vorzüglich lieben, ihre Weide ſuchen. Daß die Elenthiere ihr Blut nicht ſehen könnten, ſondern ſogleich, wenn ſie auch nicht tödtlich geſchoſſen wären, vom Anblick des herausfließenden Bluts kraftlos würden und ſtürben, iſt eine ganz ungegründete Sache. Man weiß ja, daß die Jäger dergleichen angeſchoſſene Elen dann und wann fangen, worinnen ſie noch bleierne Kugeln antreffen, die nicht haben durchkommen können.

In der Haushaltung braucht man das Fleiſch 56) dieſes Thiers zur Ernährung der Familien anſtatt des Rindfleiſches, beſonders auf dem Lande. Einige ziehen daſſelbe an Geſchmack dem Hirſch und den Rindern vor, andern will es nicht ſo gut ſchmecken. Die Knochen 57) dienen zu allerhand Drechsler=
ar=

56) Nutzen des Fleiſches, ſ. Anmerk. 41.

D.

57) Die Knochen des Elenthiers werden wie andere Knochen von den Drechslern beſonders in Stockholm zu allerlei Kunſt= und Spielſachen verarbeitet, die weißer und ſchöner als von Elfenbein seyn, und niemals gelblich werden ſollen. Ludov.
Kauf.

arbeit und Zierrathen eben ſo gut, als andere Thierknochen. Der Gebrauch der Elensklauen 58) iſt eine bekannte Sache in der fallenden Sucht und dem Schlagfluß, wiewohl heut zu Tage mit Recht nicht mehr darauf geachtet wird. Man drehet daher noch Ringe daraus, welche die reichen Leute ſich mit Gold umfaſſen laſſen, ſo, daß der innere Theil derſelben, der die Haut berühret, bloße Elensklaue iſt, und wider den Schlagfluß bewahren könne. Man macht auch noch andere Zierrathen und Gehängſel aus dieſen Klauen. Vorzüglich aber glaubt man, daß, wenn man die Klauen von einem lebendigen Elenthiere nimmt, welches juſt in der Begattung erſchoſſen worden, ſolche noch mehrere Kräfte beſitzen ſollen. Aus den ganzen Füſſen werden hier in Preußen Geſtelle und Füſſe zu Gueridons und kleinen Ti-

Kauf. Lex. II. 1235. Neue Anmerk. über die Naturl. III. 543.

Aus den langen und geraden Schienbeinknochen werden beſonders Stiele zu Gueridons oder Leuchterſtühlen verfertigt. Leopold de Alce §. 19. Gatt. a. a. O. Anm. 41.

D.

58) S. Anmerk. 31.

D.

Tiſchen verfertiget. Man läßt ſich auch Becher und Pokale aus den Vorderfüſſen ſchnitzen. Imgleichen verfertigt man auch aus der abgeſtreiften Haut der Füſſe allerhand Futterale und Beutel zu den Jägerſpießen und Jägergeräthe. Weil das Fell 59) der Elenthiere ſo hart und faſt undurchdringlich iſt, ſo macht man hier zu Lande aus dem gegerbeten Leder ſogar Bruſtharniſche, die den Schuß aushalten; daher auch die alten Preußen ihre Küraſſe daraus genommen haben. Wenn man Stricke aus der dicken Haut im Rücken ſchneidet, und mit dieſen kleine Steine ſchleudert, ſo laſſen ſich ſolche thurmhoch in die Lüfte werfen. Die Elenhaare 60) braucht man, um Küſſen und Polſter damit auszuſtopfen. In alten Zeiten bezierte man die Palläſte am Giebel mit den großen und vielzackichten Elensgeweihen, wie wir dergleichen ehemals auch an unſerm

59) S. Anmerk. 47.

D.

60) Müllers Naturſ. I. 388. Gatt. 172.

Die Milch wird wie Rennthiermilch, und das Talg wie Hirſchtalg gebraucht. Gatterer a. a. O.

Q.

ſerm hieſigen königsbergiſchen Reſidenzſchloſſe ſehen konnten.

Der Biſchof Wigandus verſichert, daß Geßner in ſeinem Werke gar keine ſichere und wahre Beſchreibung dieſes Thiers gegeben; ſo wie auch Pauſanias nichts gewiſſes davon gemeldet, wenn derſelbe ſchreibet, daß Elenthiere immer in den Hölen und Abgründen leben, und alſo nicht gefangen werden können. Wie oft werden ſie nicht, auch ſelbſt in dieſen Hölen, verfolget, und im Winter durch die Fußſtapfen im Schnee, und im Sommer unter den trocknen Blättern und im zuſammengetretenen Mooſe ausgeſpüret? Die preußiſchen Forſtbedienten kennen ihre Wohnplätze unter den Eſpen und anderwärts ſo gut, als das Gehege des andern Wildes. Vorzüglich werden im Winter oder auch im Herbſte, wenn ſie ſich paaren, dieſe Thiere am häufigſten erlegt, und außerdem ſonſten mit Netzen und Graben gefangen, oder auch mit Kugeln erſchoſſen. Darin aber ſchreibt Pauſanias wahr, wenn er ſagt, daß das Elen den Menſchen am Geruch wahrnehme, und alsdenn davon fliehe. Allein dieſes geſchiehet, wenn die Jäger mit dem Winde vor dem Thiere ſtehen, daher

her ſtellen ſie ſich allemal dem Winde entgegen, damit das Thier den Menſchengeruch nicht auswittere. Wigandus glaubt ferner vom Cäſar, daß derſelbe entweder nur ein junges Elenkalb, oder vielleicht ein ganz anderes Thier für das Elenthier in Comm. Lib. VI. Belli gallici beſchrieben hat, weil dieſe immer ungemein viel größer als eine Ziege ſind, und auch kein gefleckτes Fell auf dem Rücken haben, ſondern nur unter dem Bauche und an den Beinen weiß, ſonſt aber an Farbe wie Eſel gezeichnet ſind. Er will auch behaupten, das Elenthier habe in ſeinen Füſſen keine Gelenke, und ſollte daher durch halb eingeſägte Bäume, woran es ſich im Schlafe anlehnen muß, gefangen werden; allein das iſt alles völlig erdichtet, und keinem Thiere weniger als dem Elen eigen. Wigandus erinnert ſich, daß es vormals im Harzwald auch Elenthiere und Auerochſen gegeben habe, wie denn auch noch unweit der Stadt Mannsfeld ein Berg liegen ſoll, der der Auerochſenberg heißet; allein jetziger Zeit findet man daſelbſt gar keine ſolche Thiere mehr. Vielleicht wandern dergleichen Beſtien in andere Gegenden, oder die Weisheit Gottes läßt ſie an gewiſſen Orten ausſterben, oder ſie werden durch Nachſtellungen

gen der Menſchen ausgerottet, wie nunmehro das Auerochſengeſchlecht bei uns in Preuſſen, woſelbſt es vormals ſo berüchtigt war, ein Ende hat e).

Der Plinius folgt auch zu ſehr anderer Leute Berichten, ſelbſt aber muß er wohl kein rechtes Elenthier geſehen haben. Denn noch iſt es in keinem nördlichen Lande erhört worden, daß man ſolche zahm machen 61), geſchweige zum Pflügen, Tragen und Reiten angewöhnen und gebrauchen könne; vielmehr glaube ich, daß Albertus in dieſem Stücke recht hat, welcher unter den Alces des Plinius die Rennthiere verſteht, die ſich vom wahren Elenthiere himmelweit unterſcheiden." J. H. Hagen, Berl. Mannigf. a. a. O.

Herr Fiſcher ſagt, daß die Elenne ſich in den dickſten Wäldern von Livland aufhalten; die häufigen Raubthiere, beſonders die

e) In Hermanni Relatione de oſſibus Alces Maslae detectis, Hirſchberg 1729. 4to findet man ebenfalls eine Abbildung und Nachricht von einem Elen, deſſen ganzes Gerippe in dieſer Gegend verſteinert gefunden worden.

61) S. Anmerk. 52.

D.

die Wölfe, verhinderten aber ſehr deſſen Vermehrung daſelbſt, doch ſehe man ſie jetzt wieder häufiger als vorher. Es verdiene bemerkt zu werden, daß das ſtarke Viehſterben im Jahr 1752 ſich auch auf ſie erſtrecket habe, wie P. Hupel in ſeiner Topographie 2. Th. S. 439. anzeigt, und wie an andern Orten mit Hirſchen und Rehen geſchahe. Naturg. v. Livland S. 63. n. 30.

D.

Al-

Anhang zum Rennthier.

Wir haben nur vom Gerippe des Rennthiers einen Kupferſtich geliefert *), da wir uns bis jetzt das Thier weder lebendig oder ſo gut aufbehalten verſchaffen konnten, daß es hätte gezeichnet werden können. Jetzt liefern wir hier **) die Abbil-

 dung

*) Hiſt. de la Nat. Tom. XXIV. pl. XII. p. 176. ed. en 31. vol.

b. B.

Allg. Hiſt. d. Nat. II. in 4to. Th. XII. p. 78. tab. XII. Vier verſchiedene Geweihe findet man daſelbſt. Tab. X. und XI.

O.

**) Suppl. à l'Hiſt. des anim. quadr. ed. in 12. tom. VIII. p. 205. pl. XIX.

D.

dung eines weiblichen Rennthiers, welches lebendig zu Chantilly in den Gärten des Prinzen von Condé war, dem der König von Schweden es mit zwei männlichen Rennthieren geſchickt hatte, von welchen eines auf der Reiſe, und das andere kurz nach ſeiner Ankunft in Frankreich ſtarb.

Das Weibchen hielt ſich lange Zeit; es war ſo groß als eine Hindin, aber niedriger von Füſſen und dicker vom Leibe. Es trug ein Geweihe wie das Männchen, welches ſich eben ſo in Enden theilte, von denen einige ſich ſpitz nach vorn, und andere nach hintenzu erſtreckten. Aber dieſes Geweihe war kürzer als bei dem männlichen Rennthiere. Man ſehe die ausführliche Beſchreibung mit der Ausmeſſung dieſes Thieres, welche der Herr de Seve gegeben hat. 62).

„Die Höhe des Vordergeſchlepps iſt 2 Fuß 11 Zoll, die vom Hintergeſchleppe 2 Fuß 11 Zoll 9 Linien hoch. Das Haar iſt dicht und einfarbigt, wie am Hirſch; die kür-

62) Man vergleiche damit folgende Ausmeſſungen von dem Herrn Allamand, Camper und dem Grafen Mellin. Anm. 68. 112.

D.

kürzeſten auf dem Leibe ſind wenigſtens 15 Linien lang. Es iſt länger über den Bauch, ſehr kurz an den Beinen, und ſehr lang von der Kugel bis zu dem Spat.

Die Farbe *) des Haars, das den Leib bedeckt, iſt rußigbraun, bald mehr bald weniger dunkel, nach den verſchiedenen Stellen am Leibe, und bald mehr bald weniger gelbweißbunt. Auf einem Theil des Rückens, den Lenden, oben auf dem Kopfe, und vorn von den Augen bis zur Naſe iſt das Haar dunkler, vorzüglich über die Thränenhölung, welche das Rennthier ebenfalls wie der Hirſch hat. Der Ring um den Augen iſt ſchwarz, die Schnauze dunkelbraun, und die Stelle um der Naſe ſchwarz, das Ende der Schnauze bis zur Naſe iſt lebhaft hellweiß, wie auch das Ende des unterſten Kinnbackens. Das Ohr iſt oben mit dichten, weißen, ins Gelbe fallenden, mit braun gemiſchten Haaren bedeckt; inwendig iſt das Ohr mit großen weißen Haaren beſetzt. Der Hals und obere Theil des Leibes ſind gelblichweiß, oder ſehr hell falbe. Eine gleiche Farbe haben die großen Haare, welche ihm unten am Halſe

 auf

*) S. bei Anmerk. 67.

D.

auf der Bruſt hängen. Der Bauch iſt unten weiß. An den Seiten oder oben am Bauche befindet ſich ein breiter brauner Streif, wie bei den Gazellen. Die Füſſe ſind in Verhältniß des Leibes ſehr dünne, und wie die Lenden dunkelbraun, inwendig aber ſind ſie, wie auch die Enden des Haars, welches die Klauen bedeckt, ſchmutzigweiß. Die Füſſe ſind wie beim Hirſch geſpalten, die beiden Vorderſpate breit und dünne; die hintern beiden kleinen lang, inwendig ſehr dünne und flach; dieſe vier Spate ſind kohlſchwarz.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Es beträgt die Länge des Leibes von der Schnauze bis zum Weidloche über die Oberfläche gemeſſen — — — —	5	1	2
In gerader Linie aber — —	4	7	—
Die Länge des Kopfs bis an der Wurzel der Hörner — —	1	1	—
Umfang der Schnauze hinter den Naſenlöchern — — — —		11	1
Die Naſenöfnungen — — —		1	4
Umfang des Mauls — — —		7	8
Abſtand zwiſchen den Winkeln der unterſten Kinnlade — — —		1	8

Ab=

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Abſtand zwiſchen den Winkeln der oberen Kinnlade — — —		2	9
Abſtand zwiſchen dem hintern Winkel und dem Ort — — —		9	9
Abſtand zwiſchen den vorderen Winkeln der Augen — — —		5	3
Umfang des Kopfs vor den Hörnern — — — — —		9	3
Länge der Ohren — — — —		4	1
Breite der Baſis über die äußere Krümmung gemeſſen — — —		4	3
Abſtand zwiſchen den Ohren über die Krümmung des Nackens gemeſſen — — — — —		4	7
Länge des Halſes — — —		10	—
Deſſen Umfang nahe am Kopf	1	8	10
Deſſen Umfang bei den Schultern	—	2	2
Höhe des Vordergeſchlepps —	2	9	9
Höhe des Hintergeſchlepps —	2	11	—
Umfang des Leibes hinter den Vorderbeinen — — —	3	8	5
Deſſen Umfang vor den Hinterbeinen — — — —	3	11	—
Länge der Schwanzrippe — —		5	3
Umfang am Urſprunge deſſelben —		8	2
Länge des Arms vom Ellbogen bis zum Knie — — — —		11	2

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Umfang an der dickſten Stelle deſſelben	1	1	3
Umfang des Knie	—	5	4
Länge der Röhre	—	6	6
Umfang an der dünneſten Stelle	—	3	7
Umfang der Kugel	—	5	7
Länge der Feſſel	—	4	3
Umfang daſelbſt	—	5	3
Umfang der Krone	—	7	6
Höhe unten vom Fuß bis zum Knie	—	—	10
Länge der Lende von der Pfanne bis zur Kniekehle	1	—	5
Umfang nahe am Leibe	1	10	5
Länge der Röhre von der Kniekehle bis zur Kugel	1	—	—
Umfang	—	5	1
Länge der Sporn	—	3	6
Höhe der Klauen	—	1	6
Länge von der Spitze der Klauen bis zum Strahl an den Vorderfüſſen	—	6	3
An den Hinterfüſſen	—	6	—
Breite der beiden Klauen an den Vorderfüſſen	—	3	—
An den Hinterfüſſen	—	3	5

Um-

	Fuß	Zoll.	Lin.
Umfang de ſelben an den Vorderfüſſen — — — — —		5	4
Umfang derſelben an den Hinterfüſſen — — — — —		5	1
Länge des Geweihes in gerader Linie gemeſſen — — —	1	2	7
Vom Urſprunge deſſelben bis zur breiteſten und kürzeſten Zacke —		7	6
Umfang deſſelben an dem Urſprunge — — — — —		3	10

Uibrigens muß man aus der Abbildung, welche wir von dem Rennthier geliefert haben, nicht auf die Länge und Dicke des Geweihes ſchließen; es giebt Geweihe, welche ſich nach hintenzu vom Kopf des Thieres an bis zum Kreuze erſtrecken, und nach vorn zu mit großen Augenden, welche über einen Fuß lang ſind, auslaufen. Die großen Hörner oder ausgegrabenen Geweihe, welche man an verſchiedenen Orten, namentlich in Irrland gefunden hat, ſcheinen zur Rennthierart gehöret zu haben. Durch den Herrn Colinſon habe ich die Nachricht bekommen, er habe von dieſen großen gegrabenen Geweihen welche geſehen, welche 10 Fuß zwiſchen ihren äußerſten Enden lang waren,

und Enden hatten, welche vorn nach dem Geſichte des Thiers ausliefen, wie bei dem Rennthiergeweihe i).

Zu den Rennthieren alſo und nicht zu dem Elen muß man die gegrabenen Hörner des Thieres rechnen, welches die Engländer Mooſe-Deer nennen; man muß aber doch zugeben, daß es jetzt nicht ſo große und gewaltige Rennthiere gebe, welche ſo dicke und lange Hörner tragen könnten, als die ſind, welche man in Irrland, wie auch an einigen andern Orten von Europa, und ſogar in Amerika k) gefunden hat 63).

Uibri-

i) Auszug eines Briefes von dem Herrn Collinſon an den Herrn von Buffon, London den 6ten Februar 1765.

v. B.

k) Man findet in Nordamerika Hörner, welche zu einem Thiere von außerordentlicher Größe gehört haben müſſen. Aehnliche findet man auch in Irrland. Dieſe Hörner haben Zacken u. ſ. w. Kalms Reiſe, Th. 2. S. 435.

v. B.

63) Der Bach Olenja, der in die Wolga fällt, hat ſeinen Namen von den Rennthiergeweihen, die ſonſt aus deſſen abgeſpühleten Sandufern zum Vorſchein gekommen ſind. Man möchte ſich zwar wundern, daß hier die Uiberbleibſel von Rennthieren in einer ſüdlichen, trocknen

und

Uibrigens kenne ich nur eine Art von Rennthieren, zu welcher ich den amerikaniſchen Caribou rechne und den grönländiſchen Bock, von welchem Edwards eine Abbildung und Beſchreibung geliefert hat, und es ſind nur wenige Jahre her, da ich die Nachricht erhielte, daß es zwei Arten oder vielmehr zwei Abarten von ihnen gebe, von welchen die eine viel größer als die andere ſey. Das Rennthier, von dem wir hier eine Abbildung und Beſchreibung geben, iſt von der kleinen Art, und wahrſcheinlich einerlei mit dem grönländiſchen Bock des Edwards.

Einige Reiſebeſchreiber ſagen, daß das Rennthier ein nördlicher Damhirſch, daß es in Grönland wild ſey, und daß die ſtärk- ſten

und waldloſen Landſchaft gefunden werden wenn man aber weiß, daß viele jetzt freie Gegenden zwiſchen dem Don und der Wolga ſonſt Wald geweſen, und daß es am caucaſiſchen Gebirge bis um den Kumafluß Rennthiere giebt, die zur Winterszeit von den Kalmucken aus zuweilen am Rande der Steppe erlegt werden, ſo verſchwindet das Wunderbare. — Der Olenia hat noch jetzt an ſeinen Ufern viel Gehölz, und es liegen Viehhöfe an demſelben. Pallas Reiſen III. p. 597.

D.

ſten von ihnen nicht größer als eine junge Kuh von zwei Jahren wären l).

Pontoppidan verſichert, daß die Rennthiere in allen Ländern, die nördlichen ausgenommen, umkämen 64), und da müßten ſie ſelbſt die Gebirge bewohnen, aber er ſetzt Dinge hinzu, die weniger zu glauben ſind, wenn er ſagt, daß ihr Geweihe beweglich ſey, ſo daß das Thier dieſelben nach vorne und hinten ſchlagen könne, und daß es über den Augenliedern eine kleine Oefnung in der Haut habe, durch welche es ein wenig ſehen könne, wenn ein gar zu ſtarker Schnee ihm die Augen zu öfnen hindere 65). Letztes ſcheint man ſich eingebildet zu haben, weil die Lappländer den Gebrauch haben, ſich die Augen mit einem Stücke von ge=

l) Allgemeine Geſchichte der Reiſen, im 19. B. S. 37.

v. B.

64) Wir werden unten die Beſchreibung eines Rennthiers finden, welches Jahre lang in Deutſchland gelebt hat.

O.

65) Wir finden dieſes ebenfalls unten widerlegt. S. Anmerk. 73.

O.

geſpaltenem Holze zu bedecken, um den zu ſtarken Schimmer des Schnees zu vermeiden, welcher ſie in wenigen Jahren blind machet, wenn ſie nicht darauf bedacht ſind, auf ſolche Art den Wiederſchein dieſes ſehr weißen Lichtes, welches den Augen ſtark ſchadet i), zu vermindern.

Eine merkwürdige Sache bei dieſem Thiere iſt das Geklapper 66), welches ſich bei allen ihren Bewegungen hören läßt. Es iſt dazu nicht nothwendig, daß ihre Füſſe in Bewegung ſind. Man darf ihnen nur einigen Schrecken oder beim Anfaſſen einige Furcht verurſachen, ſo läßt ſich dieſes Geklapper hören. Man verſichert, daß daſſelbe ebenfalls dem Elen begegne; wir haben aber keine Gelegenheit gehabt, ſolches zu beſtätigen.

Herr

i) Pontoppidans Nat. Geſchichte von Norwegen. Journal étranger, Juin 1756.
v. B.

66) Unten ſind die Knochen beſchrieben, durch welche es verurſacht wird. Anmerk. m† 80. 90. 96.
D.

Herr Allamand ſagt in der holländiſchen Ausgabe des buffonſchen Werks: „Der Herr von Buffon iſt auch der Meinung, daß das amerikaniſche Caribou das Rennthier der Lappländer ſey k), und man muß den Gründen Beyfall geben, durch welche er ſeine Meinung unterſtützt. Ich habe eine Abbildung von dem Rennthiere geliefert, die ſich in der Pariſer Ausgabe nicht findet, nämlich die eilfte in dem zwölften Bande. Sie iſt von derjenigen abgenommen, die der berühmte Maler und Kupferſtecher Ridinger von dem Thiere nach der Natur gemacht hat. Ich glaubte hier eine andere Abbildung, die den amerikaniſchen Caribou vorſtellet, beifügen zu müſſen l). Dieſelbe habe ich auch dem Herzog von Richemont zu verdanken.

Dieſes Thier war ihm von Canada geſchickt, und hat lange Zeit in ſeinem Thiergarten gelebt. Sein Geweihe fieng erſt an hervorzuſchießen, wie es abgebildet ward. Ob-

k) Buffon, Tom. XII. p. 47. der holländ. Ausg. in 4to.
v. B.

l) Buffon, Tom. XV. tab. III. der holländ. Ausg. in 4to.
v. B.

Obgleich ich nichts zur Erläuterung dieſer Kupferplatte hinzuſetzen kann, ſo bin ich doch überzeugt, daß man ſie hier mit Vergnügen ſiehet; da es die einzige iſt, welche den Caribou getreu vorſtellet. Wenn man es mit dem Rennthiere vergleichet, ſo ſcheint es alsbald, daß ein großer Unterſchied zwiſchen dieſen daſelbſt abgebildeten Thieren ſey; aber der Mangel der Hörner bei dem Caribou verändert ſehr deſſen Anſehen. Der Unterſchied zwiſchen dem Caribou und dem Rennthier ſcheint noch viel merklicher zu ſeyn, wenn man die 4te Kupfertafel anſieht m). Sie ſtellet ein Thier vor, welches im Jahre 1769 auf dem Markte zu Amſterdam zu ſehen war.

Wenn man den Seeleuten glauben ſoll, die es zeigten, ſo war es im Nordmeer unter dem 76ſten Grad der Breite, und ungefähr funfzig Meilen vom Lande gefangen worden. Der Kapitän Bré von Schiedam, Befehlshaber eines Schiffs, das zum Wallfiſchfang beſtimmt war, ſahe vier von dieſen Thieren in offener See ſchwimmen. Er ließ ſogleich ſich einige Leute in eine Chalupe wer=

m) Tom. XV. der holl. Ausg. in 4to. v. B.

werfen, welche es mit Rudern faſt 3 Stunden verfolgten, ohne es erreichen zu können. Endlich bekamen ſie zwei derſelben, die jung waren, und von welchen eines vor der Ankunft in Holland ſtarb, das andere aber dasjenige iſt, von dem ich die Abbildung liefere, und welches zu Amſterdam zu ſehen war. Das iſt die Geſchichte von dem Fange dieſes Thiers, wie die Matroſen ſie erzählten, die ſagten, daß ſie Zeugen davon geweſen wären. Man wird ſolches nicht leicht glauben, denn der Umſtand nämlich, daß das Thier funfzig Meilen von allem Lande entfernt geſchwommen habe, iſt ſehr verdächtig. Der Kapitän Bré würde mir darüber zuverläßigere Nachricht haben geben können; desfalls ich mich auch an ihn wenden wollte, ihn darnach zu fragen, ich erfuhr aber, daß er zu einer neuen Fahrt, von der er noch nicht wieder zurückgekehrt, abgegangen ſey.

Es ſey nun in Anſehung dieſer Geſchichte, wie es wolle, ſo iſt doch gewiß, daß dieſes Thier aus einem ſehr kalten Lande kommt. Die geringſte Wärme war ihm beſchwerlich, und um es zu erfriſchen goß man ihm bisweilen Waſſer über den Leib, ohne daß ſein Haar davon ſchlaff ward. Man

wuß-

wußte es da nicht lange beim Leben zu erhalten; es ſtarb nach Verlauf von vier Monaten zu Gröningen, wo man es für Geld ſehen ließ. Man gab es für ein Rennthier aus, und es war in der That eines. Es glich ſehr dem grönländiſchen Damhirſche, von welchem Edwards eine Abbildung gegeben, und welchen der Graf von Buffon für ein Rennthier hielt n).

Dieſe beiden Thiere ſind faſt in nichts verſchieden, als daß das Geweih dieſes Damhirſches keine Schaufeln hat. Die Abänderungen aber, welche Herr d'Aubenton zwiſchen den Rennthiergeweihen gefunden hat, welche in dem königlichen Kabinette vorkommen, zeigen genug, daß die Schaufeln nichts beſtändiges bei dieſem Thiere ſind, und daß die Unterſcheidungskennzeichen, die man daher nehmen will, viel Ungewiſſes haben.

Der Herr Profeſſor Allamand giebt folgende Beſchreibung von dem Rennthier o):

Das

n) Buffon, Tom. XII. p. 46. der holländ. Ausg. in 4to.

d. V.

o) Hiſtoire nat. tom. XV. in 4to. p. 52. der holländ. Ausg.

d. V.

Das auf der vierten Kupfertafel abgebildete Rennthier war männlichen Geſchlechts.

Die Farbe 67) ſeines Haars war an den Enden aſchgrau, an der Wurzel aber weiß. Der ganze Leib war mit ſehr dichtem Wollhaare bedeckt, aus welchem an verſchiedenen Stellen ziemlich ſteife Haare hervorkamen, die an der Spitze braun waren. Der untere Theil des Halſes hatte acht bis neun Zoll lange Haare, die ihn ganz bedeckten, und welche viel feiner als die übrigen, und ſchön weiß waren. Das Ende der Schnautze war ſchwarz. Jeder Zweig des Geweihes hatte drei Zacken; diejenige, die aus dem unteren Theile hervorkamen, waren vorn nach der Stirn zu gerichtet. Sie endigten ſich alle in eine Spitze, und nur an dem oberſten Ende jedes Zweiges ſahe man Schaufeln. Wahrſcheinlich würden ſie aber anders erſchienen ſeyn, wenn das Thier länger gelebt hätte. Ich habe an einer Zeichnung, welche Herr Camper von dieſem Thiere, das 4 Monat alt war, wie er ſie machte, und welche er die Güte mir mitzutheilen gehabt hat,

67) S. vorhergehende Beſchreibung von Sève. Anmerk. *. u. 70. 72.

D.

hat, geſehen, daß die Schaufel oben an das Geweihe breiter geworden war, daß ſie neue Zacken zu bilden angefangen, und daß diejenigen, welche auf unſerer Kupferplatte ſpitzig vorgeſtellet ſind, eine größere Breite bekommen hatten.

Dieſes Rennthier hatte kürzere, aber ſtärkere und dickere Beine, als der Hirſch. Seine Klauen waren auch viel breiter, und daher viel geſchickter, ſich über den Schnee zu halten; die Spitze des einen lag an das Ende des andern.

Die Ausmeſſungen 68) der vornehmſten Theile ſind folgende:

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Die Länge des Leibes in gerader Linie von dem äußerſten Ende der Schnautze bis zu dem Weidloche — — — —	4	8	—
Höhe des Vordergeſchlepps —	2	8	—
Höhe des Hintergeſchlepps —	3	2	—

68) Bei Anmerk. 62.

D.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge der Kopfs von dem Ende der Schnautze bis an dem Urſprung der Hörner — — —		7	5
Länge der Hörner — —	1	—	—
Länge der Zacke, welche vorn nach dem Kopf gerichtet iſt — —		4	9
Abſtand zwiſchen den Hörnern —		2	6
Abſtand zwiſchen den beiden Naſenlöchern — — — —		1	2
Abſtand des einen Auges von dem andern — — — — —		5	—
Länge des Auges von einem Winkel bis zum andern — — —		1	6
Höhe der Hinterfüſſe bis zum Bauche — — — —	2	1	—
Länge des Schwanzes — — —		6	—
Umfang des Leibes über den Bauch	4	2	—

Dieſes iſt nicht das einzige Rennthier, das in unſere Provinzen gekommen iſt; der Herr Profeſſor Camper bekam eines derſelben, welches unglücklicherweiſe nicht länger als 24 Stunden lebte. Dieſer ſchleunige Tod iſt ein Verluſt für die Naturgeſchichte.

Wenn dieſes Thier einige Zeit von einem ſo genauen und ſcharfſichtigen Naturkündiger, als dem Herrn Camper, hätte beobachtet wer-

werden können, würden wir vollkommene Nachricht von allen dem erhalten haben, welches eine Beziehung darauf hat. Wir können uns aber doch auch glücklich ſchätzen, daß es in ſo gute Hände gefallen iſt. Herr Camper hat es ſorgfältig zergliedert, und mir eine ſehr merkwürdige Beſchreibung davon zugeſandt, daraus wir es beſſer, als was ſonſt bis jezt davon geſagt iſt, werden kennen lernen, und welches man hier mit Vergnügen leſen wird.

Die Beobachtungen, die er davon zu Gröningen gemacht, und mir mitgetheilt hat, ſind folgende:

Das Rennthier, welches man mir von Lappland über Drontheim und Amſterdam geſchickt hat, kam 1771 am 21ſten Junius zu Gröningen an. Es war ſehr ſchwach, nicht allein wegen Beſchwerde der Reiſe und der Hitze der Himmelsgegend, ſondern wahrſcheinlich vorzüglich wegen eines Geſchwürs zwiſchen der Mütze oder dem zweiten Magen und dem Zwergfell, daran es am folgenden Tage ſtarb. Die Zeit, die es bei mir war, fraß es mit Begierde Kraut, Brod und andere Dinge, die man ihm anbot, und ſoff viel. Es ſtarb nicht aus Mangel an Futter,

denn wie ich es öfnete, fand ich den Magen und die Gedärme angefüllt. Der Tod war langſam, und mit Zuckungen begleitet, welche bisweilen allgemein, bisweilen blos allein am Kopfe ſichtbar waren; die Augen litten hauptſächlich viel.

Es war ein männliches Thier von vier Jahren, an allen Knochen des Gerippes ſahe man noch die Anſätze, woraus man ſieht, daß es noch nicht völlig ausgewachſen war, welches nur im fünften Jahr geſchehen ſeyn würde; man kann hieraus auch den Schluß machen, daß dieſes Thier wenigſtens 20 Jahre leben kann 69).

Die Farbe 70) des Haars war braun, mit ſchwarz, gelb und weiß gemiſcht; das Haar am Bauche und vorzüglich an den Weichen war weiß mit braunen Spitzen, wie bei andern falben Thieren; an den Beinen war es dunkelgelb, am Kopfe fiel es ins Schwarze, an den Weichen war es ſehr dick,

69) S. Anmerk. 23.

D.

70) S. Anmerk. 67. *. 70. 72.

D.

dick, auch an dem Halſe und der Bruſt war es ſehr dicht und lang.

Das Haar, welches den Leib bedeckte, war ſo brüchig, daß es queer abbrach, wenn man ein wenig dabei zog; es war wellenförmig, und ziemlich dem Mark der Binſen, daraus man Matten macht, ähnlich, der zerbrechliche Theil war weiß. Das Haar am Kopfe, unter dem Halſe, und den Füſſen bis zu den Klauen war nicht ſo brüchig, es war im Gegentheil ſo ſtark, wie an einer Kuh.

Die Krone der Klauen war von allen Seiten mit langem Haare bedeckt; die Hinterfüſſe hatten zwiſchen den Zehen ein ziemlich breites Fellchen, das aus der Haut entſtand, die den Leib bedeckt, aber mit kleinen Drüſen beſtreuet war.

Oben auf der Krone der Klauen war eine Art von Rinne, welche bis zum Gelenk der Röhre mit den Zehenknochen gieng; ſie hatte die Weite eines Schreibfederkiels, und war mit ſehr langen Haaren angefüllet. Dergleichen Rinne habe ich an den Vorder-

füſſen nicht entdecken können, und den Nutzen davon weiß ich nicht 71).

Die Abbildung dieſes Thiers iſt ſehr von demjenigen verſchieden, von welchem die Schriftſteller reden, und zwar weil es äuſſerſt mager war. Herr von Linné, der Verfaſſer der Encyklopädie, und Edwards malen es alle ſehr fett, und folglich runder und dicker ab.

Von den vorzüglichſten Theilen ſind die Ausmeſſungen 72) folgende, nach dem grönländiſchen Fuß, der ein wenig größer als der franzöſiſche iſt.

Län-

71) Herr Camper bemerkte an den Hinterfüſſen des Rennthiers zwiſchen den Zehen einen Gang, der einen öhlichten Stoff von unangenehmen Geruch enthielt. — In einem andern fand er dies nur am Vorder- und nicht an dem Hinterfuß; welches ihm mit dem von d'Aubenton am guineiſchen Rehchen beſchriebenen Aehnlichkeit zu haben ſcheine. Camper Naturkund. Verhandl. Amſterd. 1782. (Gött. Anz. 1783. St. 7.)

D.

72) S. Anmerk. 67. *. 70.

D.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge des Kopfs von dem Ende der Naſe bis zum Nacken am Halſe — — — —	1	2	—
Die ſenkrechte Breite des Kopfs, da wo er am dickſten iſt —	—	8	—
Länge der Ohren — —	—	5	—
Länge der Halswirbeln zwiſchen dem Kopfe und der erſten Rippe	1	—	—
Länge des Leibes von den Schultern an bis zum Ende des Beckens — — — —	3	6	—
Länge des Schulterblatts —	1	—	—
Länge des Armknochens —	—	11	—
Länge der Röhre — — —	—	9	—
Länge der Zehe an dem Vorderfuß mit den Klanen — —	—	5	6
Länge des Beinknochens —	1	—	—
Länge der Röhre — —	1	—	—
Länge der Zehe mit der Klaue am Hinterfuße — —	—	6	—
Höhe des Vordergeſchlepps —	3	—	—
Länge von der Spitze der Naſe bis zum Weidloche — —	5	—	—
Abſtand zwiſchen dem Hüftknochen und der Pfanne — —	1	4	—
Abſtand des äußern Endes des Geſäßknochens von der Pfanne	1	4	—

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Höhe des unterſten Theils des Leibes von der Erde — —	1	6	—
Abſtand der Bruſt von der Ruthe — — — — —	2	—	—
Länge des Raums, welche die Seiten in den Weichen an dem Gerippe einnehmen — —	1	—	—

Die Augen ſind nicht von denen am Hirſch und Damhirſch verſchieden. Der Stern liegt in der Queere, und die Traubenhaut iſt braun, und in das Schwarze fallend; die Thränenhölen ſind wie bei dem Hirſch mit einer weißlichen harzigten, bald mehr bald weniger durchſichtigern Materie gefüllet. Es hat zwei Thränenpunkte und zwei Thränengänge, wie der Damhirſch. Das oberſte Augenlied hat lange und ſchwarze Wimpern, und iſt nicht durchlöchert, wie einige Schriftſteller behauptet haben, ſondern ganz.

Der Biſchof Pontoppidan, und auf deſſen Zeugniß der Herr von Haller haben ſogar Grund von dieſer Durchbohrung des Augenliedes angeben wollen. Sie hielten ſolches in einem Lande, das faſt immer mit Schnee bedeckt iſt, nothwendig, da deſſen ſchimmernde weiße Farbe ohne dieſes Hilfsmittel

mittel den Augen ſchaden könnte. Die Menſchen, dazu gemacht, in jeeem Himmelsſtriche zu leben, beugen nach Vermögen der Blindheit vor durch Verhüllen, oder kleine durchlöcherte Werkzeuge, die den Schein des Lichtes ſchwächen. Das Rennthier, blos für dieſen Himmelsſtrich geſchaffen, bedarf ſolcher Einrichtungen nicht, abrr es hat die innere Augendecke oder die Haut, welche bei den Vögeln ſo ſichtbar iſt, und ſich bei vielen vierfüſſigen Thieren findet, aber nur bei wenigen beweglich iſt. Auch dieſe Haut iſt eben ſo wenig durchſtochen bei dem Rennthiere, es kann damit die ganze Hornhaut bis auf einen kleinen Winkel bedecken 73).

Seine Naſe iſt wie bei den Kühen ſehr weit, und die Schnautze bald mehr bald weniger flach, und mit einem langen graulichen Haare bedecket, das ſich bis in die Naſenlöcher erſtreckt 74). Die Lefzen ſind auch

73) S. Anmerk. 65.

D.

74) Dieſes dienet ihnen gegen den Schnee. (Gr. Mellin Anm. 110.) Bei verſchiedenen Vögeln, z. B. bei dem Schneehuhn (Tetrao Lagopus) ſind die Naſenlöcher mit feinen haarartigen Federchen beſetzt.

D.

auch mit Haaren bekleidet, bis auf einen kleinen Rand, der ſchwärzlich, hart, und voller Schweißlöcher iſt. Die Naſenlöcher ſtehen weit von einander ab. Die untere Lefze iſt ſchmal, und das Maul weit geſpalten, wie bei den Schafen.

Es hat acht Schneidezähne in der untern Kinnlade, welche aber ſehr klein und wenig feſt ſind. In der obern Kinnlade hat es dergleichen eben ſo wenig, als die übrigen wiederkäuenden Thiere. Aber ich glaubte daſelbſt Hakenzähne zu bemerken 74*), obgleich ſie noch nicht aus dem Zahnfleiſche hervorſchienen. In der unterſten Kinnlade fand ich hiervon keine Spur.

Die Pferde haben ſie in beiden Kinnladen, aber ſelten findet man ſie bei den Stuten. Sie ſind faſt niemals ſowohl bei den männlichen als den weiblichen Damhirſchen. Ich habe aber dieſen Sommer eine Hirſchkuh, welche eben getödtet war, zergliedert, die einen ſehr großen Hakenzahn in der obern Kinnlade an der linken Seite hatte. Die Natur iſt in dieſem Stücke zu vielen Abänderun-

74* S. Anmerk. 89.

D.

derungen ausgeſetzt, als daß man darin etwas gewiſſes feſtſetzen könnte. Es hat an jeder Seite beider Kinnbacken ſechs Backenzähne, oder überhaupt vier und zwanzig derſelben.

In Anſehung der Hörner habe ich keine Bemerkungen gemacht, denn ſie wuchſen erſtlich hervor, und das eine war erſt einen Zoll, und das andere anderthalb Zoll hoch; ihr Urſprung war zwiſchen der Augenhöle und dem Hinterkopf, doch ein wenig näher an dem letzteren; das Haar, welches ſie bekleidete, war nett gekrauſet, und grau in das Schwarze fallend. Wenn man es in einer gewiſſen Entfernung anſahe, hätte man beide Zöpfe dieſes Haars für große Mäuſe halten ſollen, die auf dem Kopfe des Thiers lägen.

Der Hals iſt kurz, und ein wenig mehr gebogen, als bei den Schafen, aber weniger als bei den Kameelen: der Leib ſchien ſtark, der Rücken nach den Schultern zu etwas erhaben, übrigens ziemlich gerade, obgleich die Wirbel ein wenig gebogen waren.

Der

Der Schwanz iſt ſehr klein, nach unten gebogen, und ſtark mit Haaren beſetzt.

Die Hoden ſind ſehr klein, und ſind außer dem Leibe nicht zu ſehen.

Die Ruthe iſt nicht groß, die Vorhaut ohne Haar, wie ein Nabel, inwendig ſehr runzlich, und an der Bedeckung mit einer ſteinartigen Rinde verſehen. Die Klauen ſind groß, lang, und auswärts gewölbt, die Enden lagen aber nicht ein übers ander, wie bei dem Rennthier, das ich vor zwei Jahren zeichnen ließ. Die Sporen ſind auch ſehr lang, und an den Vorderfüſſen berührten ſie die Erde, wenn das Thier aufgerichtet ſtand; die an den Hinterfüſſen aber ſaſſen höher, und reichten nicht ſo tief herunter; auch waren daran die Zehenknochen kürzer.

Dieſe acht Sporen waren ausgehölt, und wahrſcheinlich desfalls, weil das Thier ſie nicht gebrauchte.

Die Eingeweide waren denen von dem Damhirſche völlig ähnlich.

Es

Es hatte keine Gallenblaſe 75); die Nieren waren glänzend und ungetheilt; die Lunge groß, und die Luftröhre außerordentlich weit.

Das Herz hatte eine mittelmäßige Größe, und enthielt, wie das von dem Damhirſche, nur einen kleinen Knochen 76); dieſer Knochen diente an der großen Schlagader der halbmondförmigen Klappe, welche den beiden andern, bei welchen die Kranzadern des Herzens ihren Urſprung nehmen, zur Haltung; eben dieſer Knochen giebt der häutigen Wand zwiſchen den beiden Herzensſäcken und den Blutaderklappen der rechten Herzenskammer eine Feſtigkeit.

Uiberdem iſt mir noch bei dieſem Thiere ein häutiger und ſehr weiter Sack 77) merkwürdig, welcher unter der Haut des Halſes

75) Es fehlt ihnen nur die Gallenblaſe. S. unten bei Anmerk. 104.
D.

76) Einen ähnlichen Knochen hat der Hirſch und das Elen.
D.

77) Man ſehe bei dem Elen die Anmerk. 26.
D.

ſes liegt, und ſeinen Urſprung zwiſchen dem Zungenbein und dem ſchildförmigen Knorpel in Geſtalt einer kegelförmigen Röhre nimmt; dieſe Röhre wird im Fortgange weiter, und verändert ſich in eine Art von häutigen Sack, der durch zwei lange Muskeln gehalten wird; dieſe Muskeln nehmen ihren Urſprung am untern Theile des Zungenbeins, genau da, wo die Hörner deſſelben ſich mit mit den kleinen kernförmigen Knochen vereinigen. Dieſe Muskeln ſind flach, dünn, einen halben Zoll breit, und ſteigen an beiden Seiten des Sackes bis mitten auf den Beutel, woſelbſt ſich die Faſern trennen, und ſich in die äußere fleiſchigte Haut des Sackes verlieren. Sie heben und tragen dieſen Theil faſt ſo, wie die Hängemuskeln der Hoden das Bauchfell halten und heben, welches bei den Affen und andern ähnlichen Thieren die Hoden umgiebt.

Dieſer Sack öfnet ſich in den Kehlkopf unter der Wurzel des Kehldeckels mit einer weiten Oefnung, in welche ich leicht meinen Finger ſtecken konnte.

Wenn das Thier mit Gewalt die Luft aus den Lungen ſtößt, wie bei dem Brüllen, ſo geht die Luft in dieſen Sack, bläßt

ihn

ihn auf, und macht nothwendig an der benannten Stelle einen anſehnlichen Geſchwulſt. Dadurch muß auch die Stimme ſehr verändert werden. Die beiden Muskeln leeren den Sack von Luft aus, wenn das Thier aufhöret zu brüllen.

Ich habe vor zwanzig Jahren einen ähnlichen Sack bei vielen Pavians und Meerkatzen gezeiget, und im vorigen Jahre hatte ich Gelegenheit, meinen Zuhörern zu zeigen, daß der Orangutang einen doppelten hat, von dem ich die Beſchreibung und Abbildung in einer Abhandlung über die Stimme des Menſchen und vieler anderer Thiere, die ich mir herauszugeben vorbehalte, liefern werde 78).

Ich kann nicht beſtimmen, ob das weibliche Rennthier eben ſo wie das männliche dieſen Sack habe. Bei den Affen ſind beide Geſchlechter damit verſehen. Ich erinnere

78) Dieſes iſt jetzt geſchehen in Naturkundige Verhandelingen van Petrus Camper over den Orang - Outang en eenige andere Aapſoorten, over den Rhinoceros met den dubbelen Horen en over het Rendier, Amſterdt 1782. in 4to.

re mich nicht, ihn bei dem Damhirſche gefunden zu haben; die Hirſchkuh hat ihn nicht 79). Camper Buffon Suppl. anim. quadr. ed. en 12. tom. 8. p. 224.

Der Graf von Buffon ſagt: Wir müſſen noch zu dem, was wir in Anſehung des Geklappers geſagt haben 80), das ſich bei jeder Bewegung des Rennthiers hören läßt, eine Beobachtung anführen, welche uns der Marquis d'Amezaga gütigſt mitgetheilt hat. „Man könnte glauben, ſagt er, daß der Lärm oder das Geklapper von den Spitzen der Füſſe kömmt, welche wie Klappern an einander ſchlagen, um ſo mehr, da die Rennthiere lange und flache Füſſe haben. Ich ſuchte bei den Rennthieren, welche der König von Schweden an den Prinzen von Con-

79) Bei dem männlichen Geſchlecht der Sägerenten u. a. Vögel findet man einen ähnlichen Sack, an welchem ich ſeit 20 Jahren die jungen Männchen von den Weibchen wie auch die verſchiedenen Arten zu unterſcheiden pflege, und die ich zum Theil, wie auch mein Freund, der Herr Doktor Bloch, beſchrieben haben.

D.

80) S. bei Anmerk. m* 66. 90.

D.

Condé geſchickt hatte, zu ſehen, woher dieſer Lärm entſtände, und frug die Lappen darnach, die ſie hergeführt hatten. Sie berührten einſt dieſe Rennthiere ſehr ſchwach, und ich hörte das Geklapper, ohne unterſcheiden zu können, woher es käme; das Thier war ſo ſchwach berührt, daß es nicht einmal den Platz verändert hatte; ich urtheilte daher, daß dieſes Geräuſch nicht von ſeinen Schalen käme; ich legte mich auf den Bauch, und ohne das Rennthier gehen zu laſſen, lauerte ich auf den Augenblick, in welchem es den Fuß aufheben würde; indem dieſe Bewegung geſchahe, hörte ich, daß das Gelenk des Fuſſes dieſes Geräuſch, welches ich ſchon zuvor gehörte, machte, aber viel ſtärker, weil dieſe Bewegung viel gröſſer geweſen war; ich blieb in dieſer Stellung, um mich von dem Geklapper der Hinterfüſſe wie bei den Vorderfüſſen zu überzeugen, ich hörte es auch am Knie, aber nicht ſo ſtark wie am Fuße, in der Kniekehle konnte man es faſt gar nicht hören.“

Dieſe beiden Rennthiere ſind zu Chantille an einerlei Krankheit geſtorben, nämlich an einer Entzündung des Halſes, von der Zunge bis zu den Aeſten der Luftröhre in die Lunge. Man hätte ſie vielleicht heilen können,

nen, wenn man ihnen kühlende Getränke gegeben hätte, denn ſie befanden ſich ſehr wohl, und waren ſogar ziemlich fett bis zu dem Tage, da ſie von dieſer Entzündung überfallen wurden; ſie weideten wie Kühe, und waren ſehr begierig nach dem grauen Moos, welches ſich an die Bäume ſetzt.

Es iſt daher durch die Beobachtung des Marquis d'Amezaga gewiß, daß bei den Rennthieren nur in den Gelenken das Geklapper ſich hören laſſe, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß bei dem Elen und andern Thieren, bei denen man ſolches Geräuſch höret, es ebenfalls daſelbſt ſey.

In Lappland und in den nördlichen Provinzen von Aſien giebt es vielleicht mehr gezähmte als wilde Rennthiere, aber in Grönland ſind ſie, wie die Reiſebeſchreiber ſagen, alle wild.

Dieſe Thiere ſind furchtſam, fliehen leicht, und ſpüren den Menſchen von ferne. Die ſtärkſten von den grönländiſchen Rennthieren ſind nicht größer, als eine zweijährige Kuh; dies läßt mich vermuthen, daß ſie von der kleinen Art ſind, welche Edwards grönländiſche Damthiere nennet, die ein Drittel kleiner,

ner, als die von der großen Art ſind. Beide verlieren ihr Geweihe des Frühjahrs, und faſt zur gleichen Zeit haaren ſie; ſie werden alsdenn mager, und ihre Haut wird dünne; aber im Herbſt werden ſie wieder fett, und ihre Haut nimmt an Dicke zu. Wegen dieſer Veränderung, ſagt Anderſon, ertragen alle nördlichen Thiere beſſer die äuſſerſte Kälte und Hitze, da ſie im Winter fett ſind, und einen guten Pelz haben, des Sommers aber leicht und trocken ſind, ſo freſſen ſie in letzter Jahrszeit die zarten Pflanzen der Thäler, in jener aber graben ſie in den Schnee, und ſuchen das Moos von den Gebirgen. Buff. Suppl. anim. quadr. ed. en 12. tom. X. p. 367.

Im ſtralſundiſchen Magazine heißt es: Die Rennthiere befinden ſich hauptſächlich in den nordlichſten Gegenden 81) von Europa und Aſien, und alſo in denen der Krone Schweden und Rußland unterthänigen Ländern, wo ſie bei verſchiedenen der heidniſchen, als Lappen, Samojeden, Tunguſen, Koräken und Tſchuktſchen das hauptſächlichſte und nützlichſte Hausthier ſind. So viel man

81) S. Anm. 4.

weiß, ſollen auch die auf der nordweſtlichen Küſte von Amerika wohnenden Indianer zahme Rennthierheerden haben; und wild wird dieſes Thier wie in Grönland, alſo auch in dem nördlichſten Theil von Amerika, nicht ſelten gefunden, und Macarib, Caribou und Pohano genennet. Die Koräken, als die öſtlichſten Rennthierhirten, geben ihm den Namen Koranga, das Weibchen aber heißen ſie Uankai. Die Tunguſen nennen es Oron, und die Jakuten Tangara. Bei den Ruſſen hat man ihm den ſclavoniſchen etwas abgeänderten Namen Olenn, dem Weibchen aber den Namen Waſchinka beigelegt. Die Schweden haben den Namen Rhen, welchen ſie dieſem Thiere zueignen, faſt dem ganzen übrigen Europa mitgetheilet.

Die wilden Rennthiere ſind jederzeit um ein Drittheil größer, dabei viel ſtärker, fetter, wilder von Haaren, und alle von einerlei Farbe, nämlich grau im Sommer, und im Winter wie die Schneehühner, Haſen und Steinfüchſe des nördlichen Theils von Aſien, ſchneeweiß. Unter den zahmen Heerden hingegen findet man eine große Mannigfaltigkeit von Farben und Flecken, eben wie bei andern Hausthieren. Beſonders

ders ſind die Koräken wegen ihrer ſchönen und bunten Heerden berühmt. Man ſieht aber unter den zahmen Rennthieren folgende Abänderungen von Farben 82).

1) Braune oder ſchwarzbraune, wie die Brandhirſche, oder wie die Elenne, dergleichen es wohl unter den wilden giebt.

2) Schwarze, welche aber ſehr ſelten fallen, und wenn ſie gleich als Kälber kohlſchwarz ſind, doch, wenn ſie heranwachſen, graulich werden.

3) Ganz ſchneeweiße, deren es ſehr viele giebt.

4) Weiße, die kuhröthlich geſprengt ſind.

5) Weiß und tiegerfleckigte, nämlich mit ſchwarzen Flecken; dieſe fallen unter den Koräken ſelten, aber häufiger am Anadyr, und höher nach Nordoſten, von wannen ſie als Seltenheiten nach Jakuzk gebracht werden.

82) S. Anmerk. 6. 98.

Die Felle von ganz jungen Rennthieren ſind über die Maßen ſchön, und werden daher auch hochgeſchätzt. Am meiſten hält man auf die ganz weißen, ganz bunten und ſchwarzfleckigen; über dieſes hat man noch mauſefärbige, röthliche und rehfärbige. Wenn die Jungen ſogar aus der Mutter geſchnitten worden, ſo ſind die überaus leichten, kurz und weichhaarigen, ſchön glänzenden Felle in einem noch höhern Werthe, und werden unter dem Namen Wiporotken von den Vornehmſten als Unterfutter zu Winterkleidern getragen 83).

Wie bei den Arabern und Kalmucken der Reichthum in Pferden und Kameelen beſtehen, ſo iſt den nördlichſten ungeſittetſten Völkern das Rennthier von der Natur gleichſam eigenthümlich gegeben worden. Es läſſet ſich, wenn es jung gefangen wird, ſehr leicht zähmen, dahingegen die alten wild, boshaft und unbändig ſind. Die zahmen ſind dergeſtalt geſellig und fromm, daß, wenn eins auch angeſchoſſen wird, und den Tod vor Augen ſiehet, es dennoch nicht in die Wild-

niß

88) Unten wird ausführlicher vom Nutzen gehandelt.

niß läuft, ſondern ſich immer zur Heerde hält, und nur unter den andern zu verſtecken ſucht. Ja wenn eine Heerde von Hunden, Wölfen oder andern wilden Thieren zerſtreuet wird, ſo finden ſich die Verlaufenen oft nach einem halben Jahre wieder zur Heerde, wenn dieſe ſich gleich weit von ihrer vorigen Weide entfernet hat. Dennoch geſchieht es zuweilen, daß, wenn eine kleine Heerde, beſonders von Rennthierkühen, auf eine ſtärkere Heerde wilder Böcke ſtößt, jene von dieſen verführt werden, und wieder in die Wildniß gehen. Sonſt ſind ſie zu allem leicht abzurichten, und werden von allen oben erwähnten Völkern zu Zug und Laſtthieren, ja von den Tunguſen auch zum Reiten gebraucht, wozu den Jakuten hingegen die Ochſen dienen müſſen.

Die wilden Rennthiere gehen ebenfalls heerdenweiſe. Auf Kamtſchatka ſieht man Haufen von tauſenden und mehr beiſammen, welche die kahlen Moosfelder dergeſtalt bedecken, daß ſie vom weiten wegen des ſtarken und äſtigen Geweihes dieſer Thiere wie ein Buſchwerk ausſehen. Die wilden ſowohl als zahmen belaufen ſich im Herbſt, und werfen im Frühjahr, jedoch die zahmen früher als die wilden. Sie

werfen gemeiniglich nur ein Kalb, ſehr ſelten zwei, und die Zahl der weiblichen Geburten übertrift allezeit die männlichen. Nach fünf Tagen iſt ein Kalb ſchon im Stande, der Mutter zu folgen; dahingegen die Elenskälber kaum nach zwei Wochen ſo viel Kräfte erlangen. Die Mutter pflegt ihr Kalb nie zu verlaſſen, und liebt es ungemein. Die einjährigen Kälber fangen ſchon an zu gebähren, und fahren damit bis in ein ziemliches Alter fort. Denn obgleich, den allgemeinen Regeln nach, ein Thier, welches geſchwinde auswächſt und fruchtbar wird, nur kurze Zeit leben ſoll, ſo ſoll man doch das Gegentheil an den Rennthieren bemerken, ja ſie ſollen, wie die Hirſche, bis hundert Jahr alt 84*), und zuletzt ganz ſteif und eingeſchrumpft werden. Wenigſtens will man dieſes an den zahmen Rennthieren bemerkt haben. Alle obige Umſtände würden eine erſtaunliche Vermehrung dieſer Thiere bewirken, wenn nicht die trächtigen Kühe gar oft wegen des ſtarken Laufens, oder wenn ſie von wilden Thieren geſchreckt werden, unzeitige Geburten bekämen. Bei den zahmen

iſt

84*) Man ſehe die Zweifel dagegen bei Anm. 23.

D.

iſt noch dieſe Hinderniß der Vermehrung, daß ſie ſich zu früh belaufen, und alſo auch zu früh niederkommen, da denn ungemein viele neugeborne Kälber erfrieren.

Die zahmen Rennthiere belaufen ſich ſehr oft mit den wilden, ja die Beſitzer zahmer Rennthierheerden ſehen dieſes gerne, weil ſie dadurch größere und ſtärkere Kälber bekommen. In der Brunſtzeit geſellen ſich ſehr oft wilde Böcke zu den zahmen Heerden, und werden, wenn ſie das Ihrige geleiſtet haben, von den Beſitzern zur Dankbarkeit erlegt 84). Die wilden Rennthierherden ziehen beſtändig innerhalb gewiſſer beſtimmter Gegenden in einen großen Zirkel herum, und kommen ungefähr alle anderthalb Jahre wieder auf die vorigen Weideplätze.

Gewöhnlich ziehen ſie im Frühjahre von dem Eismeer nach Süden, in die Waldungen und hohen Gebirge, wo ſie beſonders von den Inſekten, deren eine gewiſſe Art, wie bekannt iſt, den Rennthieren ihre Maden

84) Man ſehe unten die Beſchreibung der Jagd.

D.

den in die Rückenhaut legen, weniger geplagt und verfolgt werden.

Im Herbſt aber, wenn der tiefe Schnee im Lande fällt, begeben ſie ſich nach den kahlen und flachen Moosheiden an der See. Sie halten aber beſtändige Wege, von welchen ſie niemals einen Schritt abweichen. Dieſe Wege ſind wie tiefe Kanäle ausgetreten, in welchen 5 bis 10 Rennthiere neben einander gehen können. Wo ſie einmal über einen Fluß geſchwommen ſind, daſelbſt thun ſie es bei jeder Wanderung. Dieſes machen ſich die Jäger an den nördlichen Strömen zu Nutze, lauren ihnen bei ſolchen Fuhrten auf, und treiben ſie, wenn ſie im Uiberſchwimmen ſind, mit Kähnen gegen die ſchnellen Ströme aufwärts, da ſie ſolche denn leicht einholen, und theils mit Geſchoß, theils mit Lanzen in großer Anzahl erlegen 85).

Merkwürdig iſt es bei dieſen Zügen, daß die Heerden von Rennthierkühen mit ihren Kälbern vorangehen, worauf denn nach einigen Wochen die Böcke folgen. Und dieſes ſcheint

85) S. unten Anmerk. 32. 24. 12. D.

ſcheint die Vorſicht darum ſo weislich ange=ordnet zu haben, weil die trächtigen Weibchen und jungen Kälber bei dem Ziehen durch das Drängen der geſchloſſenen Heerde eher beſchädigt werden könnten. Die Heerden ſind oft ſo zahlreich, wie mächtige Armeen, und kaum zu überſehen. Wenn ſie auf dieſer Wanderung begriffen, und im Uiberſe=tzen über die Flüſſe beſchäftigt ſind, ſo ſind ſie auch gar nicht ſchüchtern, und laſſen ſich durch nichts davon abhalten.

Beſonders merkwürdig iſt das Rennthier wegen ſeines Geweihes, deſſen Bau, Knochen, Härte und jährliches Abfallen dieſes Thier zu dem Hirſchgeſchlecht bringet, mit welchem es auch in Anſehung des Wiederkäuens 86), welches von einigen Schriftſtellern als Scheffer Tornäus und andern fälſchlich abgeſprochen worden, und in Betrachtung ſeines ganzen Baues und aller Kleinigkeiten, z. B. der Knochen im Herzen, der Fett = oder Schmalzhöle vor den großen Augenwinkeln, u. ſ. w. die vollkommenſte Aehnlichkeit hat. Da aber bei dem Hirſchgeſchlecht das weibliche Thier allezeit ungehörnt zu ſeyn pflegt, ſo

86) S. Anmerk. 22.

ſo iſt hingegen die Rennthierkuh eben ſowohl 87) nur nicht ſo ſtark mit Hörnern verſehen, als der Bock. Der Bock wirft ſeine Gemeihe nach der Brunſtzeit im Herbſt ab, das Weibchen hingegen behält ſelbige, bis es geworfen, und verliert ſie gemeiniglich den fünften Tag nach der Geburt, um eben die Zeit nämlich, da das Junge zu laufen, und der Mutter zu folgen anfängt. Kein einziges Thier aus dem Hirſchgeſchlecht bekömmt Geweihe von ſolcher Länge und mit ſo ausgebreiteten Zweigen. Denn man findet Geweihe, beſonders unter den wilden, die ſich faſt eine Klafter ausbreiten. Außer dieſer Größe, und denen zu äußerſt, wie bei dem Damhirſch, befindlichen Schaufeln pflegt auch noch eins von den Hörnern mit demjenigen Zweig, welchen es über den Kopf nach vornen wirft, ſich außerordentlich zu verlängern, und ſchaufelförmig zu werden; wovon man aus derjenigen Abbildung, welche der ſel. Klein in ſeiner Naturhiſtorie der vierfüſſigen Thiere von einem Rennthiergeweih geliefert hat, eine hinlängliche Vorſtellung bekommen kann. Dieſe dritte Schaufel iſt dem Rennthier beſonders in Wegräumung des

87) S. Anmerk. 21.

D.

des Schnees, wenn es ſeine Nahrung darunter ſucht, nützlich.

Es lebt nämlich das Rennthier einzig und allein von einem weißgrauen korallenförmiger Moos 87*), welches beſonders längs dem Eismeer große Heiden, Wüſten und Gebirge hin und wieder ganz überzieht. In einigen, beſonders Fichtenwäldern in Deutſchland, wie auch auf dürren Heiden iſt eben dieſes Moos anzutreffen. Wer muß nicht über die Weisheit der ſchaffenden Natur erſtaunen, wenn er bedenkt, daß ein zahlreiches Geſchlecht ziemlich großer, und denen in den unglücklichſten Gegenden wohnenden Menſchen über alle Maße nützlicher Thiere, von einer kleinen, dürren, nichtswürdigen Pflanze, womit die Natur gleichſam nur ihre Blöße zu bedecken ſcheinet, (Lichen rangiferinus) und woraus man durch Kochen nicht das geringſte Gallertartige und Nahrhafte ziehen kann, nicht aus Nothdurft, ſondern vorzüglich, ja einzig und allein ſich nähre, ja ſogar feiſt werde, dergeſtalt, daß man oft drei Queerfinger hohes Rückenfett bei

87*) Im Sommer frißt es andere Pflanzen. S. Anmerk. S. 101.

D.

bei den Rennthieren antrift. So hat die Natur ihre geringſten Produkten zu großen Endzwecken anzuwenden gewußt, ſo hat ſie auch die wildeſten und rauheſten Wüſten unter dem Polarzirkel mit Thieren bevölkert, welche dem dahin verbannten Menſchen zu dienen, und zur Kleidung, zur Nahrung, zur Bequemlichkeit angewandt zu werden gleichſam beſtimmt ſcheinen.

Dieſes Moos wiſſen die Rennthiere auch unter dem tiefſten Schnee durch ihren treflichen Geruch zu entdecken, und vermittelſt der Schaufeln ihrer Hörner dazu zu gelangen. Dieſes iſt der wahre und einzige Nutzen dieſer Schaufeln, und nicht, wie einige geglaubt haben, dieſer, das Eis im Winter damit zu durchſtoſſen, um zum Waſſer zu gelangen. Denn dieſes iſt den Rennthieren nicht nothwendig, da ſie Schnee zu freſſen und ſich damit den Durſt zu löſchen gewohnt ſind.

Viele haben die Größe des Geweihes bei dem Rennthier von ſeiner Nahrung herzuleiten geſucht; ich ſehe aber nicht, was ein ſo wenig nahrhaftes Futter zu Vermehrung des Wachsthums in irgend einem Theil des thieriſchen Körpers beitragen könnte, wenn

nicht

nicht die Natur andere Einrichtungen in der Organiſazion des Theiles ſelbſt gemacht hätte, welche dieſes außerordentliche Wachsthum bewirken könne 88). Man hat mit eben ſo wenig Wahrſcheinlichkeit bei den gehörnten Thieren das Daſeyn der Hörner aus dem Mangel der Augenzähne 89) und oberen Vorderzähne herleiten wollen; allein ich weiß nicht, warum alsdenn bei ſo vielen gehörnten Thierarten das Weibchen beſtändig ohne Hörner iſt, obgleich die Zähne, deren es nicht mehr als das Männchen hat, hier die Materie, woraus nach dieſer Herren Meinung die Hörner werden ſollten, gewiß nicht wegnimmt.

Eine andere Merkwürdigkeit der Rennthiere iſt, daß ſie den Urin des Menſchen ungemein lieben.

Wenn ſie ſehen, daß jemand harnen will, ſo laufen ſie ſelbſt zu, und halten das Maul unter, lecken auch den Harn aus dem Schnee zu=

88) S. Anmerk. 20. D.

89) S. bei Anmerk. 74. D.

zuſammen. Sie werden hiedurch beſonders zahm und ihren Hirten treu.

Daher führen die Koräken allezeit Gefäſſe aus Birkenrinden bei ſich, in welche ſie harnen, und den Rennthieren, welche ſchon daran gewöhnt ſind, alle Morgen kleine Porzionen davon austheilen. Man giebt ihnen aber nicht zu viel Harn auf einmal, weil ſie davon beſoffen werden ſollen, ſo, daß man ſie in den Schnee eingraben muß. Vielleicht aber geſchieht dieſes nur alsdenn, wenn der Menſch, von dem ſie den Harn genießen, nicht lange zuvor durch den Genuß des Fliegenſchwammes, welcher bei dieſen Völkern ſehr üblich iſt, berauſcht geweſen ſind.

Auf Reiſeu giebt man den Rennthieren gar keinen Harn, weil ſie davon matt und ſchwach werden ſollen. Bedenkt man, daß alle wiederkäuende Thiere eine beſondere Begierde Salz zu lecken haben, und daß die Hirſche ſich nach gewiſſen Gegenden, wo das Erdreich mit Salz oder Salpeter geſchwängert iſt, öfters hinbegeben, um von dieſem Erdreich zu genießen, so wird man ſich über dieſen beſondern Appetit der Rennthiere, welche in Gegenden leben, wo ſie,

be-

beſonders unter dem Schnee, nichts Salzhaftes bekommen können, nicht ſo ſehr wundern dürfen 89*).

Von Schwämmen ſind die Rennthiere auch große Liebhaber. Kommt eine Heerde an einen Birkenwald, ſo iſt ſie nicht mehr beiſammen zu erhalten. Alle Rennthiere zerſtreuen ſich durch den Wald, um Schwämme zu ſuchen. Oft genießen ſie darunter den giftigen Fliegenſchwamm, von welchem ſie betaumelt werden, und niederfallen. Doch ſchadet es ihnen nichts, und auch ihr Fleiſch iſt unſchädlich, wenn ſie, nachdem ihnen der Rauſch vergangen, erſt geſchlachtet worden. Tödtet man ſie aber, ehe der Schwamm zu wirken aufgehöret hat, ſo werden alle Menſchen, welche von dem Fleiſch genießen, eben ſo taumelnd und wahnſinnig, als wenn ſie den Schwamm ſelbſt genoſſen hätten. Das beſonderſte bei dieſem Schwamm iſt, daß ſeine Subſtanz ganz unverdaut weggeht, und daß er nichts als ſeinen narkotiſchen Hauch dem Blute, und durch ſelbiges den Nerven beibringt. Daß aber ein narkotiſches Weſen dem

89*) Die wilden Rennthiere lecken das Salz des Meereiſes. Anmerk. 99.

D.

dem Blut wirklich mitgetheilt werde, ſiehet man daraus, daß der Urin, deſſen häufiger Abgang den Rauſch wegnimmt, eben dieſe narkotiſche Kraft wieder konzentrirt enthält, und gleichſam aus dem Blute abführt. Daher die Aermern unter den Korăken und andern heidniſchen Völkern in Sibirien, welche ſich keinen Vorrath von dieſem Fliegenſchwamm anſchaffen können, den Harn von denen damit berauſchten auffangen, und ſich darin beſaufen.

Noch eine Beſonderheit der Rennthiere, welche ich nicht unbemerkt vorbeilaſſen kann, iſt dieſe, daß ſie während des Laufens mit den Füſſen beſtändig knarren, welches nicht, wie einige Leute meinen, aus den Gelenken, ſondern daher kömmt, daß ihre groſſen und überaus harten und ſcharfen Klauen im Laufen beſtändig übereinander ſchlagen und bewegen 90). Noch ein Umſtand, welcher erinnert zu werden verdient, iſt, daß ſie ſehr oft harnen, und wenn man ſie einmal daran verhindert, gar leicht umkommen. Die

90) S. Anmerk. m*. 66. 80. Wenn die Heerden ſich nicht ſehen können, ſo werden ſie dadurch zuſammengehalten. S. Anmerk. 95. D.

Die Korăken haben daher einen beſondern Ruf, wodurch ſie ihre Thiere zum Harnen ermuntern, wie wir es den Pferden durch Pfeifen zu thun pflegen.

Dieſe Korăken ſind eben ſo die Meiſter in der Rennthierzucht, als die Araber in der Pferdezucht. Sie haben Heerden von 40 bis 50,000 Rennthieren 91), worinnen ihr ganzer Reichthum und Glückſeligkeit beſteht. Dieſe Heerden theilen ſie in kleinere, die nicht über 3 bis 4000 ſeyn dürfen, damit der Hirt alle ſeine Rennthiere kennen möge. Hierin ſind ſie auch ſo geübt, daß man ſich über ihr Gedächtniß wundern muß. Ein ſolcher Hirt kennt nicht nur ein jedes Stück beſonders, ſondern auch ſeine Genealogie, ſeine Tugenden und Fehler. Geſellt ſich ein fremdes Rennthier von einer andern Heerde oder gar ein wildes zu ſeinem Haufen, ſo weiß er ſolches augenblicklich zu unterſcheiden.

Dieſe Korăken ziehen mit ihren Heerden, wie die nomadiſchen Völker des wärmern Erdſtriches, beſtändig herum, und führen

91) S. Anmerk. 9.

ihren Vorrath von Rennthier- und andern Fellen auf Schlitten mit ſich fort. Mit dieſem Vorrath dünken ſie ſich das reichſte und zufriedenſte Volk auf Erden zu ſeyn. Damit tauſchen ſie von den Ruſſen das ihnen nöthige Eiſen und Kupfergeräthe, und von einem andern Stamm ihrer Nazion, welcher blos der Jagd ergeben iſt, Füchſe, Zobel, Hermelinen und dergleichen, wovon ſie immer eine große Menge bei ſich haben, und wieder an die Ruſſen verhandeln. Dabei leben ſie ſehr ſparſam, bleiben bei ihrer alten Weiſe, und halten ihre Sitten, ihre Kleidung und ihre Rennthiere vor das beſte, was auf der Erdkugel zu finden ſeyn mag. Die Felle der im Auguſt, September und Oktober, wie auch im Frühling geſchlachteten Rennthiere, welche noch nicht ſo dicke Haare, ſondern mehr Wolle haben, dienen ihnen zu Kleidungen; die im Winter abgezogenen, mit langen und dicken Haaren bewachſenen, anſtatt der Betten und Decken.

Die naſſen Rennthierhäute laſſen ſie ſchwitzend liegen, bis die Haare abgehen, alsdenn tränken ſie ſelbige mit Oel, und hängen ſie in den Rauch, da ſie denn ſo durchſichtig und waſſerbeſtändig werden, wie Horn, und zu Regenkleidern unvergleichliche Dienſte thun.

thun. Ihre Wohnungen ſind aus Rennthier=
fellen gemacht, und wenn die recht durchge=
räuchert ſind, ſo nehmen ſie ſolche ab, um
ſich derſelben zu Kleidung und zum Bett zu
bedienen, und ziehen neue auf. Schuh und
Stiefeln nähen ſie ſich aus dem Fell der
Rennthierfüſſe zuſammen. Die langen Haare
unter dem Halſe des Thiers gebrauchen ſie
wie Seide zum Ausnähen ihrer Mützen,
Schuhe und Kleider, welches oft ſehr artig
und ſauber ausfällt. Kurz, ſie wiſſen aus
ihren Rennthieren alles zu machen 92), und
mich dünkt, daß kein Volk beſſern Stoff zu
ganz neuen und originalen Hirtengedichten
geben könnte, als dieſe Koräken.

Von dem todten Körper des Thiers ſelbſt
ziehen alle die Nazionen, welche Rennthiere
halten, folgende Vortheile.

Erſtlich kochen ſie das Blut mit gewiſ=
ſen Wurzeln, und trinken ſolches wie eine
Suppe oder Thee, welche ſie denn für eine
große Leckerei halten. Aus dem Blut, Fett
und dem Unflat im Magen machen ſie Ma=

92) Vom Nutzen der Rennthiere iſt unten be=
ſonders gehandelt.

D.

genwürſte, die ſie zum Verſäuren aufhängen, und mit eben ſo viel Appetit, als wir die Bologneſerwürſte, verzehren. Eben dieſen Unflat im Magen eſſen ſie, wenn er noch warm iſt, mit Löffeln, und loben ihn als eine ſehr geſunde Speiſe. Das geſottene und gebratene Fleiſch des Rennthiers iſt ihre gewöhnliche, und in der That keine üble Speiſe, obgleich es gebraten nicht den feinen Wildgeſchmack vom Rehfleiſche, ſondern mehr das Unſchmackhafte vom Damhirſch, ja gar vom Rindfleiſch hat. Dennoch aber iſt es zu Suppen nicht zu gebrauchen, weil es ſich nicht ausſieden läßt, und keine Kraft giebt. Das rohe gefrorene Mark aus den Knochen der Rennthiere eſſen nur die Reichen bei den Koräken; dieſes iſt die größte Leckerſpeiſe, welche ſie einem Fremden vorzuſetzen wiſſen. Ja ſie glauben, daß die Beherrſcher der Erde nichts, als ſolches gefrornes Rennthiermark eſſen. Noch eine Leckerſpeiſe bei ihnen iſt: wenn ſie das Rennthierfleiſch zu einem Muß zerhacken, und alſo in Fett braten; welches ein europäiſcher Koch vielleicht glücklich nachahmen könnte.

Sie wiſſen auch die jungen und noch weichen Geweihe des Rennthiers zu ſchätzen, ſchneiden ſie den lebendigen Thierer ab, und

eſ-

eſſen ſie am Feuer gebraten, welches eben wie rohe Rüben oder Knorpel kracht. Nur blos von dem Milz machen ſie keinen Gebrauch, und wiſſen nichts damit anzufangen, ungeachtet ſelbige fett und vortreflich iſt. Darinnen aber ſind die Lappländer weiſer.

Die Armen unter den Samojeden dienen denjenigen, welche an Rennthieren reich ſind, ſo lange, bis ſie ſich nach und nach Rennthiere erziehen, ſelbſt eine Heerde halten, und Herren ſeyn können. Oft erheirathen auch dieſe Knechte zahlreiche Heerden.

Denn wenn ein Mädchen unter ihnen geboren wird, ſo ſchenkt der Vater derſelben auf gut Glück einige Rennthierkühe. Was nun von dieſen bis zur Mannbarkeit der Tochter erzogen wird, gehört ihr, und iſt ihr Brautſchatz. Sterben die Eltern, ſo bekömmt ſie auch von den übrigen Heerden ihr Antheil. Die Söhne hingegen bekommen, ſo lange ihre Eltern leben, keine Heerden, wenn jene gleich noch ſo reich ſind, ſondern müſſen ſich mit ihrem ſauren Schweiß eine Braut und Heerde mit ihr erarbeiten. Dieſes, ſagen ſie, geſchiehet, damit die jungen Leute ſich an Armuth und Arbeit auf den Fall ge-

gewöhnen, wenn Unglück über ſie kommen, und ſie ihre Heerde verlieren ſollten.

Man theilt die zahmen Rennthiere in abgerichtete und ungelernte. Unter den abgerichteten ſind einige Weibchen angewieſen, um wilde Rennthiere herbeizulocken, und dem Schützen zuzuführen, ja ſelbige wohl gar mit Schlingen, welche man ihnen an den Hörnern befeſtiget, und womit ſie die Hörner des wilden Rennthiers verwickeln, einzufangen 93). Die übrigen ſind zum Schlittenziehen, Tragen und Reiten gewöhnt. Zum Ziehen gewöhnt man ſie durch einen Klotz, welchen man ihnen, wenn ſie noch jung ſind, mittelſt eines zwiſchen den Beinen durchlaufenden Strickes am Halſe feſt macht, und mit zunehmendem Alter immer gegen ſchwerere Klötze vertauſcht, bis man es endlich neben ein anderes anſpannt, um es zum Laufen zu gewöhnen, und endlich vor den Schlitten legt. Den Laſttragenden bindet man von Jugend auf eine Laſt auf den Rücken, und gewöhnt ſie gleichergeſtalt. Ein gutes Rennthier kann alsdenn bis 150 Pfund tra=

93) S. bei Anmerk. 84.

tragen. Zum Reiten 94) richten die Tunguſen ihre Rennthiere ab, indem ſie ihnen in der Jugend den Sattel gleich hinter dem Halſe über den Vorderbeinen auflegen und tragen lernen, wo ſie denn am füglichſten tragen können; denn im Kreuze ſind ſie zu ſchwach. Außerdem müſſen die Rennthiere auf gewiſſe Rufe ſich verſammlen lernen, da ſie denn die gelernten von den ungelernten abſondern. Verlaufen ſich einige unwillige und träge von den abgerichteten unter die ungelernten, ſo werden ſie mit Schlingen eingefangen, und mit Schlägen gezüchtiget, ja wenn ſie unverbeſſerlich befunden werden, vor der übrigen Heerde mit kleinen Schlägen zu Tode gemartert, da man denn deutlich ſiehet, wie die übrigen daran gleichſam ein Beiſpiel nehmen, und mit Zittern zuſehen. Wenn die Werfzeit nahe iſt, ſo ſondert man auch alle trächtige Kühe von den Böcken und unfruchtbaren ab, damit dieſe die Jungen nicht erdrücken.

Dieſes koſtet aber auch nicht wenig Mühe, weil die Männchen ihre Weibchen ungemein lie=

94) M. ſ. Anmerk. 13.

lieben, und ſich ungern trennen. Die Koräken kaſtriren viele von ihren Rennthieren, indem ſie ſelbige auf den Rücken werfen, die Hoden ergreifen, in den Mund nehmen, und mit den Zähnen zerknirſchen 95). Stralſ. Magaz. St. V. p. 394.

Der Paſtor Holſten, der ſich 20 Jahre in der Lappmark aufgehalten hatte, glaubte beſſere Gelegenheit als ſonſt jemand gehabt zu haben, die Rennthiere kennen zu lernen, und wollte desfalls folgende, theils neue, theils ſichere Bemerkungen der ſchwediſchen königlichen Akademie zuſchicken. Er ſagt:

Das Rennthier, Schwediſch Ren, Lappländiſch Pätſo, iſt ſo groß als ein zweijähriges Stück vom ſchwediſchen Rindviehe, aber nicht ſo fleiſchigt, ſchlanker und hochbeinigter, mit graulichten Haaren bedeckt, die jeden Sommer abgehen, da neue an ihre Stelle wachſen. So lange der Sommer dauert, ſind ſie ſchwärzlich, je näher es aber am Herbſte kömmt, deſto mehr fangen ſie an grau zu werden; wenn der Winter eintritt, ſind

95) M. ſ. Anmerk. 16.

ſind ſie ſchon ganz grau, außer mitten den Rücken hin, wo ſich ein Streifen einer Viertelelle breit immer etwas ſchwärzlich erhält. Es hat nur Vorderzähne im untern Kinnbacken (dentes primores) wie alle wiederkäuende Thiere. Sie ſind etwas kleiner und geſchmeidiger, als beim andern großen Viehe, acht an der Zahl, an der innern Seite etwas abgeſchärft. Die Backenzähne (molares) in beiden Kinnbacken etwas ausgeholt und kantig, sechs in jedem Kinnbacken, die vier vordern größer, die beiden innern kleiner. Augen, Ohren und Naslöcher, in Betrachtung der Größe des Thiers, etwas größer, als bei dem ſchwediſchen Viehe, beſonders die Naslöcher.

Der Schwanz nur einige Zoll lang, ſteht meiſtens aufwärts in die Luft, zumal wenn das Rennthier ſpringt. Die Klauen ſowohl an den Hinterfüſſen als Vorderfüſſen ſind größer oder viel platter und weiter, als bei irgend einigem Hornvieh. Unter dem Leben in den Klauen ſitzt ein kleiner Knochen, einem Krebsſteine nicht unähnlich, aber etwas länger; wenn das Rennthier geht, knappt oder knarrt er ſo ſtark; daß man ihn wohl auf hundert Schritte hören kann, ſind aber

mehr

mehr beiſammen, ſo hört man dieſes Knarren noch einmal ſo weit 96).

Die Vorſehung hat dieſem Thiere ſolche Eigenſchaft nicht ohne Urſache mitgetheilet, denn wenn ſie bei trüben und regnigten Tagen auf den Gebirgen von der dicken Wolkenfeuchtigkeit bedeckt werden, die manchmal fällt, manchmal aufſteigt, und wenn es, ſelbſt im Mittage, ſo dunkel iſt, daß man oft nicht weiter als 8 bis 10 Schritte vor ſich ſehen kann, ſo hören nicht nur die Rennthiere ſelbſt einander, indem ſie auf dieſes Knarren horchen, wenn ſie während des Weidens zerſtreuet werden, ſondern die Hüter haben auch dadurch viel Beihilfe, die Heerden zuſammen zu halten.

Die Füſſe ſind mit ſchwarzbraunen Haaren bedeckt, doch nicht bei allen gleich, bei manchen mehr, bei andern weniger. All haben ſie hinten am Buge des Kniees an den Hinterfüſſen einen weißen Fleck, einen Zoll breit, meiſtens rund.

Zi-

96) M. ſ. Anmerk. m. *. 80. 90. 66.

D.

Zitzen haben ſie gemeiniglich viere, zuweilen hat eines fünf bis ſechs, aber doch keine Milch, als außer den vier gewöhnlichen.

Zwei Hörner, nicht vorwärts, ſondern meiſt aufwärts in die Luft gewachſen, eine Elle hoch oder mehr. Die Stämme von beiden fangen einige Zoll von der Hirnſchale an, ſich in mehrere Aeſte zu zertheilen, die mit dünner rauher Haut bedeckt ſind, welche im Frühjahr wächſt, und den Sommer über dauret, aber im Herbſte vergeht.

Beide Geſchlechter ſetzen jedes Jahr ihre Geweihe ab, aber nicht alle zu einerlei Zeit. Die Unverſchnittenen im Herbſte nach ihrer Brunſtzeit, die Verſchnittenen im Winter, aber die weiblichen Geſchlechts nicht eher, als im Frühjahre, nachdem ſie ihre Kälber gehabt haben.

Jede Art bekömmt jährlich ihre Geweihe wieder, in eben der Zeitordnung, nachdem ſie es eher oder ſpäter abgeſetzt hat. Die Unverſchnittenen zuerſt, die Verſchnittenen darnach, und zuletzt die Rennthierkühe 97).

Es

97) S. Anmerk. 19. i. 114.

D.

Es iſt nicht andem, daß die Geweihe jedes Jahr ein neues Ende anſetzen, daran man das Alter des Rennthiers erkennen könnte. Sie wachſen jährlich ſo gleich, daß die Enden nicht mehr werden, auch die Stellung nicht anders wird, als das erſte Jahr 97*).

Der einzige Unterſchied beim Geweihe beſteht blos darin, daß es einige Jahre gröſſer, andere kleiner wird. Die Urſache liegt in Weide und Wachsthum. Wenn ſich die Rennthiere wohl befinden, wird das Geweihe größer.

Selten findet man ein Rennthier kahl oder Geweihlos, doch giebt es etwa eins unter hunderten. Die Lappen nennen es: Huko åire (Kahlkopf.)

Weiße 98) Rennthiere ſind keine andere Species, ſondern ebendieſelbe. Das Kirchſpiel Jockmock, daß ſich nordwärts in die Gebirge weit um Torneå erſtreckt, zieht einige.

97*) S. Anmerk. 109.

O.

98) S. Anmerk. 82. 6.

O.

nige. Dieſe weiße Art bleibt ſo genau in dem Landſtriche, daß man unter den Rennthieren im ſüdlichen Theile dieſer Gemeine ſelten eins ſieht, das gänzlich weiß iſt, aber im nördlichen Theile, nur 8 Meilen nördlicher, iſt wenigſtens jedes fünfte weiß.

Solche Rennthiere ſind weder friſcher noch ſonſten beſſer, als die andern, ſondern mit ihnen von einerlei Beſchaffenheit. Doch bemühen ſich die Lappen eines dergleichen unter ihren übrigen zu haben, daher ſie ſich der Zucht wegen einige Unverſchnittene eintauſchen oder erhandeln, und ſo Kälber, die weiß ſind, bekommen, manchmal aber auch keines. Von dieſen Weißen haben ſie den Nutzen, wenn die Heerden im Felde ſind, und ſich zerſtreuet haben, ſelbſt aus dem Geſichte gekommen ſind, daß die Miſchung von weiß und grau, gegen die kahlen Anhöhen betrachtet, oder auch von den Höhen herunter auf das ebene Feld weiter zu ſehen iſt als ſonſt.

Einiger Unterſchied an Größe findet unter den Rennthieren ſtatt. Die, welche Frühling, Sommer und Herbſt auf den Gebirgen weiden, heißen Gebirgerennthiere, und ſind allemal kleiner, die aber Winter und Som-

mer in Waldungen gehen, ſind gröſſer, und heiſſen Waldrennthiere.

Die wilden Rennthiere ſind auch keine andere Art, Sie zeigen ſich ſelten in den Wäldern, innerhalb der Lappmark, ſondern halten ſich in öden Gegenden auf, zwiſchen den Lappmarken und dem niedrigen Lande. Sie ſind etwas gröſſer, als die erwähnten zahmen Landrennthiere, noch einmal ſo groß als die gebirgiſchen, vielleicht deswegen, weil ſie frei herumgehen, und ihre Kälber ſo lange ſaugen, als ſie wollen, die andern aber zuweilen abgeſetzt werden. Mehr gemäſſigte oder gelindere Luft im Waldlande möchte auch hiervon Urſache ſeyn. Die Gebirgiſchen empfinden, ſelbſt mitten im Sommer, mehr Abwechſelungen beſchwerlicher Witterung, als: Kälte, Wind, Regen, auch manchmal Schnee, welches ihnen gewiß ſehr empfindlich ſeyn muß, da ſie die ganze Zeit über, welche ſie ſich auf den Gebirgen befinden, ſehr dünnes Haar haben. Wilde Rennthiere gehen nicht zerſtreuet, ſondern heerdenweiſe beiſammen, in Haufen von hundert und mehr.

Ob ſie gleich vor Menſchen und Hunden ſo ſcheu ſind, als andere wilde Thiere, ſo

wa=

wagen ſich doch einige von ihnen im Frühjahre auf Schneewege bis ans Meer hinunter, das Salz des Meereiſes 99) zu lecken, werden aber von feindſeligen Menſchen, der ſtrengen Verböte ungeachtet, häufig gefällt. Nachdem das niedere Land mehr angebauet, und die beſten Gelegenheiten zu Gütern ſind angewandt worden, ſind dieſe unſchuldigen Thiere immer mehr beunruhigt und ausgerottet worden. Deswegen findet man ſie jetzt nicht in ſolcher Menge, wie in vorigen Zeiten. Manchmal kömmt in der Brunſtzeit ein Haufe ſo nahe an die Lappmark, daß ſie mit zahmen Rennthieren zuſammenhalten, aber ſobald die Brunſtzeit vorbei iſt, oder ſie Menſchen oder Hunde ſehen, fliehen ſie eiligſt ihren Weg.

Sowohl die gebirgiſchen als die Wald- und wilden Rennthiere haben ihre Brunſtzeit in der Michaeliswoche neuen Styls, und bringen ihre Jungen acht Monate darnach, oder im Mai 100). Alle Kälber ſind bei

 der

99) Die zahmen lieben Menſchenharn. S. der Anmerk. 89⁺.

D.

100) Dieſes beſtättigen Linné, Lagus u. ſ. w. S. Anmerk. 15.

D.

der Geburt rothbraun mit etwas ſchwärzli-cher Farbe längs dem Rücken hin. Dieſe Haare gehen im Mai und Junius weg, und da wachſen neue an ihre Stelle, welche ſchon um die Mitte des Auguſts auf dem Rü-cken und an den Seiten ſchwärzlich ſind, aber gegen den Herbſt oder im September mehr und mehr anfangen grau zu werden.

Selten bringt eine Rennthierkuh mehr als ein Kalb, aber noch ſeltſamer bringt eine etwas Mißgeſtaltes. Man hat auch nie ge-hört, daß ein Kalb fleckig geweſen, welches doch bei allem andern Vieh gemein iſt.

Wenn die Rennthiere Junge bekommen ſol-len, ſo muß man die Rennthierochſen von ihnen auf eine andere Weide abſondern. Die Kühe ſind ſehr in Furcht, daß die Ochſen ihre Kälber beſchädigen, wollen daher immer mit ihnen ſtreiten und ſie wegtreiben, weil ſie aber ſchwächer ſind, und ſelbſt könnten beſchädiget werden, muß der Hirte ſie trennen.

Die Vorſicht hat den Kälbern eine Natur gegeben, welche die Härte des Landſtriches aushalten kann. Ob ſie gleich oft auf kal-tem Schnee auf die Welt kommen, ſo kann

doch

doch das zarte Kalb, etwas hochbeinig, aber am Leibe nicht viel größer, als ein Ziegenlamm von einigen Monaten, ſogleich ſeiner Mutter folgen, welche den ganzen Tag auf dem Schneefelde bleiben kann, und ihre Nahrung unter dem Schnee ſucht, bis ſie an eine Stelle kömmt, wo das Erdreich frei iſt.

Der kalte, in den Gebirgen gewöhnliche Wind, bringt dieſen kleinen Thieren gewiß keinen Vortheil, wie einige vorgeben, ſondern ſchadet ihnen vielmehr, zumal, wenn gleich Schnee fällt, von dem ſie durchnetzt werden, und mit ihren dünnen Haaren nothwendig frieren müſſen. In ſolchen Fällen pflegen fleißige Hauswirthe und Hüter mit Schaufeln hie und da Gruben zu machen, in welche ſie die Kühe, die nur Junge gebracht haben, mit ihren Kälbern ſetzen, damit ſie etwas vor dem Winde geſichert ſind, bis die Witterung gelinder wird.

Da dieſe Thiere nicht den Vortheil haben, wie das übrige Hausvieh, von andern im Anfange geſpeiſt und getränkt zu werden, ſo hat der Herr der Geſchöpfe ſie mit der Eigenſchaft verſehen, daß ſie, ſobald ſie nur einige Tage alt ſind, das Rennthiermoos oder anderes ihnen zur Nahrung dienendes

Gras aufſuchen können. Bei anderm Vieh bemerkt man das nicht ſo zeitig.

Der Rennthiere Nahrung iſt im Winter das bekannte weiße Rennthiermoos (Lichen rangiferinus Fl. Lapp. 437.) welches auf Höhen und in trockenen Fichtenbüſchen wächſt. Eben ſo alle Species Lichenis, wie Steinmoos und Laub von allerlei Bäumen.

Wenn der angenehme Frühling und Sommer einfallen, giebt es mehr Abwechſelung wohlſchmeckender und nährender Gewächſe, wie alle Arten von Rumex; Rumex Acetoſella Fl. Lapp. 131. (der Lappländer Ebruo) wird am meiſten geſucht. Auf einer neuen Weide, eine Quadratmeile groß, können ſie dieſe Pflanze ihres angenehmen Geſchmacks wegen in einer einzigen Woche überall aufſuchen und verzehren. Alle Arten von Ranunkeln, und darunter R. nivalis (bei den Lappländern Narſavaſi) ſind ihnen ſehr angenehm, ſie verzehren den genannten zuerſt, darnach die übrigen.

Die Wurzelblätter aller Gräſer, das Laub von allerlei Weiden und Birken; von Waſſerkräutern Menyanthes Fl. Lapp. 80. Calla Fl. L. 320. Equiſetum Fl. L. 393.

dieſe

dieſe Waſſerkräuter, welche nicht auf dem Gebirge wachſen, ſondern im Walde, ſind den Waldrennthieren am angenehmſten. Außerdem genießen die gebirgiſchen Rennthiere ſowohl als die im Walde alle Arten von Feſtuca nebſt andern Gräſern gemeinſchaftlich mit den Schafen 101).

Rennthiere im Winter mit Heu von dieſen Gewächſen zu füttern, iſt, ſoviel mir bekannt iſt, noch nicht verſucht worden, doch ſollte man wohl nicht zweifeln, daß es thunlich wäre, zumal wenn erſt junge Rennthiere daran gewöhnt würden, deren Abkömmlinge ſich alsdenn ſolche Lebensart gefallen ließen. Doch müßten ſie wohl zu ihrem Aufenthalte einen kalten Platz haben, oder ei-

101) Am Chajafluß war zwiſchen dem Geſtrippe die ſumpfige Ebene reichlich mit gemeinem und dem laubigten Rennthiermoos (Lichen nivalis) bewachſen, welches aber im Sommer wegen ſeiner Dürre von den Rennthieren wenig berührt wird, die ſich alsdann lieber mit Zwergbirken, Weiden, Hedyſarum alpinum, Heracleum und andern Kräutern nähren, und obige Mooſe zum Herbſt und Frühling ſparen, zur Winterszeit aber auch das in Tannenwäldern häufige Haarmoos (Lichen hirtus) nicht verachten. Pallas Reiſen III. p. 25. und Anmerk. 8.

G.

einen etwas groſsen eingezäunten Raum, wo ſie unter freiem Himmel herumziehen.

Wenn man mit Rennthieren fährt, und am Ruheplatze Rennthiermoos oder anderes Futter, das man mitgenommen, ihnen vorwirft, ſo freſſen ein Theil begierig davon, beſonders die Waldrennthiere, aber die gebirgiſchen ſind ſo eckel, daſs ſie ſelbſt das Rennthiermoos ſelten genieſsen, zumal wenn es mit den Händen ſehr handthiert iſt.

Geſchrei oder ſtarken Laut, wie anderes Vieh, geben die Rennthiere nicht von ſich. Sie lärmen nur, und grunzen wie die Schweine, wo ſie haufenweiſe beiſammen ſind.

Wenn Krankheiten oder ſchlechte Weide ihnen nicht ſchaden, ſo können ſie bis vierzehn Jahre leben 102), beſonders die vom weiblichen Geſchlechte, die vom männlichen einige Jahre weniger; wenn ſie dieſes Alter erreichen, ſo fangen die Zähne an los zu werden und auszufallen, da können ſie alsdenn ſich nicht mehr nähren.

Zu

102) Dieſes Alter nimmt Linné auch an. S. Anmerk. 23.

D.

Zu den Tugenden des Rennthiers gehört ſeine Reinlichkeit. Es ruhet nie auf unreinen Stellen, und daher ſieht man es nie ſchmutzig. Man ſagt, alle andere Thiere hätten Läuſe, aber nie habe ich gehört, daß das Rennthier welche hätte.

Es nährt ſich ſelbſt ohne eines andern Bemühung, ihm Futter den Winter über zu ſchaffen. Da es oft ſeine Nahrung 2 bis 4 Fuß tief unter dem Schnee ſuchen muß, ſo hat es von ſeinem zarten Geruche den Vortheil, daß es an mooſsloſen Stellen nie vergebene Arbeit unternimmt, den Schnee abzuwerfen und nachzuſuchen, ob ſich da Futter findet; ſchon durch den Geruch nimmt es wahr, wo es Nahrung findet. Die Lappen ſind bei der Veränderung ihres Aufenthalts manchmal ungewiß, wo ſich Rennthiermoosheiden finden, und überlaſſen dem Rennthiere ſelbſt, ſolche aufzuſuchen, welches dieſe auch meiſterlich verſtehen, und nie in den Schnee graben, als wo Moos zu finden iſt.

Wenn der Lappe merkt, daß die Rennthiere ſich aufhalten, und anfangen, Gruben in den Schnee zu machen, hält er mit ſeiner Reiſe inne, und ſchlägt ſein Zelt auf,

wo er ſich aufhält, ſo lange die Weide dauert.

Daß die Rennthiere guten Geruch haben, erhellet auch daraus, weil ſie bei Aenderung des Aufenthalts, oder wenn ſie von der Heerde zerſtreuet werden, und allein ſind, ihre Geſellſchaft durch den Geruch wieder erwittern, auch wenn ſie 2 bis 3 Meilen weit wären, woferne ſie nicht von der Art ſind, die Gelegenheit ſuchen, ſich von den andern abzuſondern, dergleichen es viele giebt, zu großer Beſchwerde der Hüter.

Daß ſie gutes Gehör haben, ſcheint mit einiger Gewißheit daraus zu ſchließen: Wenn man mit ihnen über Seen oder auf weitem Felde fährt, ſo wird man oft bemerken, wie ſie horchen, wenn etwas vor oder hinter ihnen auf dem Wege iſt, lange, ehe man es ſehen kann.

Es iſt auch einigermaßen gelehrig. So wild und unbändig es anfangs iſt, wenn die Lappen es zähmen wollen, da es weder Zaum noch Schläge leidet, wird es doch endlich ſo kirr, daß es ſich nur mit einem Zaume regieren läßt, und die Straſſe ordentlich hält, auch wo kein Weg iſt. Wie ſie

ſie können gewöhnt werden, auf des Hüters Ruf zu achten, läßt ſich aus Folgendem abnehmen: Wenn ſie auf die Weide gehen ſollen, iſt nöthig, daß ſie durch gute Aufſicht zuſammengehalten werden, damit ſie ſich nicht zerſtreuen und verlaufen. Wenn nun da eins oder mehrere von den andern ſpringen, und die Hüter das wahrnehmen, rufen ſie den Hunden, die die Rennthiere zurücktreiben ſollen, und da ſieht man die Rennthiere auf dieſes Geſchrei ſo aufmerkſam, daß ſie umkehren, und zu den übrigen gehen, ehe die Hunde zu ihnen kommen.

Uiber Flüſſe und kleine Seen zu ſchwimmen, ſind ſie ſehr fertig, ihre breiten Klauen an allen vier Füſſen ſind ihnen eine große Hilfe dazu, deswegen können ſie ſich während des Schwimmens ſo hoch im Waſſer halten, daß ſich der ganze Rücken über der Waſſerfläche zeigt.

Wenn ſie ihren Weg über einen Fluß oder Meerbuſen nehmen ſollen, ſo ſieht man mit Verwunderung eine ſonderbare Tugend bei den alten Rennthieren. Wenn ſie merken, daß die noch nicht ſo beherzten Jungen nicht ins Waſſer gehen wollen, obgleich Leute und Hunde verſuchen, ſie zu treiben,

ſo

ſo ſchwimmen die ältern nicht allein willig voran, und ſuchen ſie mit ihrem Laute gleichſam nachzulocken, ſondern auch, wenn ſie ſehen, daß jene träge ſind, ſchwimmen ſie zurücke und hin und her, gleichſam zu zeigen, daß nichts zu fürchten iſt, und wenn ſie ſie dann endlich ins Waſſer gebracht haben, ſtellen ſie ſich voran, da dann die Jungen nachfolgen.

Obgleich die Rennthiere, beſonders in Luleå Lappmark, welche von allen am weiteſten nach Norden liegen wird *), nicht groß vom Wuchſe ſind, ſo haben ſie doch ſo viel Stärke, daß ſie mit den Klauen bis 4 Lispfund tragen können, und im Winter 10 Lispfund ziehen. Sowohl im Springen als im Gehen ſind die Rennthiere ſchneller als die

*) Ein Theil der Torne Lappmark iſt etwas nördlicher; als Lule Lappmark. Halde Fjäll, das höchſte Gebirge in der erſten liegt unter 69 1/2 Grad Polhöhe, aber Ridatjock und Jokatis Morca, die höchſten in der letzten, unter 68 Grad 6 Min. Polhöhe. Die Polhöhe von Gaiſaget zu oberſt in der Pithe Lappmark 67 1/4 Grad. Bonnäs zu oberſt in Ume 66 1/3 Grad. Arefjäll in der Aeſele Lappmark 65 1/2 Grad, oder faſt gleich mit der Stadt Luleå. So ſchief hinauf ziehen ſich die Lappmarken mit ihren nordweſtlichen Enden.

die Pferde. In ſtarker Kälte bei aufgefahrnen Wegen, und wo man Seeweg ohne Waſſer auf dem Eiſe hat, kann jemand, der mit Rennthieren umzugehen gewohnt iſt, mit Gutem geſchwind und angenehm fortkommen. Zehn Meilen 103) legt ein leichtes Fuhrwerk in ſo viel Stunden zurück, wenn die Rennthiere nur dann und wann ein wenig verſchnaufen, und etliche Mund voll mit Schnee nehmen, womit ſie ſich abkühlen müſſen.

Man hat für gewiß berichten gehört, daß einer in dieſer Lappmark in einem Tage 20 Meilen mit einem Rennthiere gefahren iſt, ob es gleich nicht Seeweg war, ſondern zum Theil durch Wald, aber dieſe Rennthiere ſind nicht lange leben geblieben, ſondern meiſtens, nachdem ſie zur Ruhe kamen, in einigen Stunden geſtorben. Wenn man große Tagereiſen hat, und keine Rennthiere an irgend einer Stelle zur Abwechſelung

103) Herr Pallas ſagt, daß am Fluſſe Stſchutſchja eine Tagereiſe mit Rennthieren im Sommer wegen der oft nöthigen Abwechſelung der bald ermüdenden Thiere, und dadurch entſtandenen Aufenthalts, auf nicht viel höher als 20 bis 25 Werſte geſchätzt werden können. Pall. Reiſ. III. p. 25*. Ihre Geſchwindigkeit iſt in der 73. Anmerk. angegeben.

lung da ſind, ſo muß man die Reiſe nicht früh Morgens antreten, denn da werden ſie bald müde, und vollendet die Tagreiſe nicht in gehöriger Zeit. Die beſte Zeit für das Rennthier, ſie zu füttern, iſt des Morgens zwiſchen 7 und 9 Uhr. Wenn man ſich hierin nicht nach ihrer Gewohnheit richtet, und ſie den Morgen wohl füttern läßt, ſo ſind ſie den ganzen Tag träg und ſaumſelig. Die Lappen holen daher ihre Rennthiere für Reiſende nicht eher aus dem Walde, als um 9 oder 10 Uhr Vormittags, da die Reiſe erſt angetreten wird, und man kann alsdann ſchnellere und längere Tagereiſen thun, als wenn man einige Stunden früher anfienge. Die Rennthiere ſind munterer Nachmittage als Vormittage zu ſpringen, und je weiter es gegen Abend kömmt, deſto mehr Luſt haben ſie.

Wenn ſie anfangen müde zu werden, ſo gucken ſie oft um ſich, ob die, welche in ihrer Geſellſchaft ſind, nachfolgen oder nicht, und wenn ſie ſehen, daß ſie dicht nachfolgen, thun ſie doch einen Schub nach dem andern queer vom Wege nach dem Walde. Sind ſie ſehr müde, ſo werfen ſie ſich auf die Erde nieder, und bleiben ſo einige Zeit, als wäre kein Leben mehr in ihnen. Die

Fuhr=

Fuhrleute, welche gehörige Schonung gegen ſie zu brauchen wiſſen, laſſen ſie ſolchergeſtalt einige Zeit ruhen, oder, wenn Moosland vorhanden iſt, eine Stunde oder länger weiden. Die Fuhrrennthiere merken bald, ob der, der mit ihnen fährt, ſie gewohnt iſt oder nicht. Das beſte Fuhrrennthier kann unter der Hand eines ungeübten Fuhrmanns in einer Viertelmeile eben ſo träge und verdroſſen werden, daß er mit ihm nicht weit von der Stelle kömmt. Die Kunſt beſteht blos darin, daß man den Zaum auf die rechte Seite des Rennthiers hält, es nicht oft ſchlägt, auch dann und wann ſtark am Zaume zieht; dieſen Handgriff verſteht es, und weiß, daß es gegen einen ſolchen Führer keine Unart brauchen darf.

So angenehm es mit Rennthieren zu fahren, wo der Weg gut iſt, ſo verdrüßlich und mühſam iſt es, wenn man in tiefen Schnee und Waſſer auf dem Eiſe kömmt. Da iſt kein anderer Rath, als aus dem Schlitten zu ſteigen, auf Schneeſchuhen zu gehen, und das Rennthier zu führen. Denn ſo ein ſchwaches Thier kann in dem Falle nicht mehr ziehen, als den leeren Schlitten, beſonders auf Seen, da das Waſſer darauf anfriert. Es mag nun gehen, oder ohne

Joch

Joch ſpringen, ſo hält es den Kopf beſtändig aufwärts in die Luft, und zeigt ſich muthiger, als irgend ein anderes Thier; es ſcheint, als wäre es auf ſein hohes Geweihe ſtolz. Wenn daſſelbe abgefallen, oder nicht völlig wieder gewachſen iſt, ſo hält es den Kopf nicht ſo hoch als ſonſt. Ob es gleich ſein Geweihe nicht ſehen kann, weiß es doch wohl, wie hoch daſſelbe iſt, und wenn es im Walde geht oder ſpringt, kann es ſo genau abpaſſen, wie hoch es mit dem Geweihe kommen darf, daß es die Aeſte nicht berührt.

Obgleich das Rennthier keine Galle hat 104), findet man doch einige von arger Geſinnung. Wenn ſie ſich einander ſtoſſen, ſo verwickeln ſich zuweilen ihre Geweihe, und ſie können nicht aus einander kommen; wenn man da nicht nachſieht, und ſie von einander bringt, ſo verſchmachten ſie zuſammen, und werden auf der Stelle todt gefunden. Wilde Rennthiere, welche größere Geweihe haben, pflegen auf dieſe Art umzukommen. Manchmal kann auch wohl eins unter hundert ſo beherzt ſeyn, daß es mit dem Wolfe zu fechten wagt,

104) S. bei Anmerk. 75.

D.

wagt, nicht vor ihm läuft, ſondern ſeine Stärke und Fertigkeit braucht, ihn mit den Vorderfüſſen zu ſchlagen. In dieſer Lappmark hat man Proben von einem Rennthiere, das erſt von einem Wolfe übel gebiſſen ward, endlich aber anfieng, Widerſtand zu thun, und ihn ſchlug, da man dann beide auf der Stelle todt fand.

Manchmal bekömmt man auch Rennthiere zum Fahren, die ſo eigenſinnig ſind, daß, wenn ſie nicht ſpringen wollen, und ſolchergeſtalt Streiche bekommen, wenden ſie ſich gegen den, der im Schlitten (Ackja) ſitzt *), und geben ihm mit den Vorderfüſſen Schlag auf Schlag, Der Mann, der niedergebunden ſitzt, kann ſich nicht anders wehren, als daß er ſich mit dem Schlitten umwälzt, daß die Schläge auf den Boden des Schlittens fallen, bis der Eigenſinn vorübergeht.

Alle Rennthiere laſſen ſich zähmen, Laſten, mit denen ſie auf beiden Seiten beladen

*) Dieſer Schlitten iſt wie ein Boot gemacht, 9 bis 10 Viertel lang, drei breit und zwei tief, hinten breit, aber vorne ſpitzig, hat keine Kufen, ſondern einen breiten Boden, ſo dicht, daß er Waſſer hält.

den werden, zu tragen, auch zu ziehen; aber wenig ſind zum Reiſefuhrwerk tauglich. Die, welche die Art bekommen, ſchnell zu laufen, und den geraden Weg zu halten, werden von den Lappen ſehr hoch geachtet, und zu jenen Arbeiten nicht gebraucht, damit ſie die Luſt zum Springen nicht verlieren. Zur Arbeit braucht man ſelten unverſchnittene oder Kühe, ſondern blos verſchnittene.

Von ſeinen Kühen bekömmt der Lappe eine ſehr kräftige und nährende Milch vom Mittel des Junius bis zum Mittel des Oktobers. Dieſe ganze Zeit, und ſo lange das Gras nicht gefroren iſt, werden dieſe Kühe zweimal des Tages gemolken, näher gegen das Ende aber nur einmal. Wenn ſich das Gras im beſten Wachsthume und Reife befindet, bekömmt man von jeder Kuh ein halbes Quartier, oder Morgens und Abends zuſammen ein Quartier. Doch iſt die Milch ſo kräftig, daß man aus einer Kanne einen Käſe 1½ Pfund ſchwer bekömmt. Butter wird auch aus dieſer Milch gemacht; ſie ſetzt auch Rohm (Cremor) noch einmal ſo dick als andere Milch an, aber die Butter wird weiß wie Schnee.

Von

Von den 200 lappiſchen Haushaltungen, welche ſich in der Gemeine von Jockmock beſtändig aufhalten, der ich bisher vorgeſtanden habe, werden jetzt ungefähr 20,000 ältere und jüngere Rennthiere gehalten. Der größte Theil nährt ſich den Sommer über zwiſchen den Schneebergen in den Gebirgen, und den Winter über in Waldungen, die übrigen aber Winter und Sommer in Waldungen.

Die, welche allezeit in Waldungen gegangen ſind, wollen ihre Gewohnheit nicht gerne ändern, und im Frühjahre die gebirgiſchen nicht gerne den Sommer über in den Wäldern bleiben. Manchmal ereignet es ſich doch, daß die gebirgiſchen Lappen und Waldlappen durch Handel oder Erbſchaft einer des andern Rennthiere bekommen, wenn dieſe dann ihren Aufenthalt verändern, ſind ſie das erſte Jahr ſchwerlich abzuhalten, daß ſie nicht 15 bis 20 Meilen zurücklaufen. Und wenn ſie endlich bei der neuen Weide können gehindert werden, wegzulaufen, ſo verlieren ſie doch das erſte Jahr ihre Geweihe, und werden ſehr mager, welches beweiſet, daß ſie ſich nicht wohl befunden haben. Wenn ſie auch, jedes an ſeiner Stelle, einige Jahre leben, ſo behält doch ihre Nach-

kommenſchaft etwas vom erſten Aufenthalt, die Nachkommen von Waldrennthieren im Gebirge bleiben kleiner, und die von gebirgiſchen Waldungen werden größer.

Unſere Gebirge erſtrecken ſich von dem ſüdlichen Theile unſers werthen Vaterlandes bis an das weiße Meer gegen 100 Meilen, und in der Breite vom Gebirgrücken bis ans Waldland 12 bis 14 Meilen. Wegen der kurzen Sommer ſind ſie keines Anbaues fähig, und würden alſo ganz öde ſeyn, wenn nicht die Rennthiere ſie nutzten.

Die Lappen haben nicht nöthig, dieſe Thiere wegen Futtermangel zu vermindern, ſie können leben und ſich vermehren, ſoviel ſie nicht zum eigenen Gebrauche ſchlachten. Ihre Menge würde gewiß noch einmal ſo groß ſeyn, wenn ſie nicht ſo vielen ſchädlichen Zufällen unterworfen wären, wodurch ſie häufig wegſterben, doch ein Jahr mehr als das andere. Folgende ſind die vornehmſten:

1) Eisrinde, die ſich manche Herbſte auf ihre Weide, das Rennthiermoos, legt. Am Ende des Oktobers oder gegen die Mitte des Novembers fällt meiſt alle Jahr in dieſen

ſen Orten ſtarker Thau mit Regen, dadurch wird der Schnee, der ſchon 1 bis 2 Fuß tief liegt, bis auf die Erde durchnäßt. Wenn er nun nicht völlig weggeht, oder durch ſtarken Wind, der einige Tage anhält, aufgetrocknet wird, ſo, daß er locker und mürbe werden kann, ſondern ſo naß, als er iſt, gefriert, ſo verwandelt er ſich in eine Eisrinde, welche ſo hart wird, daß die Rennthiere mit den Füſſen nicht durchſchlagen können, zum Mooſe zu kommen. Da können ſie nicht zuſammenhalten, ſondern ſpringen, jedes nach ſeinem Gefallen, über Waldungen und Hügel, 2 bis 3 Meilen in einem Tage, theils Laub von Bäumen abgefallen zu finden, theils eine Stelle zu ſuchen, wo das Erdreich blos ſeyn mag, oder die Eisrinde nicht ſo hart iſt. Da verhungern dann ſehr viele, beſonders jüngere Rennthiere.

2) Große Schneejahre, da die jungen oder jährigen Rennthiere nicht ſelbſt im Stande ſind, tief genug den Schnee aufzugraben, ſondern ſich mit den Plätzen befriedigen müſſen, welche die ältern freigemacht haben, und die ſind meiſt abgeweidet, daß ſie wenig oder nichts zu ihrem Unterhalte finden.

3) Späte Frühlinge, da die Rennthierkühe auf Schnee gebähren müſſen, und ſelbſt für ſich ihr Futter zu finden große Mühe haben, alſo noch weniger Milch für ihre Kälber haben. So unglückliche Witterung iſt für den Lappen das, was Mißwachs für den Schweden iſt.

4) Inſekten. Wenn die Sommerwärme im Junius einfällt, werden dieſe Thiere von Mücken und Bremſen beſchwert. Dieſe tödten zwar eben die Renrthiere nicht in Menge, aber ſie machen ihnen doch viel Schmerzen, zumal da ſie im Sommer ſehr dünnes Haar haben.

Außer den Inſekten, von denen alles Vieh gemeinſchaftlich beſchwert wird, werden die Rennthiere beſonders vom Oeſtro Rangiferino geplagt. Faun. Suec. 1052. Man nennt dieſes Inſekt: Rennthierfliege, Rennthierbremſe, Gebirgebremſe. Es iſt nicht viel größer als eine Weſpe, aber mehr gelb, rauch wie eine Hummel, und vollkommen ſo unruhig, als die allgemein bekannte Bremſe. Am lebhafteſten am Mittag bei heiterm Himmel und warmer Luft, ſobald aber Wolken die Sonne verdecken, oder ſie in Schatten kommen, werden ſie kraftlos, und fallen

auf

auf die Erde, da ſie liegen, bis ſie wieder von der Sonne aufleben.

Es giebt zwo Arten dieſer Bremſe. Die eine heißt bei den Lappen Pata Påtſko, die andere Sarko. Beinahe ſind ſie gleich groß, und darin unterſchieden, daß jene etwas dicker iſt, und hinten einen Schwanz zeigt, wenn ſie Schaden thun will. Die Sarko aber iſt kleiner, und hat keinen Schwanz. Pata Påtſko legt ihren Saamen oder die Kurbmamaterie auf den Rücken der Rennthiere, Sarko in die Naſenlöcher. Wenn P. P. ihre Eier von ſich geben will, fliegt ſie nicht, wie andere Bremſen und Fliegen, horizontal hin und her, ſondern perpendikular, als ob ſie in der Luft hienge, den Kopf aufwårts, das hintere End niederwårts, und nachdem ſie ſich einige Zeit ſo auf- und niederwårts bewegt hat, eine Elle oder zwo hoch in der Luft über dem Rennthiere, und bemerkt, daß ſie ſich mitten über demſelben befindet, ſo låßt ſie ſich in dieſer Stellung ſehr ſchnell auf das Thier herunter, und låßt durch ihren Schwanz, der faſt ſo lang als eine Stecknadel, und am Ende eben ſo ſpitzig iſt, ihren Saamen durch das Haar auf die Haut fallen, worauf ſie lange ſitzen bleibt,

bleibt, wenn das Rennthier ſie nicht mit ſeinem Geweihe wegtreiben kann.

Die Sarko hält ſich beſtändig vor den Naſenlöchern des Rennthiers, und weil ſie ihren Saamen nicht hinterwärts, ſondern durch den Mund von ſich giebt, ſo fliegt ſie horizontal vor dem Rennthiere, und gießt ihr Gift in die Naſenlöcher. Die Lappen ſagen, die Sarko komme nie dem Rennthiere ſo nahe, daß ſie ſich auf die Naſe ſetzen könne, noch vielweniger in die Naſenlöcher kriechen, ſondern blos durch das Odemholen des Rennthiers käme der Saame in die Naſenlöcher auf die Art: Wenn das Inſekt der Naſe ſo nahe kommt, daß es das Odemholen des Thiers empfindet, ſo gebe es einen Dampf oder was feuchtes von ſich, welchen das Rennthier durch Odemholen an ſich ziehe. So wunderlich dieſes ſcheint, kann man doch nicht wohl begreifen, wie es anders zugehe, weil das Rennthier das Inſekt beſtändig weit von ſich hält, theils damit, daß es den Kopf immer hin und her ſchwingt, theils daß es ihn gegen die Erde drückt, deswegen ſieht man das Inſekt nie näher als 2 Zoll von den Naſenlöchern.

Dieſe Sache mag nun zugehen, wie ſie will, ſo iſt es doch ganz gewiß, daß die Kurbmamaterie von dieſer Naſenbremſe, Sarko, in die Naſenlöcher des Rennthiers kömmt.

Sie erhält da ihren Platz im Kopfe des Rennthiers, nicht weit von den Naſenlöchern, wo ſich eine Menge ſammlet, innerhalb einer dünnen Haut, wie in einer Blaſe. Wie zeitig die Larven (Erucae) lebendig werden, kann ich nicht mit Sicherheit ſagen, doch berichten die Lappen, wenn ein Rennthier im Frühjahre irgend von einer andern Krankheit gefallen iſt, ſo ſind die Larven in ihrem Aufenthalte lebendig gefunden worden, alle kehren das ſpitzige Ende einwärts, wie nach einem Mittelpunkte, und das andere auswärts.

Wenn die Sonnenhitze am ſtärkſten iſt, im Julius und etwas vom Auguſt, wird dieſe Kurbmamaterie auf die Rennthiere geſetzt, ſowohl die auf dem Rücken, als die in die Naſenlöcher. Dieſe Larven, oder, wie wir ſie heißen, Kurbmer, ſowohl von P. P. als S. werden nach 9 bis 10 Monaten zeitig, da ſie im April abfallen.

Die Kurbmer von P. P. wird das Rennthier zu erwähnter Zeit los, ſo, daß es ſich dann und wann ſchüttelt. Die Kurbmer, welche ihr völliges Wachsthum erreicht haben, ſitzen mehr als zur Hälfte außer der Haut, werden alſo bald aus ihren Löchern los, und fallen auf den Schnee oder Erde.

Mit den Kurbmer von der Sarko haben die Rennthiere mehr Mühe, ſie aus den Naſenlöchern los zu werden. Es muß durch ſtarkes Schnieben und Nieſen geſchehen, wodurch die Haut, in welcher ſie zuſammengelegen haben, wie in einem Wurmneſte, geſprengt wird, und dieſe Menge nach einander ausgeblaſen wird. Wenn ſie ausgewachſen ſind, und auf das Erdreich niederfallen, ſind ſie faſt ſo groß als ein Schwalbenei, doch etwas ſchmäler und länger; ſie ſind nicht glatt, ſondern runzlicht, und haben 20 bis 30 Ränder oder Ringe um ſich, doch von einerlei Farbe mit der Kurbma.

Die Kurbma von der P. P. iſt weiß, die von der S. ſchwarz. Die erſte etwas dicker, die letztere dünner. Man kann nicht wahrnehmen, an welchem Ende der Kopf ſeyn wird; doch welches zuerſt durch die

Haut

Haut hervorkommt, iſt etwas ſtumpfer, und möchte wohl der Kopf ſeyn.

Die Kurbmer, welche von den Rennthiersrücken abfallen, haben ihre Stelle zwiſchen Fell und Fleiſch gehabt, aber nicht im Fleiſche ſelbſt. Eben ſo die, welche innerhalb ihrer Haut im Kopfe gelegen haben. Wenn ſie nicht auf den Schnee fallen, ſondern auf bloßes Erdreich, und die Witterung warm iſt, leben ſie ganze Tage, wie ſie aber ganz rund ſind, können ſie ſich nicht von der Stelle rühren; fallen ſie aber auf Schnee, oder iſt die Witterung kalt, ſo leben ſie nur kurze Zeit. Es ſcheint, als dauerte das Leben nur ſo lange in ihnen, als ſie warm ſind. Beim Aufſchneiden ſieht man in dieſen Kurbmer nichts anders, als eine weiße Materie wie Milch.

Es ſcheint, als erfröre ein Theil von ihnen, und einen Theil mögen Fliegen und Mücken verzehren. Man hat nichts anders geſehen, als daß ſie vertrocknet ſind, nachdem ſie einige Tage auf der Erde gelegen, und nichts anders nach ſich gelaſſen haben, als eine trockne Haut, in der die Kurbma gelegen hatte. Ohne Zweifel aber iſt etwas Junges daraus ausgekrochen.

Die-

Dieſe Kurbmer verurſachen jede von ihrer Art viel Schaden. Die von der Pata Pätſko verderben bekanntermaßen nicht nur die Haut, ſondern tödten auch viele Rennthiere, wo nicht von den alten, doch von den jungen, die man, nachdem die Kurbmer abgefallen ſind, auf dem Rücken wund ſieht.

Dieſe Kurbmerlöcher bleiben viele Wochen nach einander offen, zumal wenn kalte Witterung einfällt. Zu der Zeit fallen auch die Winterhaare ab, ſie werden dadurch meiſt haarlos, frieren deswegen, und ſehen ſehr übel aus. Die Lappen halten den Schaden etwas für erträglich, wenn ſie im Frühjahr bei dieſer Kurbmaſeuche nicht mehr als ein Viertheil ihrer jungen Rennthiere verlieren.

Die Kurbmer von der Sarko thun weniger Schaden, wenn ſie aber in ihrem Neſte in großer Menge vorhanden ſind, verurſachen ſie dem Rennthiere große Mühe beim Odemholen, bis die Haut, in der ſie beiſammen liegen, durch Nieſen zerſpringt, daß ſie ausgeblaſen werden, der Odem frei und offen wird 105).

5) Vie-

105) Der Pata-Pätſko iſt Oestrus Tarandi, der Sarko vielleicht Oestrus naſalis. In dieſer

5) Vielerlei Krankheiten, von denen dieſe Geſchöpfe leiden, werden in den ſchwediſchen Zeitungen erwähnt. (Inrikes Tidningarna 1768. n. 17, 18.) Die nehmen auch viel weg 106).

6) Wöl=

ſer Geſchichte iſt vieles nicht ganz richtig. Wir werdrn die Krankheit Kurbma aber gleich ſehr gut von Linné beſchrieben finden.

D.

106) Steno ſagt in ſeiner Anatome Rangiferi, daß in den Eingeweiden des Hirſchgeſchlechts häufig Waſſerblaſen gefunden werden, und von dieſer Krankheit ſpricht Herr Profeſſor Gravmann in ſeiner Abhandlung über die Franzoſenkrankheit des Rindviehes, Roſtock 1784. p. 28.

Linné zählt folgende Krankheiten der Rennthiere auf:

1. Oeſtrum, Kurbma der Lappen.
2. Vermiculi; Würmer im Gaumen und der Stirnhöle, wie bei Pferden und Schafen.
3. Vertigo, Ringſiuka. Wenn ſie ſich links herumdrehen, ſo halten die Lappen die Krankheit unheilbar, und ſchlachten die Rennthiere.
4. Anorexia.
5. Fiſſura mammarum.
6. Herpes ſ. Exanthemata.
7. Paronychia, Klöſſiuka.

8. Ga-

6) Wölfe, wenn ſie haufenweiſe beiſammen ſind, können auf einmal wohl hundert der jungen und ältern Rennthiere niederlegen, zumal wenn ſie unglücklicherweiſe ſolche zerſtreut antreffen, oder die Lappen ſicher geworden ſind, und ſie ohne Hütung gelaſſen haben.

Dieſes ſchädliche Thier iſt nach der Lappen Bericht ſo ſchlimm, daß, wenn es in die Heerde kömmt, und von Leuten und Hunden nicht gehindert wird, ſo treibt, würgt und tödtet es, ſo lange es einige Kraft hat, und hört nicht auf, Schaden zu thun, bis es ſo abgemattet iſt, daß es nicht mehr vermag.

Weil die Rennthiere nicht allein ein ganzes Volk unterhalten, das wenig andere Nahrung hat, als Viehzucht, ſondern noch dem gemeinen Weſen mit guten Waaren dienen;

8. Cachoete; Peckekattia - tacka; Kållſjuka: ein Geſchwür in den Schenkelmüskeln, iſt anſteckend.

9. Cachexia; Cubbo - tacka; Trånsjuka: Mjältſot. Linné et Hoffberg Diſſ. Cervus Rheno. Upſ. 1754. p. 20—22. S. Anmerkung 17.

D.

nen, als: Handſchuhen, Schuhen, Stiefeln, Häuten, Fleiſch und etwas Käſe u. ſ. w. habe ich denen zum Dienſte, welche das Rennthier nicht kennen, dieſen Bericht von ihm abfaſſen wollen. Und wie, ſoviel ich weiß, noch kein Vorſchlag eingegeben iſt, den großen Schaden der Kurbma entweder gänzlich oder doch zum Theil zu verhüten, ſo möchte vielleicht Jemand, der davon Kenntniß hat, auf Veranlaſſung dieſes Berichts einen mittheilen.

Aus dieſem Orte gehen jährlich 20 bis 30,000 Häute für die Bewohner des niedern Landes und die nördlichen Städte. Davon hat nun ein großer Theil Kurbmalöcher, wenn er bereitet wird, woraus man den Schaden betrachten kann. Nun bemerkt man zugleich, daß keine andere Häute verkauft werden, als von den Rennthieren, welche im September, Oktober, November und Hälfte des Dezembers ſind geſchlachtet worden, aber nicht in den letzten Wintermonaten, und die Lappen müſſen auch da zu ihrem Unterhalt ſo viel ſchlachten, als in den erſten, nämlich wenigſtens ein Rennthier die Woche für eine Haushaltung von 6 Perſonen. Dieſe Häute fangen alsdenn an von dem Kurbma ſo verderbt zu werden,

daß

daß ſie nicht mehr zu verkaufen ſind, ſondern meiſtens von den Lappen zu Betthäuten in der Hütte gebraucht werden, oder zu Decken auf die Schlitten. Hieraus zuſammen wird man verſtehen, daß der Schade größer iſt, als man ſich ihn insgemein vorſtellen mag. (J. Holſten ſchwed. Abhandl. Band 36. p. 129.)

Als ich im Jahre 1732 von der königlichen Sozietät der Wiſſenſchaften nach Norden hinauf geſandt wurde, und im Brachmonate nach Luleo = Lappland kam, waren alle Lappen, ihrer Gewohnheit nach, in die lappländiſchen Schneegebirge geflohen, weil ſie zu dieſer Jahrszeit ihre Rennthiere in den Wäldern nicht vor den Fliegen bergen konnten. Wie ich dahin kam, waren doch noch einige mit ihren Rennthieren zurückgeblieben, deren Hörner rauch, weich und voll Geblüte, und einem Polypo glich, ſie ſelbſt aber von Bremſen ſo geſtochen waren, daß das Blut an ihnen herunterlief. Uiberdem wurden dieſelben von den Mücken überall und ſo heftig geplaget, daß ſie täglich zu Hauſe kamen, und ſich bei der Lappen Hütten niederlegten, wo ſie ſich an dem Rauche, den die Lappen von angezündeten Schwämmen machten, ergötzten, welches ſo viel

viel Wirkung hatte, daß die Rennthiere vor ihrer grauſamen Feinde beſtändigen Anfällen eine kleine Weile Friede und Linderung haben konnten. Ich merkte gleich den erſten Tag, da ich in die Gebirge gekommen war, an dem Rennthiere, das den Eßkorb trug, und von dem Dollmetſcher geführet wurde, wie daſſelbige unterweges unzähligemal plötzlich ſtehen blieb, und mit aufgerecktem Haupte, ausgeſtreckten Ohren nnd ſtarren Augen, als ob es vom Schlage gerührt wäre, stockſtille ſtund, auch weder durch Ziehen, Dräuen, noch Schläge aus der Stelle gehen wollte, kurz darnach aber von ſich ſelbſt wieder zu gehen begonnte.

Den andern Morgen, nachdem ich auf den Gebirgen angekommen war, und meine Ruheſtätte oder Bette zwiſchen zwo Rennthierhäuten außen vor einer Lappenhütte aufgeſchlagen hatte, weil ich die Luft, die aus der Hütte kam, noch nicht vertragen konnte, wurden bei tauſend Rennthiere ganz frühe von Jungen und Hunden hervorgetrieben, und beides von alten und jungen Manns- und Weibsleuten gemolken. Hier wurde ich gewahr, wie die Rennthiere von einem unſichtbaren Feinde geplagt wurden; alle reckten ihre Köpfe zugleich in die Höhe, ſperre-

ten die Augen und Ohren auf, ſtampften mit den Füſſen, und ſtunden eine Weile ganz beſtutzt und ſtille, fiengen aber ihre vorige Bewegung ſo geſchwinde und zugleich von neuem wieder an, daß eine Kompagnie Soldaten ihre Handgriffe nicht hurtiger und fertiger hätte machen können; und dieſes thaten ſie wohl über hundertmal. Nachdem ich ſolches zweimal nach einander geſehen, fragte ich die Lappen, was den Rennthieren ankäme? Dieſe antworteten, daß die Fliegen ſie beunruhigten. Endlich, nachdem ich lange und genau darauf Acht gegeben, wurde ich einige Fliegen gewahr, die vor- und rückwärts in der Luft herumflogen. Da nahm ich mir vor, einige davon zu fangen. Wie die Lappen dieſes ſahen, kamen ſie mir zu Hilfe, ſo, daß ich in kurzem vier bis fünf Stück erhielte. Ich ſetzte mich ſofort nieder, dieſelben zu zerlegen und zu beſchreiben, da ſich denn die Lappen um mich herumſtellten, und ſich über mein Papier, Feder, Dinte und Schreibart ſehr verwunderten.

Ich fand demnach, daß dieſes Inſekt eine Fliege war, die ihrer Geſtalt nach einer Hummel ſehr ähnlich, auch dabei eben ſo groß und überall rauch war.

Der Kopf war ſchwarz und rauch; ſie hatte große glänzende ſchwarze Augen: der Zwiſchenraum derſelben war auch ſchwarz, unter den Augen aber war ſie bleichgelb.

Die Bruſt war groß und rauch; allein ſowohl nahe am Kopfe, als auch unten nach dem Bauche bleichgelb, ſo, daß das Schwarze wie ein Streif um die Bruſt herumgieng.

Der Magen war, ſeiner Bildung nach, wie ein Ei, etwas eingedrückt, nächſt der Bruſt bleichgelb, ſonſt aber überall bleichgelb und rauch.

Der Flügel waren zween, weiß und durchſichtig, und ſo lang, als der Magen, lagen auch mit der inwendigen Seite über den Magen, etwas übereinander gefalten.

Sie hatte vier rauche und ſchwarze Schenkel. Die Beine und Füſſe waren bleich, und beſtunden aus fünf Theilen. An jedem Fuße waren zwo ſcharfe und ziemlich große Klauen, mit einer kleinen Haut unter jeder Klaue, und einem Haare zwiſche den Klauen.

Der Hörner waren zwei ſehr kurze.

Der Mund klein, ohne Zähne, oder einig ſonderlich Gebiß.

Die Balancierſtangen ſchloſſen zur Seite der Bruſt und des Magens zuſammen, und waren mit einem kleinen Häutchen umkleidet.

Der Schwanz ſtreckte ſich nicht außer dem Leibe; er hatte weder eine Zacke, noch etwas anderes dergleichen Spitziges oder Scharfes; ſo fand man auch in dem Munde kein ſcharfes Gebiß. Ich gerieth daher in die größte Verwunderung, woher es doch käme, daß die Rennthiere vor einem ſolchen Geſchöpfe ſo furchtſam flöhen, von dem ſie doch nicht verſehrt werden könnten! Da ich den Magen klemmete, gieng der Schwanz heraus, wie bei unſern gewöhnlichen Fliegen. Er hatte viele kegelförmige oder länglichtrunde Theile, bald wie ein Perſpektiv, deren eines in das andere gieng, und von dem Inſekt ſelbſt eingezogen und ausgeſtrecket werden konnte, hatte aber ganz und gar kein verwundendes Inſtrument. Zween Tage darnach, da ich die Rücken der Rennthiere mit ihren vielen Bremſenbeulen beſichtiget hatte, wurde ich gewahr, daß alle

Brem-

Bremſenbeulen in der Mitte eine enge Oeffnung hatten, die ſo groß war, daß man leicht eine Gänſefeder hätte dareinſtecken können, wenn ſolches nicht inwendig etwas zurückgehalten hätte. Einige Löcher waren noch doppelt ſo groß. Ich merkte, daß im Grunde ſolcher Löcher gleichſam eine ſchwarze, ausgeſpannte und erhabene Haut war, und drückte daher mit dem Finger ganz hart auf die Bremſenbeule. Das Rennthier konnte ſolches gar nicht vertragen. Es wurde aber feſt gehalten, ſo, daß ich mit dem Finger noch härter darauf drückte, bis daß eine

Puppe herauskam, die wie ein Ei ausſahe, anbei ſo groß wie eine Eichel und weiß, an demjenigen Ende aber ſchwarz war, womit ſie an dem Loche geſeſſen hatte. Der ganze Körper war mit ringförmigen und krauſen Rändern beſetzet.

Ich legte dieſelben mit Rennthierhaaren in eine kleine Schachtel, um zu ſehen, ob ſie ſich verwandeln ſollte. Weil ſie aber allzuſehr gedrückt worden, und eine zu frühzeitige Aftergeburt war, verdarb dieſelbe, und treugete zuſammen.

Hierauf öfnete ich nach einigen Tagen wieder eine Bremſenbeule an einem andern Rennthiere, und nahm das Ei an der Seite des Loches ſo behende heraus, daß ich die Puppe ganz behalten, und ohne Fehl bekam; da floß viel Blut aus der verletzten Bremſenbeule, und endlich alle Tage ein Serum, welches wie das Eiter (pus) einer Fiſtel war, heraus, desgleichen auch an dem Rennthiere geſchahe, davon ich bereits zuvor gemeldet habe. Dieſe Puppe wurde ebenfalls in Rennthierhaare in meine kleine Schachtel, die ich bei mir trug, eingelegt. Nach Verlauf zweener Tage, da die Schachtel geöfnet wurde, lag die Fliege darin ausgebrütet, woraus ich augenſcheinlich erkannte, daß es ebendieſelbe Art wäre, wovon zuvor Erwähnung geſchehen iſt.

Nach dieſem merkte ich an dem Rennthiere, welches jeden Tag, da wir reiſeten, meine Kleider trug, und von dem Dollmetſcher vor mir hergeführt wurde, daß dieſe Fliege uns ganzer drei bis vier Stunden lang in einem Stücke folgte, und allezeit gerade gegen des Rennthiers Rücken, oder unmittelbar hinter demſelben flog. Sie hielt den Schwanz beſtändig gerade ausgeſtreckt, und trug auf dem äußerſten Ende deſſelben

ein weißes Ei, ſo groß als ein kleines Senfkorn. Ich hatte mein größtes Vergnügen darüber, da ich dieſe Fliege, gleichſam als meine getreue Reiſegefährtin, den ganzen Tag fliegen, und oft mehr, als ich es ſelbſt war, inſonderheit, wenn die Luft kalt, ermüdet ſahe. Sie gieng mit ihrem Ei ſo vorſichtig und behutſam um, daß ſie ſich daſſelbe auf des Rennthiers Rücken zu werfen nicht getrauete, wo daſſelbe nicht eine Weile ſtille ſtehen blieb, ließ es aber doch oft bei der Seite niederfallen. Sie war ſo eigenſinnig, dem Rennthier zu folgen, daß ſie zuletzt ganz ermüdete, und für Mattigkeit auf die Schneegebirge niederfiel, daß man ſie mit den Händen greifen konnte, als wenn ſie ganz todt wäre; bald darauf aber, wenn ſie kaum eine Minute auf dem Schnee gelegen, und gleich einer matten Biene verſchnaubet hatte, flog ſie auf den nächſten grünen Platz, wo ſie etwann anderthalb Minuten ausruhete, ehe ſie wieder aufflog, und ihrem lieben Rennthiere auf dem Fuſſe nachzufolgen von neuem anfieng.

Wenn die Rennthiere des Morgens und Abends, nachdem ſie vorher gemolken worden, auf die Weide getrieben wurden, war es eine Luſt, den Wettſtreit zwiſchen den

Hunden, Hirten und den Rennthieren anzuſehen, denn die Rennthiere giengen öfters erſt ſechs bis achtmal um die Hütte herum, ehe man dieſelben nach der Weide treiben konnte, wohin ſie die Hirten haben wollten. Die Rennthiere wollten dem Winde entgegen, der Hirt aber, daß ſie den Weg gehen ſollten, wohin der Wind wehete. Ich wollte faſt rathen, das Rennthier habe gedacht, dieſe verdrüßliche Fliege würde ihm leichtlich wieder nachfolgen, wenn es mit dem Winde gienge, gienge es aber eilig gegen den Wind, ſo würde dieſe kleine elende Kreatur eher müde werden, wenn ſie gegen den Wind arbeiten müßte, und für ihre eigenſinnige Liebe keine Erleichterung erlangen könnte. Dagegen gedachte der Hirt: daß, wenn das Rennthier gegen den Wind angienge, daſſelbe ſeiner alten Gewohnheit nach den ganzen Tag ohne Futter ſpringen, und ihm niemand nachkommen würde; gienge es aber dagegen mit dem Winde, ſo würde es den ganzen Tag über träger und ſäumiger ſeyn: wiewohl kein Lappe wußte, daß dieſe Fliegen der Beule (oder Kurbma, wie ſie es nennen) des Rennthiers nachgiengen.

Hier könnte man mit Verwunderung des Schöpfers Meiſterſtück erkennen.

Wie derſelbe dieſe kleinen Fliegen bewaffnet, und gleich denen Lappen in ihren Rennthierpelzen rauch erſchaffen, damit ſie in dieſen kalten nordländiſchen Schneegebirgen nicht zu tode frieren möge.

Wie Gott für ihre kleine Brut den ganzen Winter hindurch ein reichlich Futter zubereitet, angeſehen ſie von der Rennthiere warmen Blute als eine Frucht im Mutterleibe erhalten werden.

Wie Gott für dieſer elenden Thierchen Winterlager auf eine ihnen überaus bequeme Weiſe geſorget, da er ſie zwiſchen Haut und Fleiſch auf einen Körper, das iſt auf eine laue Stelle, da weder zu ſtarke Wärme noch Kälte iſt, geſetzet. Wie Gott des Rennthiers Rücken und nicht deſſelben Seiten oder Bauch dazu erſehen, daß daſſelbe, wenn es ſich niederleget, ſie nicht zerdrücken könne.

Wie der Schöpfer hingegen das Rennthier mit ſo dichten Haaren bekleidet, daß keine Kreatur daſſelbe darin übergehet. Wovon es kömmt, daß, da die Haare des

Sommers am längſten ſind, und ausfallen ſollen, ſelbige auf den Rücken alle in die Höhe ſtehen, und hier und da von der Haut losgehen. Wenn nun die Fliege zu der Zeit ein Ei auf des Rennthiers Rücken fallen läßt, ſo fällt es zwiſchen den aufrecht ſtehenden Haaren auf die Haut nieder. Da wird es gleich einer kleinen Ritze allmählig ausgebrütet, die ſich nach und nach einnaget, bis ſie zwiſchen Haut und Fleiſch kömmt, wo ſie endlich ſitzen bleibt. Eben um dieſe Zeit ſind der Renuthiere Hörner von neuem ausgewachſen, annoch rauch, und an den Spitzen oder Enden ganz weich, und ſo empfindlich, daß das Rennthier, wo es im geringſten angerührt wird, ſolches nicht vertragen, viel weniger dieſen nagenden Wurm damit vertreiben oder abſchütteln kann.

Wie wunderbar aber erhalten nicht dieſe Fliegen ihren Aufenthalt und Nahrung, ſo ihnen ein für allemal zufließet! Ich weiß mir die Sache nicht anders vorzuſtellen, als ein Fontanell: wenn z. B. ein Wundarzt an des Menſchen Arme oder Beine eine Oefnung macht, heilet die Wunde bald wieder zu, wo ſich nichts darinnen befindet, das, ſeiner Art nach, ſich mit des Menſchen Körper nicht vergleichen läßt. Wenn man alſo eine

eine Erbſe in die Wunde legt, ſo hält ſich dieſelbe offen, bis die Erbſe verfaulet iſt. So lange man nun die Wunde nicht zugeheilet haben will, leget man täglich eine friſche Erbſe darein, und nimmt die alte wieder heraus; alſo gehet es auch hier, wenn der kleine Fliegenſamen ſich zwiſchen Fell und Fleiſch eingenaget, ſo kann es nicht heilen, bis daß dieſer Saame verdorben, welches nicht geſchiehet, weil das Inſekt hier ſeinen Lebensunterhalt hat.

Wie wunderſam kömmt auch dieſe Fliege nicht aus ihrem engen Neſte! Denn das Loch in der Haut wächſet nicht zu, ſo lange ein fremdes und mit derſelben keine Uibereinkunft habendes Weſen darin liegt. Und wie die Made der Fliege allgemächlich wächſet, und die Haut dadurch erhöhet und ausgeſpannet wird, alſo wird auch das Loch von Tage zu Tage größer, wodurch die Made die Luft und den freien Odem behält, ſo lange ſie in dem Rennthiere liegt.

Wie wunderlich wird dieſelbe nicht aufgebracht! welches alſo geſchiehet, daß die Made, wenn ſie ſich wendet, den Schwanz voraus ſtreckt, und wieder einziehet, bis ſich der Umfang des Eies erweichet und ausdeh-

net,

net, da alsdenn die Brut auskreucht, ſich verbirget, zuſammen trocknet, berſtet, und zu einer Fliege wird.

Außer dieſem allen aber, gerieth ich in die alleräußerſte Verwunderung, da ich auf die große Sympathie und Antipathie dachte, die zwiſchen dieſen Thieren und den Rennthieren iſt: daß letzteres, welches ein ſo großes und ſtarkes Thier, das ſich mit ſeines gleichen auf das heftigſte ſchlagen kann, und ſich wohl gar die Hörner gegen die Lappen ſelbſt zu wenden unterſtehet, ſich für einer elenden Fliege, die nur zwei oder drei Wochen lebt, und die es mit einem einzigen Schlage ſeines Schwanzes zu tödten vermag, ſo heftig entſetzen und fürchten kann. Daß dieſe Fliege weder Stachel noch Gebiß hat, womit ſie ihm den geringſten Schaden zufügen könnte; und gleichwohl ſoll das Rennthier eine ſolche Furcht für derſelben haben, daß es aus den lappländiſchen Ebenen auf die höchſten Schneegebirge und Felſen fliehet, und ſich den ganzen Tag aus dem Schnee herunterzugehen und ſeinen hungrigen Magen zu befriedigen nicht wagen darf, ſondern beſtändig mit aufgeſperrten Augen, geſpitzten Ohren und vorgeſtrecktem Halſe gleichſam auf der Wache ſtehet, ſtrampfet,

ſchnau=

ſchnaubet, den Leib erſchüttert, und beſtän-
dig mit dem Schwanze ſchlägt. Wer hat das Rennthier gelehret, daß dieſe Fliegen ihm einigen Schaden thun? Da hingegen die Fliege ein ſo innerliches Verlangen nach demjenigen, das vor ihm läuft und fliehet, trägt, daß ſie die wenigen Tage über, die ſie lebet, ihre beſte Lebenszeit ſonder Ruhe und Erleichterung zubringet. Sie vergißt Eſſen und Ruhe, und flieget ganze Tage in gutem und böſem Wetter ihrem lieben Rennthiere nach; ſie folget ihm ſo unverdroſſen, daß ſie endlich auf dem Schnee niederfällt, und ſo müde iſt, daß ſie nicht das Geringſte ihrer Glieder rühren kann. Dieſes thut ſie allein darum, daß ſie nur ein kleines Ei auf des Rennthiers Rücken möge fallen laſſen, unerachtet ſie ſo viele Eier in ihrem Stocke hat, daß, wenn von allen denjenigen, die eine einzige Fliege trägt, jedes abſonderlich auf eines jeden Rennthiers Rücken geworfen würde, kaum ein ganzes Regiment Rennthiere dazu hinlänglich seyn würde.

Es wolle ſich niemand darüber wundern, daß ich mir unter ökonomiſchen Abhandlungen eine ſo geringe Materie, als eine Fliege iſt, zu beſchreiben vorgenommen; nur der

der Schade und die Ungelegenheit, welche ein ſo kleines Ungeziefer allen Lappländern verurſachet, hat mich dazu angereizet; denn

Erſtlich müſſen alle Lappen, die in Lappland wohnen, alle Sommer im Brach-Heu- und Erntemonat wegen dieſer Fliege ihre Heimat verlaſſen, und ihre Zuflucht in die Schneegebirge nehmen, wenn ſie auch nur 10 bis 14 Meilen davon wohnen, daferne ſie ihre Rennthiere ſchützen und beſchirmen wollen, maßen dieſelben ſonſt von Fliegen ſo ausgemergelt werden, daß ſie kaum zuſammenhangen können.

Ferner verurſachen auch die Fliegen ſoviel, daß die Rennthiere die wenigen Sommertage über, da ſie ſonſt die beſten Kräfte ſammeln ſollten, ſelbſt in dieſen Gebirgen nicht wieder zunehmen, oder zu Fleiſch kommen können, weil dieſelben entweder faſt ganze Tage auf den Schneegebirgen ſtehen müſſen, oder wenn ſie ja von den Hirten in die Weide getrieben werden, nichts anders thun können, als die Fliegen von ſich zu jagen. Weshalben auch nicht allein die Rennthierkühe weniger Milch geben, ſondern auch die Ochſen ſo matt werden, daß ſie keine Kräf-

te

te mehr haben, Laſten zu ziehen oder zu tragen.

Uiberdies werden auch die Häute derſelben dadurch verdorben; denn wo eine Bremſenbeule geweſen, da bleibet ein Loch oder Narbe, welche nimmer vergehet, welches den Preis der Felle nicht wenig verringert.

Endlich ſtirbt auch wohl der dritte Theil der Rennthiere an dieſen Bremſenbeulen, welche die Lappländer Kurbma nennen, inſonderheit wo ſie in dem andern Jahre ſind, da ſie die größte Plage davon empfinden. Hieraus iſt nun zu erkennen, was den Lappländern für Nutzen daraus erwachſen würde, wenn Jemand ein gutes und bequemes Mittel dafür erfinden könnte; inſonderheit, da der Lappen ganze Haushaltung, Glück und Reichthum in der Menge ihrer Rennthiere beſtehet: denn in Lappland pflegt man allezeit nur zu fragen, wie viel ein Lappländer Rennthiere habe, wenn man wiſſen will, wie reich er ſey.

Wenn ſie gleich der Rennthiere Rücken währender Zeit, da die Fliegen ihre Eier fallen laſſen, welches nur im Heumonat zu geſchehen pfleget, mit einer kleinen Decke ver=

verwahren wollten, ſo iſt ſolches bei ihnen doch nicht leicht thunlich, weil ſie ſich auf die Weberei nicht verſtehen, und gleichwohl öfters 5 bis 700 Rennthiere haben.

Wollte man die Bremſenbeule mit einer Nadel aufſtechen, und alſo die Puppe tödten, ſolches wäre beſſer; ich habe dieſes auch gethan, und befunden, daß die Beule nachher wie eine Fiſtel ausgelaufen, welches doch auch vielleicht das Rennthier zu viel abmatten möchte.

Den Rücken mit etwas dieſe Zeit über zu ſchmieren, würde auch nichts helfen, weil alsdenn die Haare ausfallen.

Unſer erfahrner Linder ſchreibet in ſeinem Buche von den Franzoſen S. 2., daß ein gelehrter Mann, Zach. Piautin, ihm geſagt, daß die Rennthiere jährlich die Pocken oder Blattern hätten; es iſt aber aus obigem klar zu erkennen, daß die Narben auf dem Felle nicht von Blattern ſondern von den Fliegen entſtehen.

Der Herr Reaumur vermeinet, daß dieſe Fliegen ihre Eier vermittels eines Stachels einſtecken. Ich aber kann dieſes nicht ſo leicht glau=

glauben: denn erſtlich findet man keinen Stachel in dem Schwanze; für das andere bekommen der Rennthiere Kälber den erſten Winter über keine Beulen, welches daher rühret, weil die Rennthierkälber, welche im Frühjahre gefallen, glatte Haare haben, die ſich ganz den Rücken hinabſchließen, weshalben kein Ei im Heumonate auf ihnen haften kann; welches aber um ſo viel mehr den Sommer darauf geſchiehet, wenn ihnen die Haare ausfallen, wovon dieſelben auch den folgenden Winter deſto eher darauf gehen.

Herr Reaumur glaubet nicht, daß dieſe Beulen dem Viehe Schaden thun. Die Lappen aber werden am beſten hierauf antworten können, welche oft den dritten Theil ihrer Rennthiere durch das Kurbma verlieren.

Die Fliege, die ich zu Paris bei dem Herrn Reaumur ſahe, und aus einer Bremſenbeule eines Viehes gekommen war, gliche ſich ihrer ganzen Geſtalt nach derjenigen, von der ich oben erwähnt habe, wiewohl ſie etwas kleiner als die in Lappland war. Und ſo ſind auch die, ſo ich hier unten in Schweden gefunden. Hieraus lernet man,

daß ſie in der Größe unterſchieden ſeyn, wie die Thiere, auf welchen ſie wachſen.

Die wilden Rennthiere in Lappland und den Dahlgebirgen haben ſelten ſolche Bremſenbeulen, welches vielleicht daher kommt, daß ſie ſie ſich zur Sommerszeit nach ihrem eigenen Triebe am beſten berathen können 107).

Von dieſer Art Fliegen geſchiehet in meiner Flora Lapponica Erwähnung, pag. 360. 361. 362. 363.

In dem erſten Quartal habe ich die Figur derſelben herausgegeben, Tab. 2. Fig. 5. 6.

Reaumurs Hiſt. inſect. Tom. 5. p. 527. bis 38. Fig. omnes 108). Linné Schwed. akad. Abhandl. I. Band, p. 145.

Der

107) Der Herr Triewald räth gegen dieſe Krankheit, ebend. p. 158. den Rücken der Thiere mit Theer, wie bei andern Thieren, zu beſchmieren.

D.

108) Oeſtrus (Tarandi) alis immaculatis, thorace flavo faſcia nigra, abdomine fulvo apice flavo.

Der Graf Mellin hat eine ſo vorzügliche Beſchreibung und Zeichnung von einem zahmen Rennthiere in den Schriften der berliniſchen Geſellſchaft bekannt gemacht *), daß ſie hier nicht übergangen werden kann. Der Herr Graf ſagt:

Der Rennhirſch, den ich zu ſehen und zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, iſt aus Petersburg nach Stettin gekommen, von wo ihn Se. K. H. der Herr Markgraf zu Schwedt erhalten haben. Sein Vaterland iſt das ruſſiſche Lappland, und ich weiß nicht, ob dieſer Theil von Lappland dem Rennthierwildpret vortheilhafter und angemeſſener iſt, als der, welcher Schweden gehöret, oder ob dieſer Rennhirſch hierinnen

flavo. Linné Syſt. nat. ed. XII. tom. I. p. 969. n. 2. Fauna ſuec. I. n. 1025. ed. II. n. 1731. Act. Upſal. 1736. p. 31. n. 23. Berl. Samml. VIII. 35. N. Schauplatz d. Nat. VII. p. 92. Onomat. hiſt. nat. V. p. 676. u. ſ. w.

Am beſten iſt dieſe Bremſe in der Flora lappon. a. a. O. beſchrieben.

O.

*) S. 4. Band der Schriften der Berl. Naturf. Fr. S. 128. Tab. 5—8.

O.

als eine Rarität in der Art anzuſehen iſt; ſoviel aber iſt gewiß, daß dieſer Rennhirſch mir um ein merkliches größer zu ſeyn ſchien, als die, welche König Friederich I. aus Schweden erhalten hatte, und die in der königlichen Kunſtkammer zu Berlin ausgeſtopfet ſtehen. Ich glaube mit ziemlicher Gewißheit aus dem Gehörne muthmaßen zu können, worüber ich in der Folge mich näher erklären werde, daß dieſer Rennhirſch, wie ich ihn ausgemeſſen habe, dreijährig zu Ende Mai geweſen war, und ſein drittes Gehörne trug. Er war zu Ende des Septembers, nachdem er gefegt hatte, und ſeine Feiſtzeit anfieng, von mir ausgemeſſen worden. Seine größte Länge betrug, wie man aus nachfolgender Ausmeſſungstabelle ſehen wird, 6 Fuß 2 Zoll und 2 Linien, die Höhe des Vordergeſtelles 3 Fuß 10 Zoll 6 Linien, und des Hintergeſtelles 3 Fuß 7 Zoll 7 Linien. Er hatte mithin mit einem Hirſch von 10 Enden, den ich ausgemeſſen, und welcher in der Länge von der Naſe bis zum Weidloche a) gemeſſen, 6 Fuß 4 Zoll, die Höhe des Vordergeſtelles 3 Fuß 6 Zoll 6 Linien, und des Hintergeſtelles 3 Fuß 10 Zoll

a) Das Weidloch heißet bei den Jägern die Oefnung, wo die Loſung herausfällt.

Zoll 5 Linien war, alſo hierinnen im umgekehrten Verhältniß mit dem Rennhirſch ſtand, einerlei Größe. Ohne ſich durch Ausmeſſung von dergleichen Größe eines Rennhirſches und eines jagdbaren Hirſches von 10 Enden überzeuget zu haben, ſollte man dem Augenſchein nach dieſes in Zweifel ziehen, und erſteren für weniger hoch und groß als letztern halten. Denn weil der Rennhirſch merklich ſtärker an Wildpret als der Rothhirſch iſt, ferner eine nicht vortheilhafte Stellung hat, indem er den Kopf niederſinken läſſet, da ihn der Edelhirſch ſtolz empor träget, ſo lieget hierinnen wohl der Grund, daß der Edelhirſch dem Augenſchein nach für merklich größer wird gehalten werden, als es der Rennhirſch iſt.

Der Rennhirſch hat im Winter in ſeiner beſten Feiſtzeit ſein Gehörne abgeworfen, und zwar Anfang des Januars, und ſetzet er an deſſen ſtatt wieder Kolben auf, eben wie der Edelhirſch, die wie bei dieſem weich, und mit eben einer ſolchen plüſch = oder dannenartigen Haut oder Baſt bedecket ſind, und ſo wie bei dieſen ſich die Farbe des Baſtes nach dem Haar des Hirſches richtet, ſo, daß weiße Hirſche weißen Baſt, und rothe Hirſche rothen Baſt haben, ſo iſt auch

der Baſt bei dem Rennhirſch von eben der ſchwärzlichgrauen Farbe, wie das Haar, welches ſeinen Kopf und Rücken bedecket. Ausgangs Julii iſt ihm das Gehörne verecket, das heißt, es iſt unter dem Baſte zu ſeiner vollkommenen Härte und Größe gelanget, dergeſtalt, daß er in den erſten Tagen des Auguſts feget, oder das Gehörne von dem rauhen Baſt, der es bedecket, entlediget. Edward hat in ſeiner Geſchichte der Vögel b), woſelbſt er unter dem Namen eines grönländiſchen Damhirſches eine ſehr fehlerhafte Abbildung eines Rennhirſches gegeben hat, eine Beſchreibung dieſes Thiers hinzugefüget, worinnen er das ſeltſame Verſehen begehet, dieſen Baſt oder plüſchähnlichen Uiberzug der Kolben für ein bleibendes Charakter anzugeben, da er doch aus der Analogie aller übrigen Arten von Gehörne hätte leicht vorherſehen können, daß dieſer Baſt, wenn das Gehörne ſeine Vollkommenheit erreichet hätte, würde abgeſchlagen oder gefeget werden. Eines Naturkündigers falſche Schlüſſe und Bemerkungen ſind deswegen für die Naturgeſchichte gefährlich, weil, wenn dieſelbe einigen Ruf ausgebreiteter Kennt=

b) Edward Hiſtoire des oiſeaux. Seite 51.

Kenntniſſe in der Natur hat, gleich mehrere Nachbeter findet, die ſeine unrichtige Bemerkungen vervielfältigen und nachſchreiben; ſo nimmt Grew bei Beſchreibung des Kabinets der Londner königlichen Sozietät dieſen Baſt auch für einen Charakter des Gehörnes ſeines grönländiſchen Rehbocks, Caprea Groenlandica, an, welcher auch kein anderes Thier als der Rennhirſch iſt. Seligmann c) hat dieſen Fehler dadurch verbeſſert, daß er bei Beſchreibung ſeines grönländiſchen Rehbocks, welchen er Cervus Rangifer Groenlandicus nennet, ſaget: „Es habe, was „das Gehörne anbelanget, ſeine Vollkom„menheit nicht, indem es noch jung ſey, „und wäre mit einer plüſchähnlichen brau„nen Haut überzogen.“ Er berufet ſich in Abſicht der Form auf ſeine Figur, die aber darinnen mangelhaft iſt, daß das Gehörne zu weit vorwärts über gekrümmt erſcheinet, auch mangelt ſeiner Figur der Bart, der Kopf iſt zu kurz und zu dicke, und die Farbe iſt röthlich, und am Bauche weißgrau ausgemalet, welches, wie wir in der Folge bei Beſchreibung des Rennhirſches ſagen wer-

 den,

c) Seligmanns Sammlung verſchiedener ausländiſcher und ſeltener Vögel, mit illuminirten Abbildungen, IIter Theil, Tab. CI.

den, ebenfalls ganz anders iſt. Das Gehörne des Rennhirſches beſtehet zwar aus eben den innern Beſtandtheilen, als diejenigen, welches die rothen und Damhirſche tragen, die äußere Geſtalt aber iſt ganz verſchieden. Es iſt von heller gelblichbrauner Farbe, ohne alle Perlen und Furchen, auch noch weniger gereifet, als das vom Damhirſch. Die Stangen ſind ſehr lang und ſehr dünne, und die Enden ſtehen, den Eisſprießel ausgenommen, ganz horizontal. Dieſes Ende iſt bei den alten, auch ſchon bei den drei- und vierjährigen Damhirſchen ſehr lang in Verhältniß gegen die übrigen, ſtehet aufwärts gekrümmt, und wird oben an der Spitze breit und ſchaufelartig, ſo wie ebenfalls der obere Theil der Stangen faſt wie bei dem Damhirſch erſcheinet. Er beſtehet eben wie bei dieſen aus einer Schaufel, die aber an der Stange nicht weit herabreichet, auch mit längern und rundern Enden am Rande gezieret iſt. Ich vermuthe aus der Gleichheit des Gehörnes des Rennhirſches mit den Schaufeln des Damhirſches, daß er eben auf die Art und in noch kürzerer Zeit zu einem vollkommnen weiten und prächtigen Gehörne gelange. Der Damhirſch iſt, wenn er fünf Jahre zurückgelegt hat, vollkommen erwachſen, und nimmt weder an

Hö-

Höhe noch an Stärke des Wildprets mehr zu, obgleich ſeine Schaufeln, die alsdenn ſchon groß und prächtig ſind, ſich noch viele Jahre hindurch immer breiter, und mit mehreren und beſſer ausgebildeten Enden zeigen; der Rennhirſch, welcher, nach dem Zeugniß aller Reiſenden, nach dem vierten Jahre nicht mehr weder an der Höhe noch Breite zunimmt, muß alsdenn auch ſchon ein völlig ausgewachſenes Geweihe zeigen, ob es gleich noch bis in das zwölfte oder dreizehnte Jahr fortfahren mag, immer in der Länge, Vielheit der Enden und Breite der Schaufeln zuzunehmen. Ich vermuthe alſo, daß der Rennhirſch im erſten Jahre ein Spießer, im zweiten ein Hirſch von acht Enden, (Tab. II. Fig. I.) und daß er im dritten Jahre ſey, wenn er an den Eisſprießeln Schaufeln zeiget 109), und ein ſolches Gehörne aufgeſetzet hat, wie das, welches ich auf der erſten Tafel bei Abbildung des Rennhirſches vorgeſtellet habe. Der Augſproſſe, welcher das Ende zunächſt am Kopfe iſt, raget nicht

 ſo

109) Herr Holſten ſagt, daß die Enden weder in der Zahl noch der Stellung verändert werden, daß man das Alter daraus ſehen könne. S. bei Anmerk. 97*.

D.

ſo weit hervor, als das Ende, welches gleich über jenes ſtehet, und bei den übrigen Hirſchgehörnen der Eisſprießel genannt wird. Hier hat er die Geſtalt einer gerade vorſtehenden Schaufel, und ſcheinet die Bildung des Gehörnes und der mit Schaufeln verſehenen Eisſprießeln ziemlich klar zu zeigen, daß die Natur dem Rennhirſch das Gehörne nicht ſowohl zur Vertheidigung gegeben habe, als vielmehr zu einem Werkzeuge, um im Winter den Schnee von den Orten wegzuſchlagen, wo der Lichen, eine Art ſehr nahrhaften Mooſes, unter demſelben wächſet, und das ihm zu ſeiner vorzüglichſten Aeſung (Nahrung) im Winter dienet. Die Reiſenden, welche uns Beſchreibungen von Lappland und dem Rennwildpret geben, ſtimmen alle darüber überein, daß ſie gegen die Anfälle der Wölfe und anderer Raubthiere ſich mit den Vorder- und Hinterläufen wehren, und daß dieſes weit wirkſamere Waffen ſind, als ihre Gehörne. Weil das Auſſetzen des Gehörnes gerade zu einer Zeit trift, wo der Rennhirſch ſehr ſchlecht an Wildpret, und durch die Hitze des Sommers eben ſo ſehr, als durch die Enderlinge, Fliegen und Mücken geplaget wird, ſo iſt es kein Wunder, daß auch ſein Gehörne weit langſamer zu ſeiner Vollkommenheit gelan-

langet. Er bringt beinahe acht Monate damit zu, von der Zeit an zu rechnen, da er in den erſten Tag des Januars abwirft, bis im Auguſt, da er feget. Der Roth- und Damhirſch verrichtet dieſes in weit kürzeer Zeit, weil er zugleich ſich mit überflüſſiger Aeſung zu Ende des Frühlings und im Sommer füllen kann, die, voll der nahrhafteſten Beſtandtheile, das Wachsthum des Gehörnes ſehr beſchleunigen können. Die Rothhirſche werfen im März ab, und fegen im Julio, alſo in vier Monaten, und die Damhirſche, die, indem ſie bei ihrer Aeſung weniger wählen, auch verhältnißmäßig zu jeder Jahreszeit beſſer an Wildpret ſind, haben in drei Monaten ihr neues Gehörne vollkommen; ſie werfen nämlich Ausgangs Mai ab, und fegen in den erſten Tagen des Septembers.

Nachdem der Rennhirſch gefeget hat, verfärbet er ſich, bekommt ein ſchönes, ſehr dichtes und kurzes Haar, welches am Kopf, auf dem Rücken, am Bauch und an den Läuften dunkel, Schieferfarbe, am Halſe zwiſchen den Augen und dem Roſenſtock, (die Erhabenheit, worauf das Gehörne ſtehet) am Bart aber weiß war. Es verdienet als etwas beſonders angemerkt zu werden,

daß

daß bei dem Rennhirſch die Naſenhaut, welche faſt bei allen andern Thieren glatt und feucht iſt, mit ganz kurzen weißen und grauen Haaren von der Natur dicht überzogen worden, und ſcheinet ſie dabei den Endzweck gehabt zu haben, ſie dadurch wider den heftigen Froſt und der Kälte verwahren zu wollen, welcher ihr um ſo gefährlicher hätte ſeyn können, weil er unter dem Schnee ſeine Aeſung ſuchen muß 110).

So wie ſich der Rennhirſch verfärbet hat, fängt er an, wie unſere Roth- und Damhirſche, Feiſt (Fett) anzuſetzen, und obgleich bei dieſem zahmen Rennhirſch die Aeſung immer dieſelbe blieb, an Wildpret dergeſtalt zuzunehmen, daß er dem feiſteſten Hirſch nichts nachgab. Der Hals wurde ihm dicke, und das kurze Wildpret (die Hoden) ſchwellete ihm an, wie bei dieſen, welches ohne Zweifel Zeichen ſeiner Brunſt waren, die zu Ende des Septembers ſeinen Anfang nimmt. Die Regungen derſelben zeigten ſich aber bei dieſem Rennhirſch auf keine andere Weiſe, als durch öfteres Ausſchachten, ſonſt blieb er ganz fromm, ſchrie nicht, wie die Edel-

110) S. Anmerk. 74.

Edel- und Damhirſche, und hatte auch keinen Geruch, wie dieſe um ſolche Zeit zu haben pflegen. Vermuthlich würde man, wenn er zu dieſer Zeit Thiere bei ſich gehabt hätte, ſein Betragen ganz anders gefunden haben. Denn es iſt wahrſcheinlich, daß, da dieſer Rennhirſch, nachdem er ſeine Spieße abgeworfen, und alſo zweijährig war, weggeſchickt worden, er wohl noch mit keinen Thieren gebrunſtet hatte, weil man die ganz jungen Hirſche nicht ſo früh zu den Thieren bringet, damit ſie ihren Wachsthum um ſo vollkommener erreichen mögen. Es iſt alſo auf das Betragen der Rennhirſche in der Brunſt nach demjenigen, wie dieſer ſich zu dieſer Zeit gezeiget hat, gar kein Schluß zu machen, ſondern man muß abwarten, bis die Thiere, die für ihn erwartet werden, angekommen ſind, um zu ſehen, wie die Brunſt, wenn er Thiere hat, auf ihn wirket.

Bei dem erſten Anblick ſollte man dieſem Thiere nicht die Schnelligkeit zutrauen, die ihm alle Reiſende zugeſtehen, und welche er nachmals in ſeinem flüchtigen ſchnellen Trabe zeigt. Sein Kopf iſt lang und ſtark, die Naſe iſt breit, wie an einem Ochſen, und die Naſenlöcher weit und offen. Die breite Stirn,

Stirn, die nach dem Gehöre (Ohren) zurückliegende große Augen, der kurze niederhängende dicke Hals, und die mit Wildpret (Fleiſch) überladene Blätter (Schultern) geben ihm ein eben ſo einfältiges als ſchweres Anſehen. Dieſes wird noch durch einen Buſch Haare oder Mähnen vermehret, die ſich von der Droſſel (Gurgel) an, bis eine handbreit von der Bruſt längs dem Halſe, wie ein Bart herabziehet, unterhalb einer halben Spanne lang, und einer Hand breit ſind, und bei jeder Bewegung des Hirſches hin und her wackeln. Die Läufte ſind ſchmal, und vornämlich die Röhren dünner, als bei dem Rothhirſche. Die Schalen aber ſind ſo groß und breit, wie auf einen Ochſen, welches auf eine widrige Art abſticht. Dieſe ſcheinbare Unvollkommenheit befördert indeß die Schnelligkeit dieſes Wildprets ungemein, weil die breite Schalen das Einſinken in dem tiefen Schnee verhindern, und es vermittelſt derſelben auf den gefrornen Schnee als auf einen geſchorenen Raſenplatz hinwegläuft. Hinter dieſen breiten Schalen liegen gleich die Oberrücken oder Afterklauen, die noch einmal ſo lang als bei dem Rothhirſch ſind, und viel niedriger und weiter auseinander ſtehen. Unter der Heſſe inwendig am Hinterlauf hat er einen zwei Zoll langen

ova-

ovalen Fleck, welcher mit den Feigwarzen an den Füſſen der Pferde eine Aehnlichkeit hat, doch mit dem Unterſchiede, daß ſie bei dem Rennhirſch mit weißen Haaren bedecket ſind, und daß die Vorderläufe dergleichen nicht haben. Der Pinſel (Ruthe) iſt mit kurzen ſchiefergrauen Haaren bewachſen, und hat als eine eigenthümliche Abweichung von allen andern ihm ähnlichen Wildpretsarten unten am Ende derſelben keine lange Haare. Eben eine ſolche Verſchiedenheit findet ſich auch in der Farbe des Bauches; dieſe iſt faſt bei allen europäiſchen Thieren, den Dachs ausgenommen, von einer hellern Farbe, als der übrige Leib, und mehrentheils weiß, bei dem Rennhirſch aber iſt es dunkel ſchiefergrau, faſt ſchwärzlich, wie auf dem Federück (Rückgrad) und an den Läufen, an welchen drei Orten ſeine Farbe am dunkelſten iſt. Der Kopf, der obere Theil des Halſes, die Keulen ſind weniger dunkel, beſonders werden dieſe hinterwärts, wie faſt bei allen übrigen Wildpretsarten, noch etwas heller, gleichſam wie verwaſchen, doch ſticht das Helle nicht ſo ſcharf ab, daß man es, wie bei dem Roth-Dam- und Rehwildpret den Spiegel nennen könnte. Der untere Theil des Halſes, der Bart oder die Mähnen, die Kronen über die Schalen und die

die Bruſt ſind ganz weiß, mit ganz kurzen Haaren. Von eben dieſer Farbe iſt auch das kurze Wildpret (die Hoden) bekleidet, wie bei dem Damhirſch. Die Blume aber iſt kürzer, wie bei dem Rothhirſch, und dunkelgrau.

Aus dieſer Beſchreibung wird man leicht diejenigen Kennzeichen ausfinden können, wodurch ſich der Rennhirſch von dem Rothhirſch unterſcheidet, und welche ich hier kürzlich noch einmal aus einander ſetzen will.

1) Der Kopf des Rennhirſches iſt länger und ſtärker, als bei dem Rothhirſch, die Naſe iſt ſehr auffallend dicker, mit kurzen Haaren dichte bekleidet, und die Naſenlöcher weiter und offener.

2) Das Gehörne beſtehet aus ſehr langen dünnen Stangen, die ſich nach dem Rücken hinwenden, von gelblicher Farbe ſind, und worauf lange ſchmächtige Augenſproſſen, imgleichen ſchaufelförmige Eisſprießel ſtehen, ſo wie auch die Stangen oben ſtatt der Krone kleine Schaufeln haben. Bei dem Roth- und Edelhirſch iſt das Gehörne dunkel gefärbet, die Stangen ſind ſtark, und ſtehen weit und eröfnet

öfnet gerade auf dem Kopf; die Enden, Eisſprießel und Augſproſſen haben eine angenehme Krümmung, und laufen vorne ſpitz zu, ſo, daß die Enden in der Ferne ganz weißlich wie geſchliffen erſcheinen, und gegen das Braune oder Schwarze der Stangen ſehr angenehm abſtechen. Gleichergeſtalt iſt das ganze Gehörne mit Perlen d) und Roſen e) gezieret, die dem Rennhirſchgehörne gänzlich fehlen.

3) Der Hals, den der Rothhirſch auf eine ſo edle, anmuthsvolle und ſtolze Art hoch empor träget, ſtehet bei dem Rennhirſch, wie bei einem Ochſen, gerade aus, oder wird von ihm niederhangend getragen. Er iſt kurz, dicke, und hat unterhalb einen Bart.

4) Der Federrück über den Vorderblättern iſt mit einer Maſſe Wildpret (Fleiſch) beladen, welches eine Art eines Buckels verurſachet, und Schuld iſt, daß bei dieſem Thie=

d) Perlen ſind die weißen Erhabenheiten, die wie Tropfen auf den Stangen und dem untern Theil der Enden liegen.

e) Roſen wird der untere Theil des Gehörnes genannt, der zunächſt auf dem Kopfe ſtehet, und der durch verſchiedene Erhabenheiten und Ausſchnitte gleich einer Blume verzieret iſt.

Thiere das Vordergeſtelle um einige Zolle höher als das hintere Geſtelle erſcheinet, welches bei dem Rothhirſch umgekehrt iſt.

5) Die Schalen ſind ſehr viel breiter, und die Oberrücken oder Afterklauen länger, und ſtehen niedriger, als bei dem Rothhirſche.

6) Der Pinſel iſt nicht, wie bei dem Rothhirſch, mit langen Haaren an der Spitze bekleidet.

7) Die Farbe iſt, wie wir aus der gegebenen Beſchreibung geſehen haben, gänzlich von der, die dem Rothhirſch eigen iſt, unterſchieden, und verfärbet er ſich zum Winter, im September, weit ſchöner, als im Mai und Sommer. Bei dem Rothhirſch iſt dieſes ganz umgekehrt.

Bei jedem Tritt, den das Rennwildpret thut, höret man über den Schalen ein Knacken, als wenn man kleine Steine ſchüttelte, oder dünne Stöcke zerbräche. Wenn es die Schalen langſam auf die Erde ſetzet, hört man das Knacken ebenwohl, obgleich weniger ſtark, als wenn es ſchnell und mit meh-

rerer

rerer Kraft auftritt oder trabet. Sein Gang beſtehet nicht in einem flüchtigen Galop, wie bei dem Rothhirſch, noch in hohen ſchnellen Sätzen, wie bei dem Damhirſch, ſondern der Rennhirſch trabet mit unbeſchreiblicher Leichtigkeit ſo geſchwinde, daß er damit das andere Wildpret, wo nicht einholen, doch wenigſtens ermüden könnte, und dieſer Gang greifet ihn ſo wenig an, daß er im Stande iſt, dreißig und mehr Meilen in einem Tage auf dieſe Art zu machen, wie alle Reiſende bezeugen 111). Wenn der Hirſch, den ich beobachtet habe, ſehr von Fliegen beängſtiget wurde, ſo habe ich ihn wohl drei oder vier Schritte im Galop machen ſehen, dieſer war aber ſo ſchwerfällig, und für ſich ſo unnatürlich, daß er gleich wieder in ſeinen flüchtigen Trab fiel.

Der Sommer iſt für das Rennwildpret die unangenehmſte Jahrszeit. Sie ſind alsdenn mager, mit langen dünnen Haaren bedeckt, und werden mit den Enderlingen, ſo wie alles andere Wildpret, geplaget, die ihnen um dieſe Zeit aus der Haut fallen. Sie verbergen ſich im Schatten, und äſen wenig. Zu dieſer Zeit wurde dieſer Hirſch in Schwedt nur des Morgens ganz früh

111) S. Anmerk. 13. u. 103. D.

ausgelaſſen, und ſo wie es anfierz warm zu werden, in ein kühles Reithaus gebracht. Man bedeckte in mit einer langen leinen Decke, um ihn gegen die Fliegen zu beſchützen, die ihn ſehr plagen, und um ihn abzukühlen, wurde er, wenn es ſehr heiß war, mit kaltem Waſſer über den ganzen Leib begoſſen. Dieſe Sorgfalt hat den Rennhirſch nicht nur lebend, ſondern auch geſund in einem Klima erhalten, welches bisher viel zu warm für dieſe Art Wildpret ſchien, und woſelbſt alle, welche man zuvor herüber aus Schweden gebracht hatte, keinen Sommer erlebet haben. Dieſer Rennhirſch hat bereits zwei heiße Sommer ausgeſtanden, und ſcheinet ſich ſo wohl zu befinden, daß man ſich alle gegründete Hoffnung machen kann, ihn noch einige Jahre zu erhalten.

Ihre königl. Hoheit der Markgraf laſſen nun auch zwei Thiere für dieſen Rennhirſch kommen; und vielleicht iſt es möglich, bei der fortgeſetzten Sorgfalt ſie nicht nur lebend zu erhalten, ſondern gar für ſich fortpflanzen zu ſehen.

Dieſer Rennhirſch bekommt zu ſeiner Aeſung täglich einen Metzen Gerſte, den Hafer hat er niemalen annehmen wollen, und ein we-

wenig Heu, welches er doch nicht ſehr achtet. Dabei äſet er auf die mit Klee beſäeten Quarres auf der Promenade vor dem Schloſſe, wobei er ſich von den Vorbeigehenden gerne mit Brod, Pflaumen, Aepfeln ꝛc. füttern läſſet, und längs den Schranken neben ihnen herläuft. Weil der Rennhirſch vorne ſchwerer wie hinten iſt, ſo glaube ich nicht, daß er im Uiberfliegen (Springen) geſchickt ſey, wenigſtens habe ich ihn nie auch nur den mindeſten Verſuch machen ſehen, über dieſe nur ungefähr drei Fuß hohe Schranken zu ſetzen, unerachtet er bisweilen ſehr begierig ſchien, aus denſelben zu kommen, um demjenigen nachzufolgen, der ihm etwas Leckereien gegeben hatte. Seine Verſuche giengen aber immer darauf hinaus, unter die Schranken durchzukriechen, welches aber ſeines Gehörns wegen ein vergebliches Bemühen war. Vor einiger Zeit machte ich den Verſuch, ihm von ſeinem vaterländiſchen Lichen etwas vorzuwerfen, welches ich in meinen Waldungen hatte auſſammlen laſſen, und wovon alle Reiſebeſchreiber, auch Linnäus verſichern, daß es ihre gewöhnliche Aeſung iſt. Niemalen habe ich ihn mit einer ſolchen Begierde äſen geſehen, und dieſes Moos, welches kein zahmes Vieh meines Wiſſens frißt, auch ſogar das Damwild-

pret nicht, welches in der Aeſung ſonſt eben nicht ſehr eckel iſt, nicht anrühret, ſchien für ihn ein Leckerbiſſen zu ſeyn, den er allem übrigen Futter vorzog. Seitdem wird er mit dieſem Moos, welches ebenfalls in den markgräflichen Heiden bei Schwedt häufig wächſet, und leicht geſammlet werden kann, gefüttert, und ich zweifle nicht, daß dieſes ſeiner Natur am meiſten angemeſſene Futter ihn nicht nur in noch beſſerm Wohlſtande erhalten wird, ſondern auch auf das Wachsthum ſeines künftigen Gehörnes, vermittelſt ſeiner ſehr nahrhaften Beſtandtheile, einen ſehr merklichen Einfluß haben wird.

Dieſer Rennhirſch iſt von den Hausrennhirſchen, deswegen ſind ſeine beiden Gehöre (Ohren) bis auf die Hälfte abgeſchnitten, welches ohne Zweifel das Zeichen ſeines Herrn war, wodurch er die Thiere ſeiner Heerde kennbar machte. Es iſt ſo zahm, wie nur immer ein Hausthier ſeyn kann, und läſſet ſich, wie man will, anfaſſen, auch bei dem Gehörne führen, und wer mit anderm zahmgezogenen Wildpret umgegangen iſt, wird wiſſen, daß dieſes die Roth- und Damhirſche, ja ſogar die Rehböcke nicht leiden. Aus folgendem Verzeichniß der Maßen 112) des

112) S. Anmerk. 62. 68. D.

des Rennhirſches wird man ſeine Größe und das Verhältniß ſeiner Theile abnehmen können.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Die ganze Länge des Rennhirſches in gerader Linie gemeſſen, von der Naſe bis zum Weidloche — — — —	6	2	4
Höhe des Vordergeſtelles —	3	10	6
Höhe des Hintergeſtelles —	3	7	7
Länge des Kopfes vom Ende der Naſe bis zwiſchen den beiden Stangen des Gehörnes —	1	4	—
Umfang der Naſe hinter den Naſenlöchern gemeſſen — —	1	1	3
Zwiſchenraum zwiſchen den Naſenlöchern unten — — — —		2	9
Länge des Auges von einem Winkel zum andern — — —		2	8
Entfernung der beiden Augenlieder von einander, wenn das Auge offen iſt — — — —		6	—
Entfernung des vordern Augenwinkels bis zum Anfang des Mundes — — — — —		4	5
Entfernung des hintern Augenwinkels bis zum Gehör — —		2	8
Umfang des ganzen Kopfes unter den Roſenſtock gemeſſen —	2	5	6
Länge des abgeſtutzten Gehöres —		3	6

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Breite deſſelben nach der äußern Krümmung gemeſſen — —		5	6
Entfernung des Gehöres bis zum Gehörne — — — — —		2	4
Entfernung zwiſchen den beiden Gehören hinter dem Gehörne gemeſſen — — — — —		6	4
Länge des Halſes — —	1	1	7
Umfang deſſelben bei dem Kopf gemeſſen — — — —	2	4	4
Umfang deſſelben bei den Vorderblättern — — — —	3	—	6
Höhe der Blätt'r (Schultern)	1	7	—
Umfang des Leibes hinter den Vorderläufen — — — —	4	—	4
Umfang deſſelben, wo er am dickſten iſt — — — —	5	—	3
Umfang deſſelben vor den Hinterläufen — — — —	3	9	8
Länge der Blume — — —		4	7
Umfang derſelben nahe am Federrück — — — — —		2	—
Länge des Vorderlaufs vom Ellenbogen bis zum Kopfe —	1	—	6
Umfang deſſelben, wo er am dickſten iſt — — — — —		11	—
Umfang des Knies — — —		8	—
Länge des Röhrknochens — —		8	6

Um=

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Umfang deſſelben, wo er am dickſten iſt — — — — —		5	4
Umfang der Köte (Kugel) — —		6	5
Länge des Feſſels — — —		3	4
Umfang deſſelben — — — —		8	3
Umfang der Krone über die Schalen — — — — —		8	6
Höhe von der Schale bis zum Knie —		11	6
Entfernung des Ellenbogens bis auf den Federrück — —	1	6	10
Entfernung vom Ellenbogen bis zum Untertheil der Schale —	1	11	10
Länge der Keule von der Kugel bis zur Biegung der Heſſe	1	4	10
Umfang deſſelben bei dem Wanſt	1	5	5
Länge der Röhre von der Heſſe bis an die Köte — —	1	3	9
Umfang derſelben — — — —		7	2
Länge des Vorderoberrücken oder Afterklaue — — — —		2	—
Umfang deſſelben — — — —		1	7
Länge des Hinteroberrücken — —		1	8
Umfang deſſelben — — — —		1	9
Länge der Schalen an den Vorderläufen — — — —		2	3
Höhe derſelben — — — —		1	—
Länge der Schalen bei den Hinterläufen — — — — —		2	6

	Fuß	Zoll.	Lin.
Höhe derſelben — — — —		2	—
Breite der beiden Schalen an den Vorderläufen zuſammengemeſſen über den Spalt — — —		6	—
Ebenderſelbe an den Hinterlauf gemeſſen — — — — —		5	4
Breite der Entfernung zwiſchen beiden Schalen — — — —		1	4
Umfang der beiden Schalen zuſammen gemeſſen am Vorderlauf — — — — —		10	9
Dieſes ebenfalls ummeſſen am Hinterlauf — — — — —		9	6
Umfang des Gehörnes auf dem Roſenſtock — — — —		5	9
Länge des Barts unter dem Halſe von ſeinem Anfange, bis wo er aufhöret — — —	1	1	6
Länge der kürzeſten Haare an demſelben — — — — —		2	—
Länge der längſten Haare — —		6	10

Nach dem Bericht der Reiſenden giebt es wildes und zahmes Rennwildpret. Letzteres macht den ganzen Reichthum der Nazion aus, welche gegen dem Nordpol wohnen. Sie haben große Heerden derſelben, die ſie in

in den Waldungen weiden, und gegen die Wölfe hüten laſſen. Der größte Theil der Hirſche wird ausgeworfen, und ſollen die Lappländer dieſe Operazion mit den Zähnen verrichten. Dieſes iſt vielleicht der Grund, warum dieſe Kümmerer f) dennoch ihr Gehörne abwerfen, wieder aufſetzen und fegen, wie ein anderer Hirſch, denn es iſt wohl nicht möglich, dem Hirſch mit den Zähnen das kurze Wildpret ſo vollkommen zu berauben, als mit einem hierzu ſchicklichen Inſtrument. Wenn der Ritter Linnäus nicht ausdrücklich den Umſtand des Abwerfens der Kümmerer erwähnte 113), ſo wäre es billig in Zweifel zu ziehen, da wir das Gegentheil bei dem Rothhirſch, Damhirſch und Rehböcken bemerken, die ihr Gehörne nie abwerfen, ſobald ſie am kurzen Wildpret verſchnitten ſind. Aus der Analogie ließe ſich dieſes ebenfalls von dem Rennhirſch erwarten, und hätte man ſogar die Autorität eines andern Naturkündigers (Hulden) entgegen-

f) Ein am kurzen Wildpret beſchädigter, oder deſſen gar beraubter Hirſch, wird ein Kümmerer genannt.

113) Linné Syſtem. nat. XII. p. 93. Anmerk. i*.

D.

gegenzuſetzen, der ausdrücklich ſagt: die geſchnittenen Rennhirſche werfen nicht ab.

Wenn alſo der Ritter Linnäus nicht allein vermuthet hat, daß, weil er geſchnittene Rennhirſche mit Gehörne geſehen, die ſie ſchon vor dem Auswerfen hätten können getragen haben, daß dieſe Kümmerer abwürfen und wieder aufſetzten, ſondern wenn er es, wie man dieſes von einem ſo großen Naturkündiger erwarten muß, aus gewiſſen Nachrichten oder aus eigener Erfahrung weiß, ſo müßte man den Grund hiervon in den wahrhaften Beſtandtheilen der Aeſung ſuchen, die der Rennhirſch zu ſich nimmt, und welches in ſeinem Vaterlande größtentheils der Lichen oder das Rennthiermoos iſt, deſſen wir oben erwähnet haben, und das ſeine kräftige Wirkung auch an den Thieren zeigt, welche gleich den Hirſchen Gehörne tragen, die zwar kleiner als an den Hirſchen ſind, dennoch aber aus ziemlich langen Stangen und Enden beſtehen ſollen, die ſie, wie jene, abwerfen und wieder aufſetzen. Dieſe ſind nach dem Zeugniß des Verfaſſers der Beiträge zur Naturgeſchichte des Rennthiers im Stralſunder Magazin einige Tage, nachdem es das Kalb geſetzt hat, geſchehen, und da dieſes im März trift, müſſen ſie beinahe

nahe 5 Monate ſpäter, als die Hirſche abwerfen. Weil aber in eben dieſem Magazin geſaget wird, daß die Hirſche ihre Gehörne gleich nach der Brunſt, alſo zu Ende des Oktobers, oder Anfang Novembers verlieren ſollen, dieſes aber, wie wir aus eigener Erfahrung wiſſen, und wie wir geſagt haben, Anfangs Januars geſchiehet, ſo iſt das Zeugniß dieſer Schrift wegen des Abwerfens der Thiere vielleicht eben ſo ungewiß 114). Eben ſo ungegründet ſind die Verſicherungen einiger Schriftſteller, als: Tornäus, Scheffer, Hulden; daß das Rennwildpret nicht wiederkäue 115). Ich kann aus eigener Erfah-

114) S. Anmerk. 15. 21. Cornua, quum verno tempore erumpunt, mollia ſunt inſtar polypi, et eodem modo ac reliquum corpus, cute absque obducta; in apicibus creſcunt, non in baſi, ut aliis pecoribus ſolemne eſt; Intus plurimis conſtant vaſculis ſanguiferis, eorumque apices ſenſu exquiſitiſſimo gaudent, ut ne leviſſimum quidem attactum ferant; at circa autumnum, poſtquam induruere ipſa cornua, nondum incepto veneris aeſtu, rumpitur cutis et decorticantur cornua. Mas cornua amittit diu poſt aeſtum; femina ad initium ferme veris retinet. Linné Diſſ. Cervus Rheno. §. 5. S. bei Anmerk. 97. D.

115) Linné Diſſ. l. c. S. Anmerk. 22. D.

fahrung verſichern, daß das Rennwildpret mit eben der Leichtigkeit, als das Rindvieh, das Geäſe aus dem erſten Magen wieder in den Mund bringet und wiederkäuet. Weil auch die Stellung des Halſes, wie bei einem Ochſen, gerade vor ſich hingeſtreckt iſt, ſo thun ſie dieſes weit bequemer, als das Roth- und Damwildpret, die nur durch eine äuſſerlich ſichtbare Gewalt und durch ein lautes Aufſtoſſen oder Aufſchlucken wegen der Krümmung des Halſes und des Schlundes die Weide aus dem Wanſt wieder in den Mund bringen können. —

Erläuterung zu dem Kupfer des Grafen Mellin. Der auf der erſten Tafel vorgeſtellete Rennhirſch — kommt nicht in der Farbe mit der vorhergegangenen Beſchreibung überein, weil dieſe Beſchreibung im Sommer gemacht, jene Abbildung aber verfertiget worden, nachdem der Rennhirſch ſich verfärbet, und das Winterhaar aufgeleget hatte. Dem Leſer wird es ohne Zweifel angenehm ſeyn, auf dieſe Weiſe einen richtigen Begriff von der Verſchiedenheit der Farben zu erhalten, in welchen der Rennhirſch erſcheinet, nachdem die Jahrszeit ſich verändert, da dieſer Unterſchied der Farbe ſo

auf-

auffallend iſt. Das Gehörne, welches dieſer Hirſch trug, hat folgende Maßen 116).

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Die rechte Stange von der Spitze bis an die Roſe nach der Krümmung gemeſſen — —	3	7	6
Das obere nach hinten gekehrte Ende an derſelben — — —		10	9
Das Geſprießel (obere Augſproſſen) nach der Krümmung gemeſſen — — — —	1	7	—
Er war an dem äußeren Ende etwas breitſchaufelförmig.			
Das Ende an demſelben — —		4	3
Die Augſproſſen — — — —		5	9
Die linke Stange von der Naſe bis an der äußern Spitze in der Krümmung gemeſſen —	3	4	—
Das kurze Ende oben — — —		2	1
Das längere Ende unter derſelben —		10	9
Der Eisſprießel, ſo wie der vorhergehende geſtaltet — —	1	3	—

Der

116) Man vergleiche die Ausmeſſung in Anmerk. 21.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Der Augſproſſen — — — —		10	3

Er war gerade von der Mitte, aber am Ende bildete er eine flache Schaufel, die in der größten Breite 4 Zoll 2 Linien hatte, und am Rande mit fünf ſtumpfen Enden beſetzet war. Dieſe Schaufel aber zerbrach, ehe der Hirſch abwarf, und da man an mehreren Exemplaren aufbewahrter Rennhirſchgehörne dergleichen abgebrochene Augſproſſen findet, ſo erhellet daraus, daß ein ſolches Gehörne weit ſpröder ſeyn muß, als die Stange eines Edelhirſches oder auch eines Damhirſches.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Der Umfang der Roſe auf der rechten Stange — — —		6	—
Desgleichen auf der linken Stange —		6	3

Beſchreibung der beiden Gehörne auf der zweiten Platte.

Die erſte Figur ſtellet das Gehörne des Rennhirſches vor, welches er aufſetzte, als er ankam.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Die rechte Stange von der Roſe bis an die Spitze — —	2	5	7
Das obere Ende — — — —		6	—
Der Eisſprießel — — —	1	2	7
Der Augſproſſen — — —	1	4	—
Die linke Stange von der Roſe bis an der äußern Spitze —	2	4	6
Das obere Ende — — — —		3	6
Der Eisſprießel — — —	1	1	2
Der Augſproſſen — — — —		10	3
Umfang jeder Stange über den Roſenſtock gemeſſen — — —		5	9

Das auf der zweiten Figur vorgeſtellete Gehörne iſt muthmaßlich von einem ſechsjährigen Rennhirſche, und aus der ſchönen Naturalienſammlung des Hofapothecker Meyer in Stettin entlehnet. Es wog 9 und $\frac{3}{4}$ Pfund Berliner Gewicht.

Die linke Stange von der Roſe bis an der Spitze, wo es breit und ſchaufelartig wurde — —	3	6	4
Das erſte Oberende — — —		7	1
Das zunächſt demſelben — — —		6	3
Das dritte — — — —	1	6	—

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Ein ganz kurzes Ende in der Mitte —		2	2
Der Eisſprießel krümmte ſich aufwärts, und wurde oben breitſchaufelförmig — — —	1	8	10
Die Schaufel bildete 4 Enden, wovon das erſte — — —		3	—
Das zweite — — — — —		—	10
Das dritte — — — — —		—	8
Und das vierte unter dieſen vorhergehenden — — — —		1	2
Der Augſproſſe war abgebrochen, und hatte alſo nur — — —		2	4
Die rechte Stange breitete ſich oben in zwei Arme aus, wovon der eine vor- der andere hinterwärts gekehrt war, und einige Enden hatte, auch flach und ſchaufelförmig von dieſer Theilung an wurde. Ihre ganze Länge war — — —	3	4	2
Das erſte äußerſte Ende vom äuſſern Arm — — — —		6	4
Das zweite Ende — — —		4	—
Das folgende letzte Ende auf der kurzen Seite — — — —		6	—
Auf der langen Seite, wo es an den andern Arm ſtieß — —		11	—

Zwi-

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Zwiſchen dieſen Armen war ein gerade aufſtehendes Ende, lang —		5	6
Der hinterwärts gekehrte Arm	1	1	3
Er beſtand oben aus zwei Enden, wovon das vordere Ende in der Länge hatte — — —		3	4
Das hintere Ende — — —		6	3
Ein kleines Ende innerhalb der Mitre der Stange — — —		2	2
Der lange krumme Eisſprießel	1	8	11

Er wurde oben breit, und war mit vier Enden neben einander beſetzt.

Das erſte Ende — — — —		1	—
Das zweite — — — — —		3	3
Das dritte — — — — —		3	9
Das vierte — — — — —		3	3
Der Augſproſſen war ganz klein, und hatte — — — —		1	2
Umfang der Roſen an jeder Stange —		6	2

Von der Jagd der Rennthiere verdienen nebſt dem Angeführtern noch folgende Nachrichten hier einen Platz. Wenn der Lappländer im Sommer und Herbſt auf die wilde Rennthierjagd geht, ſo führt er, (wie

Leem in ſeinen Nachrichten von den Lappen in Finnmarken p. 97. verſichert) einen Spürhund am Stricke bei ſich, welcher dieſe Thiere aufſpürt, und folgt dem Hunde nach, bis er das Thier zu Geſichte bekömmt. Damit der Hund beim Anblick eines Rennthiers nicht bellt, wird ihm ein Maulkorb angelegt. Wird das Thier auf den erſten Schuß nur verwundet, ſo läßt der Jäger den Hund auf daſſelbe los, welches aber zuweilen auf der Flucht ſtille ſteht, und ſich mit den Hörnern wehrt. Dieſen Augenblick nimmt der Jäger gewahr, um ihm einen neuen Schuß beizubringen.

Zur Herbſtzeit, wenn ſich die Rennthiere begatten, treibt der Lappländer einige zahme Rennthiere an einen Ort, wo er weiß, daß es viele giebt, bindet ſolche theils an, theils läßt er ſie frei herumlaufen, und ſtellt ſich auf den Anſtand.

Die wilden Rennthiere verſammeln ſich darauf bald zu den zahmen, und der Lappländer kann ſie ſo mit leichter Mühe ſchieſſen. Zuweilen finden ſich zwei Böcke zugleich ein, die über die Kühe mit einander einen Streit anfangen, und während dieſer

Zeit

Zeit wird gemeiniglich einer von ihnen erſchoſſen.

Wenn der Lappländer im Winter auf dieſe Jagd geht, ſo folgt er der Spur des Rennthiers, bis er es ſelbſt zu Geſichte bekömmt, bindet darauf ſein Rennthier mit dem Schlitten an den nächſten Baum, und verfolgt es zu Fuß.

An einigen Orten fangen die Lappländer die wilden Rennthiere auf folgende Art: Sobald der Schnee ſo tief liegt, daß die Rennthiere nicht geſchwind darin fortkommen können, oder wenn die Oberfläche etwas gefroren iſt, und zwar Menſchen mit langen hölzernen Schlittſchuhen, aber nicht Rennthiere trägt, ſo gehen die Lappländer mit ſolchen Schuhen auf die Jagd. Die Rennthiere, deren Füſſe alsdenn durch den Schnee hindurchbrechen oder ausgleiten, können nicht gut fort, ſondern werden leicht von dem auf ſeinen hölzernen Schlittſchuhen geſchwinder laufenden Lappländer eingeholt, und mit einem Jagdſpieße erſtochen.

Man legt auch in Lappland an vielen Orten, wo viele wilde Rennthiere herumſtreifen, Fallſtricke von Rennthierſehnen zwiſchen ge-

gewiſſe Oefnungen, die einer Thüre gleichen; und wenn das Thier hindurchlaufen will, wird es gefangen.

Sonſt wurden von den Lappländern hin und wieder Rennthiere durch folgende Liſt gefangen: Man machte zwei lange hohe Zäune, die vorne weit auseinander ſtunden, und allmählig zuſammenliefen, ſo, daß hinten nur eine ſchmale Oefnung wie eine Thüre blieb. Die wilden Thiere wurden darauf in den Zaun, wo er weit von einander ſtund, hineingetrieben, und kamen endlich, indem ſie den ihnen nachſetzenden Jägern zu entfliehen ſuchten, immer näher zuſammen. An der ſchmalen Oefnung fanden ſie eine Vertiefung, in die ſie aus Angſt hinabſprangen, und, weil ſolche ebenfalls mit einem Zaune umgeben war, fielen ſie den Jägern ohne weitere Rettung in die Hände. Auf dieſe Art fiengen die Varanger ehemals die wilden Rennthiere, und mußten deswegen jährlich neun Rennthiersfelle, oder in Ermangelung derſelben eben ſo viele Fuchsbälge an den Amtmann von Wardöhuus liefern. — Man pflegte auch ehemals die wilden Rennthiere in einen See oder Fluß zu jagen, und gegenüber ſtanden andere Jäger, welche ſie im Durchſchwimmen mit Pfeilen

len erlegten. — Beſonders iſt es, daß bei den Lappländern nie die Weiber mit auf die Jagd gehen.

Die Grönländer g) bringen den ganzen Sommer mit der Rennthierjagd zu. Die mehrſten von ihnen begeben ſich mit ihren Weibern und Kindern ſehr weit in die Meerbuſen hinein, und bleiben daſelbſt bis in den Herbſt.

In dieſer Zeit verfolgen ſie die Rennthiere überall, ſo, daß ſie nirgends ſicher ſind. Wenn ſie ſehen, daß ſie irgendwo ihren Aufenthalt nehmen, ſo ſtellen ſie eine Art von Klopf- oder Auftreibejagd an. Sie, ihre Weiber und Kinder umringen die Rennthiere, und jagen ſie nach ſchmalen Steigen oder engen Durchgängen hin, woſelbſt Mannsperſonen, die auf ſie warten, dieſelben mit Pfeilen erlegen. Wenn ſie nicht Perſonen genug haben, ſie zu umringen, ſo nehmen ſie lange weiße Stangen, an deren Enden ſie ein Stück Torf aufſtecken, und pflanzen ſelbige zu beiden Seiten an den Weg der Rennthiere, damit ſie ſich davon entfernen,

 und

g) Egede Grönland. 25. 26.

und nicht hindurchſchwimmen mögen. Sakke- rer a. a. O. p. 193. (S. Anmerk. 14. 32. 12. 85.

Herr Pallas beſchreibt die ſamojediſche Rennthierjagd folgendermaßen: Verhacke (Saßeki) werden in waldichten Gegenden gemacht, und an deren Oefnungen entweder Selbſtgeſchoß oder ſtarke Schlingen geſtellt, in welchen ſich Elen- und Rennthiere, imgleichen Rehe fangen. — Aber in den freien Moosebenen gegen das Meer, wo dieſes Mittel nicht angewendet werden kann, haben die Samojeden andere Arten erſonnen, um den wilden Rennthieren beizukommen, welche auch des Winters dort in Heerden von zehn bis hundert ja zweihundert gehen. Wenn ſie in ziemlich zahlreichen Geſellſchaften beiſammen ſeyn, und eine wilde Rennthierheerde erblicken, ſo ſtellen ſie ihre zahme Rennthiere und Schlitten von ferne auf eine flache Anhöhe an der Windſeite, und ſtecken von ſelbigen gegen die wilde Heerde, ſo nahe ſie nur kommen dürfen, ohne ſich durch die Witterung zu verrathen, lange Stecken mit daran gebundenen Gänſeflügeln, die der Wind frei bewegen kann, anfänglich nur fünf, weiterhin aber bis auf zehn Faden von einander in den Schnee aus. Dar-

Darnach fangen ſie auf der andern Seite unterm Winde, etwa 50 Faden von den Schlitten, an, eben dergleichen Fittige aufzupflanzen, womit ſie ſo lange fortfahren, bis ſie die wilde Heerde faſt vorbei ſind. Weil die Rennthiere das Moos unterm Schnee weiden müſſen, und auch ſonſt wegen der Geweihe nicht weit um ſich ſehen, ſondern ſich mehr auf die Witterung trügen, ſo merken ſie von allen dieſen Anſtalten nicht leicht etwas. — Wenn alles fertig iſt, ſo theilen ſich die Samojeden; ein Theil verſteckt ſich nicht weit von den Schneeſchanzen, andere, die den Namen Wardan bekommen, legen ſich mit Bogen und Gewehren in die Oefnung unterm Winde, und einige entfernen ſich, und treiben durch einen Umſchweif das Wild zwiſchen die Schreckflügel. Aus Furcht vor dieſen laufen die wilden Thiere gerade auf die zahmen, welche bei den Schlitten ſind, zu; da aber werden ſie von den verſteckten Leuten geſcheucht, und den Wardanen zugetrieben, welche eine große Niederlage unter ihnen anrichten.

Fügt es ſich, daß eine wilde Heerde in der Nähe eines Berges weidet, ſo hängen die Samojeden alles, was ſie von Kleidern und anderem Plunder haben, rund um den

Fuß des Berges an Stangen aus, und machen mit aufgepflanzten Fittigen eine weite Straſſe gegen den Berg an, in welche ſie die Rennthiere von ferne zuſammentreiben. Sobald ſich dieſe zwiſchen den Fittigen befinden, ſo fahren die Weiber mit den Schlitten vor die Oefnung, und ſchließen das Wild auch von dieſer Seite ein. Die Rennthiere, welche keine Ausflucht ſehen, fangen darauf an, rund um den Berg zu laufen, und werden bei jedem Umlauf von den verſteckten Schützen bewillkommt, ſo, daß ſelten eines davon kommt.

Weil aber zu ſolchen Jagden viele Leute gehören, die ſich nicht allemal beiſammen befinden, ſo haben die Samojeden noch andere Erfindungen, um die Vorſichtigkeit der wilden Rennthiere zu täuſchen. Sie richten vier bis fünf von ihren zahmen Rennthieren ab, daß ſie in einer gewiſſen Ordnung um den Schützen beiſammen gehen. Eins geht an einem viele Klafter langen Strick voraus, die andern gehen dem Schützen zur Seite, welcher von allen die Stricke am Gürtel feſtmacht, um die etwa in Unordnung gerathenden Thiere, wenn es durch einen Blick nicht gelingen will, vermittels dieſer Stricke wieder in Ordnung zu leiten. Gemeiniglich hat

hat man weibliche Renntʒiere abgerichtet, bei welchen denn die Jungen noch nebenher lauſen. Mit einer ſolchen Begleitung kann der ſelbſt in Rennthierfellen gekleidete und gebücktgehende Schütz der wilden Heerde ganz nahe kommen, und ſich das beſte Stück zum Schuß ausſuchen.

Zur Herbſtzeit, wenn die Rennthiere brünſtig ſind, wählen die Samojeden unter ihren zahmen Rennthieren einen ſtarken ungeſchnittenen Bock (Char) und ſuchen damit wilde Heerden auf. Wenn ſie dergleichen antreffen, ſo machen ſie dem zahmen Bock Schlingen an das Geweih feſt, breiten ſie an den Enden gehörig aus, und befeſtigen ſie mit ganz loſem Baſt in dieſer Lage. Damit geht das hitzige Thier auf die wilde Heerde los. Der wilde Hirſch geht, ſobald er einen fremden Mitbuhler anſprengen ſieht, demſelben zum Kampf entgegen. Während des Streits verwickelt er ſein Geweih in die Schlingen, welche der zahme Hirſch trägt, und wenn er den Jäger ankommen ſieht, und entfliehen will, ſo ſträubt dieſer ſein Geweih gegen die Erde, und hält ſeinen Widerſacher ſo lange feſt, bis ihm der Jäger den Reſt geben kann. Die Samojeden ſuchen zu dieſem Dienſt ſtarke und hitzige Hir-

Hirſche aus, und zerkneiffen die eine Hode mit den Zähnen, damit ſie beſſer bei Kräften bleiben.

Sonſt iſt auch den wilden Rennthieren im Sommer, wenn ſie ſich in die kühlen Bäche begeben, und bei tiefen Schnee mit Schneeſchuhen gut beizukommen. Pallas Reiſ. III. p. 89.

Otto.

Herr Gatterer hat aus verſchiedenen Schriften den Nutzen vom Rennthiere ſehr gut zuſammengetragen, und ſagt: Es iſt in Norwegen, Schweden, Lappland, Sibirien, Grönland und andern nördlichen Ländern in Rückſicht ſeines großen Nutzens eben das, was bei uns das Rindvieh iſt. — Den Lappen ſind ſie alles in allem, und machen ihren ganzen Reichthum aus. Ein jeder Lappe hält wenigſtens zwölf, ein Reicher aber wohl fünfhundert bis tauſend Rennthiere a).

Das

a) Pontoppidans N. G. v. Norwegen in Berlin. Reiſe. II. 180.

Das Fleiſch des Rennthiers iſt zart, ſchmackhaft und geſund, und ſeine Zunge ein vorzüglicher Leckerbiſſen b).

Die Lappen c) eſſen es ſowohl gekocht als gebraten, desgleichen geräuchert und eingeſalzen, und auf alle dieſe Arten zubereitet, iſt ein gutes und angenehmes Eſſen.

Die Oſtjaken d) halten die Zunge, das Gehirn, Bruſtſtück und das Netz für die größten Leckerbiſſen am Rennthiere, und bewirthen damit ihre Gäſte, gegen die ſie überhaupt ſehr gaſtfrei ſind.

Auch die Samojeden e) gebrauchen das Fleiſch dieſes Thieres zur Speiſe.

Die Milch der Rennthierkühe iſt dick und nahrhaft, als wenn Eier dareingeſchlagen wären, und bleibt, mit dreimal ſo viel Waſſer vermiſcht, noch ſo fett wie Kuhmilch.

In

b) Zückerts Speiſ. a. d. Thierr. 78. Cranz Hiſtor. v. Grönl. 95. Carvers Reiſ. 368. Berlin. Samml. IX. 564.

c) Müllers Naturſ. I. 397.

d) Pallas Reiſ. III. 66.

e) Ebendaſelbſt. 69.

In dreimal 24 Stunden nimmt ſie in gläſernen Gefäſſen keine Säure an. Die Weibchen werden täglich dreimal gemolken, und geben jedesmal mehr als eine Viertelkanne rheinländiſchen Maßes. — Die Lappländer trinken ſie entweder ſo, oder machen ſehr ſchmackhafte Käſe daraus. Die Butter hingegen iſt talgicht und unſchmackhaft f). Sie machen auch eine ſehr ſchmackhafte Dickmilch daraus g).

Das Fett gebrauchen ſie zur Schmelzung der Speiſen h).

Aus dem Blute machen ſie Blutwürſte.

Die Wogulen k) bereiten aus dieſem Blute, welches ſie mit Mehl vermiſchen, einen Leim.

Die Haut des Rennthiers wird zur Kleidung, zu Zelten und zu Bettdecken gebraucht, ſie

f) Pontoppidans N. G. v. Norw. in Berlin. Reiſ. II. 180. Zückerts Speiſ. a. d. Thierr. 78. Müllers Naturſ. I. 397.

g) Müller a. a. O.

h) Müller a. a. O.

k) Müller a. a. O.

ſie iſt ſehr glatt, und wird daher eben ſo hoch geſchätzt als Gemſenleder l).

Die Oſtjaken tragen Kleider aus dieſen Fellen m).

Die gewöhnlichen Beinkleider der Oſtjaken männlichen Geſchlechts ſind ſämiſchgegerbte Häute von Rennthieren oder Quappen (Gadus lota) die genau ſchließen, und bis an die Knie reichen n).

Bei den Oſtjaken iſt das Lager der Erwachſenen mit Rennthierfellen und etwas Heu auf platter Erde gemacht o).

Die Samojeden machen ſich ihre Kleider aus dieſen Häuten, und bedecken ihre Zelte damit p), und wickeln auch ihre Todten, wenn ſie dieſelben begraben, in ſolche Häute ein q).

Die

l) Pallas Reiſ. II. 259.
m) Carvers Reiſ. 368.
n) Pallas Reiſ. III. 39.
o) Ebendaſelbſt. 40.
p) Ebendaſelbſt. 44.
q) a. a. O. 69.

Die Lappländer r) machen ſich Oberröcke aus dieſen Fellen. Gewöhnlich nehmen ſie hierzu die Felle von den Weibchen. Dieſe tragen ſie ſo, daß die haarichte Seite außen iſt, daher dieſe Kleidungen ein häßliches Anſehen bekommen.

Dieſer Kittel dient ihnen ſtatt des Regenmantels. Wenn ſie auf ihren Seereiſen vom Waſſer naß werden, welches oft geſchieht, ſo wälzen ſie ſich, ſobald ſie ans Land kommen, im Schnee herum, wodurch ſich das Salz, welches den Fellen ſchadet, herauszieht. — Die meiſten Mannsperſonen unter den Lappländern tragen Handſchuhe von Fell, welches von den Füſſen der Rennthiere abgezogen iſt. Die Haare bleiben auswendig, und zu mehrerer Wärme ſtecken ſie eine Art von Gras (Carex veſicaria) hinein. — Ihre Beinkleider ſind entweder von Tuch oder Leder und Rennthierfellen. Im letztern Fall iſt der Obertheil aus Leder, der untere Theil von der Hüfte bis auf die Schenkel von Rennthierfellen. Dieſe ziehen ſie gemeiniglich auf Landreiſen an, und haben andere aus grobem Tuche darüber. — Bei einigen Männerſchuhen beſteht die Sohle aus dem Fell von dem Kopfe der Rennthiere, das Oberleder aber aus dem Fell der Füſſe. Sie

r) Pallas a. a. O. 75.

Sie ſind über und über rauch, und werden inſonderheit von den Berglappen getragen. — Jeder Lappländer breitet in ſeiner Hütte 6 ſolcher Felle auf den Fußboden über die ſtatt der Dielen da liegenden Stangen von Bäumen aus.

Die Kamtſchadalen s) machen ebenfalls ihre Kleider aus Rennthierfellen, und beſticken dieſelben am Rande mit den Haaren vom Halſe des Rennthiers. — Sowohl Männer als Weiber in Kamtſchatka tragen Beinkleider aus dieſen Fellen.

Die Tunguſen t) kleiden ſich auch in Rennthierhäuten, und überziehen mit denſelben ihre Köcher ſehr zierlich.

Die Grönländer u) machen ihre Beinkleider aus der Rennthierhaut, und zwar tragen ſie allemal zwei Paar; beim untern Paar ſind die Haare inwendig.

Die Oſtjaken x) tragen Strümpfe von jungen kurzhaarichten Rennthierfellen, und darü-

s) Leems Lappen 28. 30. 31. 38.
t) Stellers Kamtſch. 304. und 307.
u) Georgi Reiſ. I. 256. 359.
x) Egede Grönland. 152.

darüber Stiefeln aus riemenweiſe zuſammengeſetzten Rennthierpfotenfell, an welchen die borſtigen Haarfleckchen zwiſchen den Klauen des Rennthiers anſtatt der Sohle zuſammengeſtückelt werden, weil ſie dauerhaft ſind, und das Gleiten auf dem Schnee durch ihre ſtraubichte Richtung verhindern. Dergleichen oſtjakiſche Stiefeln werden auch von den ruſſiſchen Kaufleuten verführt, und ſowohl in Sibirien als Rußland auf Winterreiſen gerne getragen.

Die Kamtſchadalen y) verfertigen ſich aus der Haut von den Füſſen der Rennthiere Reiſehoſen.

Die Tunguſen z) machen ſich ihre Halbſtiefeln meiſtens von der rauchen Fußhaut der Rennthiere oder Elenthiere, und haben geräucherte Sohlen.

Die Bewohner der Inſel Kat=Jack a) bei Kamtſchatka tragen Schneeſchuhe aus Rennthierfell, und nennen ſie Torpaſen.

Mit

y) Pallas Reiſ. III. 40.

z) Stellers Kamtſchatka 107.

a) Georgi Reiſ. I. 255.

Mit dem Haare des Rennthiers werden Sättel, Stuhlküſſen, Polſter und Decken ausgeſtopft b).

Die Samojeden c) gebrauchen es als ein gewöhnliches Räucherwerk; auch müſſen ſich die Weiber, wenn ſie monatliche Unpäßlichkeit haben, damit räuchern.

Aus den Hörnern des Rennthieres machen die Samojeden d) Schaufeln, und die Lappen allerlei Geräthe.

Man kocht auch in Lappland aus demſelben einen Leim, und wenn ſie noch jung und weich ſind, ſchneidet man ſie in Scheiben, und ißt ſie entweder ſo roh, oder wie einen Sallat e).

Die Urinblaſe des Rennthiers gebrauchen die Lappen zu Beuteln, und ſtatt einer Branntweinsflaſche f).

b) Berlin. Samml. IX. 52.
c) Ludovici Kaufm. Lex. IV. 1051.
d) Pallas Reiſ. III. 71. 77.
e) Ebendaſelbſt. 69.
f) Pontoppidans N. G. v. Norw. in Berlin. Reiſ. II. 179. Müllers Naturſ. I. 397.

Die Samojeden g) und Lappen h) bedienen ſich der getrockneten und geſpaltenen Sehnen deſſelben ſtatt der Faden zum nähen.

Die Lappen i) ſollen ſie auch wie den Flachs zu Hemden verarbeiten, und auch ſtarke Schiffsſeile aus denſelben drehen.

Aus den Gedärmen machen die Lappen Stricke k).

Die Unreinigkeiten, die ſich in den Gedärmen deſſelben finden, ſind für die Grönländer l) eine leckere Speiſe.

Aus den Knochen machen die Lappen Nadeln, Löffel, allerlei beſondere Bilderchen, Bogen und dergleichen m).

Die Bewohner der Inſel Kat = Jak n) bei Kamtſchatka verfertigen aus den Knochen dieſer Thiere Meſſer.

Die

g) Müller a. a. O. Linné Diſſ. Hoffberg.
h) Pallas Reiſ. III. 69.
i) Leems Lappen 188.
k) Ludovici Kaufm. Lex. IV. 1051.
l) Müllers Naturſ. I. 397.
m) Egede Grönland. 157.
n) Ludov. Kaufm. Lex. IV. 1051.

Die Klauen verarbeiten die Lappen zu Trinkgeſchirren. — Ehemals hielt man ſie für ſehr heilſam wider den Krampf o).

Ein anderer wichtiger Nutzen, den viele Völker von den Rennthieren haben, iſt, daß ſie ſich derſelben zum Zuge, zum Laſttragen, und einige auch zum Reiten bedienen. Es kann in einem Tage 20 bis 30 Meilen zurücklegen p).

Die Lappländer q) ſpannen ſie vor ihre Schlitten, theils um zu reiſen, theils aber um Waaren zu transportiren; ſie fahren mit ihnen unbeſchreiblich geſchwind, und nicht nur über ebene Felder, ſondern auch ſteile Berge hinauf und herab, und werfen im Fahren die Zügel, wodurch ſie das Thier regieren, mit größter Geſchwindigkeit von einer Seite zur andern, daß man es kaum ſieht.

Die Tunguſen r) gewöhnen viele Rennthiere zum Reiten, und nur wenige Männchen zum Ziehen.

o) Berl. Samml. IX. 52.
p) Ludov. Kaufm. Lex. IV. 1051.
q) Ludov. a. a. O. 1052.
r) Leems Lappen. 16.

Eine Sommertagreiſe in Sibirien s) mit Rennthieren kann wegen der oft nöthigen Abwechſelung der ermüdeten Thiere und des dadurch entſtehenden Aufenthalts auf nicht viel höher als 20 bis 25 Werſte t) geſchätzt werden.

Die Samojeden laſſen auch ihre Leichen durch die Rennthiere auf den Begräbnißplatz bringen, und dieſe Rennthiere werden auf dieſem Platz getödtet, und bleiben mit allem Geſchirre auf dem Grabe liegen. Reiche Samojeden tödten auch noch die, welche mit dem Verſtorbenen auf die Jagd zu gehen pflegten u).

Die Oſtjaken x) opfern bei Leichen mehrere Rennthiere. Sobald die Leiche mit Erde beſchüttet wird, binden ſie einem Rennthier nach dem andern an jedes Hinterbein einen Riemen, woran zwei Männer ziehen, und vier andere mit ſpitzgemachten Stangen von allen Seiten das Rennthier durchſtoſſen müſſen. Bei Beſtattung reicher Leute werden nach=

s) Georgi Reiſ. I. 256.
t) Pallas Reiſ. III. 75.
u) Sieben Werſte gehen auf eine deutſche Meile.
x) Pallas a. a. O. 75.

nachher noch mehrere Rennthiere niederge- macht, welchen man Schlingen um den Hals und um die Füſſe legt, und ſo lange mit Stangen der Länge nach über den Rücken ſchlägt, bis ſie todt niederfallen.

Sie opfern ſie aber auch bei den gemeinen Opfern, und dies geſchieht auf folgende Art: Man bindet dem ſtehenden Rennthier die Füſſe zuſammen, und der Schaman (oder Zauberer, welcher opfert) ſtellt ſich vor den Götzen, und ſchreit das Anliegen des Opfern- den dem Götzen aus vollem Halſe vor, wo- zu die Begleiter mit einſtimmen. Indeſſen ſtellt ſich einer mit geſpanntem Bogen zum Rennthier, und wenn der Zauberer mit ei- nem Stabe auf dem Kopfe des Opferthie- res das Zeichen giebt, ſo durchſpießt es je- ner mit dem Pfeil, und ein anderer giebt mit einem zugeſpitzten Pfahle dem Thiere den Reſt. Darauf wird das Thier beim Schwan- ze dreimal um den Götzen herumgeſchleift, aufgehauen, und mit dem Blute, welches man aus dem Herzen drückt, dem Götzen das Maul geſalbt. Der Kopf mit der Haut wird an einem nahen Baum aufgehängt, das Fleiſch aber gekocht, und gröſtentheils unter großem Jauchzen verzehrt. Alles, was den Oſtjaken einfällt, muß ſtatt eines Geſanges

dienen, wenn es nur in einem ſingenden Tone hergeſchrieen wird, und ſolche Geſänge werden auch beim Opfermal angeſtimmt. Beim Abſchiede ſchreiet ein jeder aus beſten Kräften, ſchwingt die Arme in der Luft, und meint ſo ſeinen Dank und Abſchiedsgruß dem Götzen, der bei ihm zu Gaſte geweſen iſt, abzuſtatten.

Den Reſt des Fleiſches nehmen ſie mit nach Hauſe, damit die Weiber, Kinder und Nachbaren Antheil daran nehmen können. Und ſo wird denn auch wohl dem Hausgötzen noch etwas von dem Fette zu Theil y).

Wenn große allgemeine Opfer z) verrichtet werden ſollen, ſo treiben die reichen Oſtjaken ihre beſten Rennthiere heerdenweiſe zur Schlachtbank, und laſſen im heiligen Eifer kaum zur Rückreiſe die nöthigſten vor ihren Schlitten am Leben. Alsdenn wiſſen ſie nicht, wie ſie die armen Opferthiere grauſam und ſchnell genug tödten ſollen. Denn je geſchwinder das Rennthier fällt, deſto angenehmer, glauben ſie, werde das Opfer dem Götzen ſeyn. Ein Reicher ſchämt ſich, bei ſol-

y) Pallas a. a. O. 55.
z) Pallas Reiſ. III. 63.

ſolchen Gelegenheiten weniger als 8 oder 10 Rennthiere zu opfern.

Auch bei Krankheiten opfern die Oſtjaken Rennthiere a). Sie nehmen das Fell von dieſen geopferten Thieren zum gemeinen Gebrauch, und ſtecken nur den Kopf mit den Hörnern auf einen Pfahl. Das Fleiſch wird verzehrt, und mit dem Fett die Stirn und leidenden Theile des Kranken beſchmiert. (Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere. I. p. 180. n. 99.)

a) Pallas a. a. O. 64.

Ende des zehnten Bandes.

Inhalt
des 10ten Bandes der
Naturgeſchichte
vierfüßiger Thiere.

LXXIX. Der Tapir. S. 3.
　　Anhang. S. 17.
LXXX. Das Zebra. S. 58.
　　Anhang. S. 77.
　　Zuſatz. Der Kwagga. S. 95.
LXXXI. Das Flußpferd. S. 112.
　　Anhang. S. 165.
　　　　Die hieher gehörige Abbildung des Flußpferdekopfs ſ. Tab. CLXXXV.
LXXXII. Das Elen- und das Rennthier. S. 255.
　　Anhang zum Elen. S. 344.
　　Anhang zum Rennthier. S. 387.

An-

Anzeige
der im zehnten Bande
der
Naturgeſchichte
vierfüßiger Thiere
enthaltenen Kupfertafeln.

CLXXXI. Der Tapir. Buffon Supplem. S. 3.
CLXXXII. Der männliche Zebra. Buffon. S. 58.
CLXXXIII. Der weibliche Zebra. Seligman. S. 58.
CLXXXIV. Der Kwagga. Buff. Suppl. S. 95.
CLXXXV. Das Flußpferd. N. 1. (v. Kloener) Buff. Suppl S. 112.
Kopf eines Flußpferdes. N. 2. Buff S. 112.
Dieſer Kopf gehört zum Anhange. S. 165.
CLXXXVI. Junges Flußpferd. Sparrmann. S. 185.
CLXXXVII. Altes Flußpferd. (v. Forſter) Sparrmann. S. 209.
CLXXXVIII. Männlicher Hippopotamus. (v. Gordon) Buffon Supplem. S. 238.
CLXXXIX. Weiblicher Hippopotamus. (v. Gord.) Buff. S. 245.
CXC. Das Elen. Buffon. S. 255.
CXCI. Das männliche Rennthier. Graf Mellin. S. 255.
CXCII. Das weibliche Rennthier. Buffon Supplem. S. 255.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc de, 1707-1788 / Martini, Friedrich Heinrich Wilhelm, 1729-1778 / Otto, Bernhard Christian, 1745-1835

Herrn von Buffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere

Bd.: 10

Brünn 1786

H.nat. 94-3,10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075185-2
VD18 8011413